

Editorial #30: Post-Digital Humanities

Redaktion LIBREAS

Motivation für die Ausgabe

Warum Post-Digital-Humanities? Eine Antwort auf diese Frage haben wir im Call for Papers dieser Ausgabe zu formulieren versucht. (LIBREAS. Redaktion, 2016) Im seitdem vergangenen halben Jahr ist uns nichts begegnet, was uns zu einem grundsätzlichen Abweichen von dieser Position motivieren konnte.

Wir gingen davon aus, dass sich „Post-Digital-Humanities“ als eine Art Gegenlabel sowohl zu den traditionellen Geisteswissenschaften als auch zu den Digital Humanities anbieten. Das Potential dieses Ansatzes, so schrieben wir, „liegt in der Öffnung eines dekonstruktiven und damit das Selbstverständnis hinterfragenden und zugleich voran bringenden Ansatzes. Denn ein allen Geisteswissenschaften gemeinsames Merkmal ist der Diskurs, der auch das Hinterfragen der eigenen Methoden beinhaltet.“ (ebd.)

Da „post-digital“ als Begriff, wie wir ihn unten noch einmal nennen, im Prinzip seine eigene Überflüssigkeit beinhaltet, ist sein einziger Zweck tatsächlich der einer Bewusstmachung. So wie die Idee der Postmoderne jegliche Bildung von Schulen und Ideologien notwendig unterlief, ist die Attributierung von „post-digital“ ein diskursiver Hebel, um das vermeintlich Selbstverständliche zu konfrontieren. Und zwar einerseits mit einer Vielzahl von näheren und entfernten Entwicklungen und andererseits immer auch mit sich selbst.

Zu den näheren Einflüssen lässt sich aus dem Call festhalten:

„Postdigitale geisteswissenschaftliche Arbeit ist [...] eine wissenschaftliche Praxis, die sich unter dem Einfluss und auch mit den Mitteln digitaler Technologien, Netzwerke und Kultureffekte vollzieht. Das Spektrum reicht von n-gram-Analysen bis zu Altmetrics, beinhaltet also in etwa all das, was in der vordigitalen Wissenschaft weder möglich noch ahnbar war. Damit wird sie sinnvoll über das engere Feld der Digital-Humanities-Anwendungen erweiterbar, das de facto vor allem im Bereich der Analyse großer Datenmengen, beispielsweise der Korpuslinguistik oder auch der digitalen Mustererkennung für die Kunstgeschichte ihre überzeugendsten Konkretisierungen erfährt.“ (ebd.)

Die weiteren Einflüsse betreffen unter anderem die Kanäle, über die geisteswissenschaftliche Erkenntnisse kommuniziert werden. Also zu großen Teilen die Bibliotheken, die traditionell Publikationen als formale Diskursträger sammeln, erschließen und verfügbar halten. Post-Digital-Humanities sind daher zwangsläufig auch ein Thema der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Und zwar auch hinsichtlich ihrer Abgrenzung, wie Sandra Balck in ihrem Beitrag zu



Abbildung 1: Redaktionsorte IX: Akzession der Jubiläumsausgabe (Berlin-Mitte, 16. November 2016)

dieser Ausgabe heraus arbeitet. Wenn es der Disziplin gelingt, mit ihrem Überblicksverständnis zu den Entwicklungen des Digitalen relevant Expertise in die Geisteswissenschaften zu vermitteln, dann erfüllt sie exakt ihre Aufgabe. Und sie wäre in der Lage, einen stabilen Gegenpol zu dem stetigen „prognostischen Unbehagen“ zu entwickeln, das Bibliotheken regelmäßig gegenüber medialen Veränderungsprozessen hegen. (Ausführlich schreibt dazu Andreas Hartsch in seinem Beitrag.)

Wenigstens aus unserer Sicht ist das zeitgemäße Forschungsfeld der Bibliotheks- und Informationswissenschaft weniger, wie Bibliotheken digitale Systeme für die Optimierung ihrer traditionellen Aufgaben nutzen, sondern die Frage, wie wissenschaftliche Kommunikation und wissenschaftliches Publizieren unter dem Einfluss digitaler Technologien zu verstehen und zu gestalten sind. Die Bibliotheks- und Informationswissenschaft kann zudem als eine Art Meta-Wissenschaft ihre Erfahrung in puncto Digitalisierung von Kulturobjekten als auch ihre Expertise in der Elektronisierung von wissenschaftlichen Arbeitsabläufen einbringen.

Postinternet / postdigitale Wissenschaften – eine Begriffsbestimmung

Die Idee, Begriff und Bezeichnung des Post-Digitalen kommt zunächst aus der Kunst beziehungsweise eigentlich aus der elektronischen Musik, woran Florian Cramer unlängst erinnerte. (Cramer, 2016) Abstrakter und im gesellschaftlichen Rahmen bedeutet es, dass das Digitale quasi-alternativlos ist. Selbst wenn wir Print lesen, stehen dahinter digitale Technologien und eben keine Schriftsetzer und Druckstöcke mehr. Zugleich zeigt sich, dass das „Digitale“ doch

keine Revolution ist. Oder keine mehr. Das Digitale ist die Fortsetzung der Trivialitäten des Alltags mit anderen Mitteln. Und, wie man oft festzustellen vermeint, ihre Entgrenzung. Florian Cramer zielt zurück auf Alessandro Ludovico und stellt mit diesem fest, dass das mit Vehemenz postulierte anstehende Ende des Gedruckten fast notwendig ausbleiben musste.

„Print und Elektronik [stehen] daher nicht im Gegensatz von ‚altem‘ und ‚neuen‘ Medium, sondern erfordern neue, analog-digitale Kombinationen. Wie die postdigitalen Musiker im Jahr 2000, argumentierte Ludovico im Jahr 2012, dass Digitaltechnologie nicht per se Fortschritt und Zukunft bedeute.“ (ebd.)

Historisches Verständnis lehrt, dass sich seit je lineare und absolute Aussagen darüber, wie etwas sein wird, am Ende sehr häufig als überschaubare Egoprojekte erweisen, die einen bestimmten individuellen Wirkungswunsch, nicht aber die grundsätzliche Komplexität von in Wechselwirkungen dahinfließender Systeme als zentrale Größe definieren. Insofern ist Vorsicht bei allzu scharfen Verkündigungen und Alternativlosigkeitsbehauptungen geboten. Denn wie eigentlich jede/r weiß, ist es bei Technologie- und Gesellschaftsentwicklung zweckmäßiger, statt auf langfristige Prophezeiungen auf eine Kombination aus stabilen Grundwerten und iterative Analysen der jeweiligen Gegenwart unter Berücksichtigung bestimmter und abschätzbarer Wahrscheinlichkeiten zu setzen. Dann bleibt vielleicht manche „Disruption“ aus. Dafür sind die Ergebnisse aber belastbarer und inklusiver. Zudem verpasst man die wirklichen Bruchstellen meist ohnehin sowieso trotz aller Hype-Zyklen. Das vermeintlich Revolutionäre fällt dagegen sehr regelmäßig in oft nicht nur angenehme bekannte Muster zurück.

Die Aufgabe von Kritik, wie auch wir von LIBREAS sie verstehen, ist, beständig daran zu erinnern und auch daran, dass eine ideologische Hingabe gleich welcher Art, also egal ob an kommunistische Manifeste, den Apple-Chic, ein großes Amerika oder die Open-Access-Bewegung früher oder später die Ausfahrt zu einer handhaberen Realität verpassen müssen. Selten wurde das in einer Ballung deutlicher als in diesem eigenartigen Jahr 2016.

Post-Internet = Die Allgegenwart der Commons?

Das spielt deutlich mit einem weiteren von Florian Cramer thematisierten Aspekt zu Post-Internet- und Post-Medienkulturen zusammen:

„Die[se] Begriffe drücken ein Bedürfnis aus, Kunst unter [...] veränderten technisch-geopolitisch-bildkulturerellen Bedingungen zu beschreiben, die spätestens seit Edward Snowden nicht mehr zu leugnen sind. Im Zeitalter elektronischer Totalüberwachung ist jede und jeder, ob gewollt oder nicht, Performancekünstler und Netzpublizist – und sei es nur durch Überweisen der Miete.“ (Cramer, 2016, S.66)

Entsprechend klar ist, dass eine Schranke auch zwischen Kunst und Wissenschaft an dieser Stelle hinfällig ist. Das Post-Digitale ist nicht mehr Kunst oder Wissenschaft oder Humanities. Es ist ebenfalls total. Als Einsicht ist das wichtig. Aber was können wir damit machen? Bedeutet im alltäglichen Prozessieren von Wirklichkeit und Deutung *postdigital* dann nichts anderes, als einfach einen Zustand ubiquitärer Vernetzung und Interaktion mittels entsprechender Technologien? Also, dass das Digitale so selbstverständlich ist, dass jede Hervorhebung überflüssig wirkt? David Berry notierte 2014 als Gegenwartsbeschreibung:

„Indeed, just as the ideas of ‚online‘ or ‚being online‘ have become anachronistic as a result of our always-on smartphones and tablets and widespread wireless networking technologies, so too the term ‚digital‘ perhaps assumes a world of the past.“
(Berry, 2014)

Für uns in diesem Rahmen Agierende bedeutet es: *die digitale Revolution ist vorbei*. Willkommen zu den Mühen des Alltags. Auch das ist heilsam, nicht zuletzt für die sich selbst erklärenden Digital Humanists, die verstehen müssen, dass sie dann, wenn sie ihre Wissenschaftspraxis auf ein Revolutionsversprechen zu gründen versuchen, etwa 15 Jahre zu spät kommen. Post-Digital-Humanities sind kein Umsturz der Geisteswissenschaften, sondern ein doppeltes Normalisierungsgeschehen. Ihre Aufgabe ist es, das Digitale – also Technologien, Interaktionsformen, Erkenntnismöglichkeiten – in die Geisteswissenschaften zu bringen und zugleich die Geisteswissenschaften – Methodologien, Erkenntniskompetenzen – auf das Digitale zu spiegeln. Post-Digital-Humanities sind kein erfürchtiges Bestaunen von Visualisierungen mehr, sondern eine kritische Anfrage zur Digitalisierung: Wo und wozu?

Dies gilt auch für die Frage, in welcher Form wir wollen, dass in digitalen Strukturen entwickelte Prinzipien auch auf Nicht-digitale Zusammenhänge zurückwirken. Besonders deutlich wird dies im Wiederaufkommen von Allmende-Ideen, oft unter dem Label der Commons, die eine erstklassige Projektionsfläche für die Erben der linken Ideengeschichte darstellen. Florian Cramer beschreibt aktuell die Perspektive der Filmemacherin Hito Steyerl:

„Tatsächlich geht es Steyerl um die veränderte Zirkulation von Bildern und die Ausweitung von ‚Open Access‘-Prinzipien von digitalen Dateien auf ‚Wasser, Energie und Dom Pérignon-Champagner‘“ (Cramer, 2016)

Das freie Zirkulieren ist das Grundprinzip und führte mit neokommunistischen Utopien wie der von Hito Steyerl in ein ganz anderes „Internet der Dinge“:

„If copyright can be dodged and called into question, why can't private property? If one can share a restaurant dish JPEG on Facebook, why not the real meal? Why not apply fair use to space, parks, and swimming pools? Why only claim open access to JSTOR and not MIT – or any school, hospital, or university for that matter? Why shouldn't data clouds discharge as storming supermarkets? Why not open-source water, energy, and Dom Pérignon champagne?“ (Steyerl, 2013)

„If circulationism is to mean anything, it has to move into the world of offline distribution, of 3D dissemination of resources, of music, land, and inspiration. Why not slowly withdraw from an undead internet to build a few others next to it?“ (Steyerl, 2013)

Wir müssen an dieser Stelle die praktischen Hürden dieses Gedankenspiels außen vor lassen. Es geht einzig darum, zu registrieren, dass das Post-Internet einen politischeren Kern enthalten kann, als man zunächst unter anderem auch nach der Inaugenscheinnahme entsprechend gelabelter Kunstschaufen vermuten möchte.

Die Informationsethik an doppelter Front?

Aus der Sicht der Bibliothekswissenschaft steht die Informationsethik wieder ganz vorn in der Verantwortungskette. Bekanntlich schuftet sie sehr engagiert, zumindest auf dem Open-Access-Feld und zwar an doppelter Front: Den wissenschaftlichen Großverlagen, die es vermochten, sich in aller pop- und postmodernen Raffinesse ein progressives Thema anzueignen, um auf dem Grundnarrativ Geschäftsmodelle aufzupropfen, die unter dem Strich wieder Bilanzen erscheinen lassen, die in den 1990er Jahren mit der Bezeichnung Zeitschriftenkrise erst zur Entstehung der Open-Access-Bewegung führten. (Und die mit Schattenbibliotheken dort eine Art Grassroots-*Remedium* fand, wo Bedarf und Bequemlichkeit nicht mit Angebot und Nutzungsbedingungen für wissenschaftliche Publikationen übereinstimmen, wie Eric Steinhauer in seinem Beitrag über Sci-Hub ausführt.)

Die andere Front sind Buchverlage und versprengte Akteure aus den Geisteswissenschaften und dem Bibliothekswesen, die genau diese Gefahr attackieren, jedoch nicht die Gefahrenquelle, sondern vielmehr alle anderen, die in der Mitte unterwegs sind und sich fragen, wie (post)digitales Publizieren eigentlich sinnvoll aussehen kann. (Kaden, 2016a)

Auf der Ebene des entsprechenden Diskurses zeigt sich daher, dass ein sanfteres Denken in Richtung Wissensallmende – deren Vorstufe die Idee der Öffentlichen beziehungsweise öffentlich nutzbaren Bibliothek war – von zwei Seiten angegriffen wird, deren gemeinsames Merkmal das expansive Verankern bestimmter Geschäftsmodelle ist. Während die großen Wissenschaftsverlage schlicht auf den Rücken des Open-Access-Zeitgeistes aufsatteln, arbeiten sich die Verleger des guten Fach- und Lehrbuches an einer vermeintlichen Gefährdung von Grundrechten ab, die für sie dann vorliegt, wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler andere Kanäle zur Kommunikation ihres Wissens zur Verfügung haben, als die, die diese Verlage kontrollieren. (Siehe dazu auch den Beitrag von Thomas Ernst in dieser Ausgabe.)

Dass die Sprecher (offenbar nur Sprecher, was vielleicht auch etwas über diese Debatte sagt) der letztgenannten Position in erstaunlicher Beharrlichkeit die Binärität von Digital zu Analog ausspielen, ist nur scheinbar ein Anachronismus. Bei genauerer Betrachtung folgen sie, bewusst oder unbewusst, höchst gegenwärtigen Diskursstrategien, die aktuell – ein weiteres „post“ – also postfaktisch beschrieben werden. In Deutungsräumen die eben nicht ein-deutig bestimmbar sind, sondern vielmehr unendliche Vernetzungen und Verästelungen zulassen, trumpft die einfache Behauptung jede Unsicherheit. Die Strategie ist, griffige Marker zu kommunizieren, mit denen sich die jeweiligen Zielgruppen assoziieren können. Ein Beispiel ist die Behauptung, Open Access gefährde die Wissenschaftsfreiheit und führe zwangsläufig in einen Publikationszwang. Eine weitere Strategie ist, nur Prämissen zu konstruieren, die zwar keine reale und logische Basis haben, jedoch einfache Zielscheiben darstellen, anhand derer das verunsicherte Publikum überzeugt werden soll. Was in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen leider gefährlich gut funktioniert, läuft in wissenschaftlichen Kontexten glücklicherweise meist ins Leere, da diese Zielgruppen im Ergebnis Logik und Beleg stärker als Alarmismus und Behauptung gewichten.

Nach dem Binären

Eine der faszinierendsten Eigenschaften des Post-Digitalen ist, mit welcher Zielstrebigkeit der Einfluss digitaler Kommunikationspraxen dazu führt, Binaritäten aufzulösen. Transdiskursive Kompetenz ist die Fertigkeit der Stunde und übrigens auch der Bibliotheken, die sich mehr als Diskurs- denn als Bestandsvermittler verstehen müssen. Wie könnte man Katja Kwastek widersprechen, wenn sie schreibt, „dass das Digitale auch andere Diskursformen mit sich bringt“? (Kwastek, 2016, S. 80) Genaugenommen ist das ein Gemeinplatz und auch nicht ganz stimmig, denn das Digitale manipuliert bestehende Praxen des Diskurses. Die Herausforderung besteht nicht zuletzt für die digitale Wissenschaft darin, die entsprechenden Prozesse und Auswirkungen zu verstehen und in der Folge zu entscheiden, ob man diesen folgen oder sie gestalten möchte. Will man sie gestalten, ist eine bedeutende Facette der Post-Digital-Humanities die Auseinandersetzung mit der Frage, wie Wissenschaft digital kommuniziert. Denn was Katja Kwastek bei ihrer Reflexion über eine „Postdigitale Kunsthistorie“ beschreibt, ist eine zwar sehr zutreffende doch eher eine simple Grunddiagnose:

„Heterogene Forschungs- und Publikationsplattformen und schnelle Online-Diskussionen lassen oft zunächst einmal jeden Autor und Beitrag zu. Erfolg hat, wem es gelingt, genug Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Reputationssysteme ersetzen die Kanonwächter. Sicher ist ein bloßes ‚Liket‘ oder ‚Retweeten‘ noch kein qualitativ differenzierter Diskurs, aber hier obliegt es letztlich den Nutzern selbst, entsprechend intelligente Systeme zu entwickeln.“ (Kwastek, 2016, S.80)

In eine ähnliche Richtung weist die Erläuterung der Siggenthese #10:

„Die Zukunft wird durch die Beteiligten gestaltet, somit beeinflussen wir die Gültigkeit unserer eigenen Prognosen. Da der Gestaltungsprozess grundsätzlich in einem Interessenwiderspruch stattfindet und der Diskurs dazu über weite Strecken von durchsetzungsgtriebener Rhetorik geprägt wird, ist es erforderlich, die eigenen Ziele und Interessen eindeutig und verständlich benennen zu können.“ (vgl. Kaden, 2016b)

Es gilt zu bestimmen, welche Art von Geisteswissenschaften die Post-Digital-Humanities sein wollen und welche Form von Diskurs sie als zulässig definieren möchte. Und es gilt gleichermaßen, welche Rolle Bibliotheken und andere Akteure der Organisation wissenschaftlicher Diskurse übernehmen können und wollen. Die vorliegende LIBREAS-Ausgabe wird dafür naturgemäß nur Impulse vom Rand geben können.

Ihre / Eure Redaktion LIBREAS. Library Ideas
(Berlin, Chur, Dresden, Hannover, München)

Quellen

David Berry: Post-Digital Humanities: Computation and Cultural Critique in the Arts and Humanities. In: Educause Review, 19.05.2014, <http://er.educause.edu/articles/2014/5/postdigital-humanities-computation-and-cultural-critique-in-the-arts-and-humanities>.

Florian Cramer: Nach dem Koitus oder nach dem Tod? Zur Begriffsverwirrung von „Postdigital“, „Post-Internet“ und „Post-Media“. In: Kunstforum International, Bd. 242, Sept.-Okt.2016. S. 54-67.

Ben Kaden (a): Die Entdeckung des „Faselns“. Der Stroemfeld-Verlag sieht sich über dem Diskurs. In: LIBREAS. Weblog, 07.11.2016, <https://libreas.wordpress.com/2016/11/07/stroemfeld/>.

Ben Kaden (b): Wissenschaftskommunikation auf Gut Siggen. Und zehn Thesen als Ergebnis. In: LIBREAS. Weblog, 24.10.2016, <https://libreas.wordpress.com/2016/10/24/siggener-thesen-wissenschaftskommunikation/>.

Katja Kwastek: Wir sind nie digital gewesen. Postdigitale Kunst als Kritik binären Denkens. In: Kunstforum International, Bd. 242, Sept.-Okt.2016. S.68-81

LIBREAS.Redaktion: Post-Digital Humanities aus bibliotheks- und informationswissenschaftlicher Sicht. In: LIBREAS. Weblog, 04.05.2016 <https://libreas.wordpress.com/2016/05/04/libreas-cfp-digital-humanities/>.

Eric Steinhauer: Die Nutzung einer „Schattenbibliothek“ im Licht des Urheberrechts. Einige Überlegungen am Beispiel von Sci-Hub - ein Diskussionspapier. 14.12.2016, https://ub-deposit.fernuni-hagen.de/receive/mir_mods_00000825.

Hito Steyerl: Too Much World: Is the Internet Dead? In: e-flux Journal #49 - November 2013, <http://www.e-flux.com/journal/49/60004/too-much-world-is-the-internet-dead/>.

Notiz zum Cover der LIBREAS-Ausgabe 30 – #Frieden

Ben Kaden

Die Auswahl des Cover-Motivs für die Ausgabe 30 lässt sich sowohl inhaltlich als auch biografisch und sogar zeitgeschichtlich begründen. Die Grundlage bildet eine Fotografie eines Mosaikwandbildes des Künstlers Walter Womacka, das seit 1988 die südwestliche Außenwand einer Gaststätte auf der Marzahner Promenade in Berlin-Marzahn einnimmt.

Das Wandbild trägt den Titel *Frieden* und ist leider furchtbar aktuell angesichts der erschreckenden Eskalation des Krieges in Syrien, dem man in der globalen Perspektive erschreckend hilflos gegenüberzustehen verpflichtet ist – ein Gefühl, das dieser Tweet <https://twitter.com/sshaked/status/809112310119800833> des Bibliothekswissenschaftlers Shaked Spear deprimierend präzise fasst – und auf einer lokalen Ebene immerhin mit der Bereitschaft zur Aufnahme von Flüchtlingen einhergehen kann und aus unserer Sicht auch muss. In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf die hevorragende Institution der Asylotheken verwiesen: <http://www.asylothek.de/>.

Die Bildsprache ist auch im gewählten Ausschnitt Womacka-typisch eingängig. Friedenstaube und Mensch erscheinen als schlichte Zeichnung. Sie wirken fast einen Hauch zu geometrisiert. Hinter dem Profil deutet sich als Unterlagerung ein Porträt an. In diesem Ausschnitt wirkt es wie ein Aufruf, zwischen den Zeilen zu lesen, genau hinzuschauen, wie eine Erinnerung also daran, dass sich hinter dem vordergründig und unmittelbar Wirkenden Variationen und andere Perspektiven befinden. Der sinnliche Fokus – Auge und Mund – liegt auf dem Sehen und Sprechen. Überraschenderweise fehlt auch in der Gesamtsicht das Ohr, als wäre das Zuhören in der späten DDR ohne Belang. Wenn Sprache wahrgenommen wird, dann wird sie von den Lippen gelesen.

Die grafische Qualität erinnert an technische Entwürfe, was die Verbindung zu unserem Thema der digital geprägten Geisteswissenschaften herstellt, zumal das Mosaiksteinchen heute unweigerlich die Idee des Pixels hervorruft. Mensch und Gesellschaftskonzepte wie die des Friedens werden gerastert dargestellt, hier allerdings nicht in der digitaltechnischen Perfektion, sondern von Hand gesetzt und dennoch in größtmöglicher Exaktheit. Die Bildpunkte erkennt man freilich erst aus der Nahsicht. Aus der Ferne zeigt sich eine Art der eingängigen Alltagsillustration, wie sie für den Städtebau der DDR typisch war und der neuen Fußgängerzone im neuen Wohngebiet der vor ihrem Ende stehenden Deutschen Demokratischen Republik einen Symbolreigen des sozialistischen Narrativs vermitteln sollte. Picassos Friedenstaube trifft die Ingenieure des Menschlichen – das ist die Bildsprache nicht nur dieser Marzahner Promenadenmischung.

Wenigstens ein Teil der Redaktion trägt Spuren elemente dieser Gesellschaftskultur im Bestand der Erinnerung, da er sie noch in Schuljahren und teils sogar in exakt dieser Nachbarschaft kennengelernt hat. Es war eine Welt der einfachen Wahrheiten und wenn man sie zu akzeptieren bereit war, konnte man sich mehr oder weniger angenehm in ihr einrichten. Wenn man



Abbildung 1: Die fotografische Vorlage des Covers steht unter einer CC-BY-Lizenz und kann hier abgerufen werden: <https://www.flickr.com/photos/benkaden/31320196265/>

heute durch Marzahn wandert, spürt man sicher noch deutlicher als damals die sehr ambitionierte städtebauliche Grundanlage, die dem urbanen Durcheinander der Innenstadtbezirke eine trotz aller Monumentalität geradezu sanfte und in jedem Fall überschaubare Lebensmodellierung entgegensezten. Das Wunschbild des Einfamilienhauses findet sich hier neben dem 22-Geschosser in einer Art überdimensionaler Parklandschaft verwirklicht. Mit dem zeitlichen Abstand versteht man zugleich, dass die Bürgerlichkeit, die sich hier offenbart, die des kleinen Maßes war. Normierte Wohnzellen treffen auf Schrebergartenidyllen, die heute wie gestern das Ideal des mit dem Lineal gezogenen Beetes ausstrahlen. Marzahn ist eine raumgewordene Idee der freundlichen Kontrolle und damit auf seine Art Sinnbild der DDR. An den Rändern, die hier in der Mitte liegen, brach und bricht es notwendig auf. Der Stadtumbau hat auch die Marzahner Promenade verändert. Die Ende der 1980er von den Anwohnern herbeigesehnten Ladengeschäfte tragen sich kaum, unter anderem da die Nachwendezeit eine der üblichen und farblosen Shopping-Malls an das Ende der Nahversorgungszone setzte. Aber tot ist der Raum nicht. Dazu ballen sich hier zu viele Menschen. An Wochentagen ist Markt unter dem überlebensgroßen Bronzedenkmal für die Erbauer des Bezirks und die vietnamesischen Zigarettenhändler stehen nach wie vor am Eck als wäre es noch 1993 und zaubern auf Zuruf ein steuerfreies Päckchen oder eine Stange hervor. Wer will, kann gleich in der Nähe mit der Tram direkt ins Herz des neuen Berlins fahren. Zeitschichten überlagern und durchdringen sich in einer Form, die man durchaus als postmodern bezeichnen kann. In der Nebenspur der Promenade gibt es sogar noch etwas vergessene Pop-Art von Hans Ticha. Den dem Eastgate-Einkaufszentrum entgegengesetzten Endpunkt der Promenade bildet schließlich das Freizeitzentrum Marzahn mit einem gut besuchten öffentlichen Schwimmbad von dessen Fensterfront aus man Ingeborg Hunzingers disharmonisches „Denkmal für Kommunisten und antifaschistische Widerstandskämpfer“ sehen kann. Und hinter diesem leuchtet in blauen Großbuchstaben in diesen Stadtraum aus einer anderen (prädigitalen) und zugleich aus unserer (postdigitalen) Zeit: BIBLIOTHEK.

Ben Kaden ist Mitherausgeber des Journals LIBREAS. Library Ideas und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.

Das Hybride als Normalität. Digitaler Wandel und analoge Herkunftswelten

Andreas Hartsch

Diskursanalytisch untersucht werden konzeptionelle Verunsicherungen bei der Medienausrichtung von Bibliotheken, die von einer unsteten, auf Durchsetzungserefolge bauenden Orientierung an unbewiesenem Gleichzeitigen oder Zukünftigen herzuröhren scheinen. Dabei gerät Bewiesenes unter Begründungswänge und Verdrängungsdruck. Paradigmatisch dafür wird der Satz ausgemacht: 'Das Neue ist das Gute', von dem eine Steigerungsform, nun unter gänzlichem Verzicht auf Qualitätsurteile existiert: 'Das Neue ist das Selbstverständliche'. Das wird hier hinterfragt mit transdisziplinärem Blick auf Diskussionsbeiträge hauptsächlich aus 2014 bis 2016. Herausgearbeitet wird ein informationswissenschaftliches Plädoyer für Mediensymbiosen aller Art, auf die das hybride Bibliotheksverständnis - in den Geisteswissenschaften zumal - selbstredend seit Jahrzehnten zu Recht aufsetzt und dessen Versteigung dringend empfohlen wird.

„In the roiling cauldron of change now being felt by academic libraries, it would be foolhardy to hazard definitive responses to most of these questions, though some futures seem more attractive than others and worth some effort to bring into being.“
(2012)¹

Allenthalben herrscht prognostisches Unbehagen, permanente Rekontextualisierung oder diffuse Vorwegnahme des vermeintlich Kommenden: „Perpetual beta“ als problematisches Entwicklungsprinzip nach dem Motto: „Nur was sich ändert, bleibt“.² „Change Management“ scheint zum Dauerrend³ auch in Bibliotheken geworden zu sein. Das „Handbuch Bibliothek“ von Umlauf/Gradmann (2012) systematisiert das Nachdenken über die Zukunft der Bibliothek in Bibliotheksutopien, Bibliotheksideale, Bibliothekspрогнозы и Bibliotheksszenarien.⁴

Dieser „roiling cauldron of change“ verbindet sich mit einem „Akzelerationismus“, wie ihn nicht nur der US-amerikanische Dichter Kenneth Goldsmith (2015) wahrnimmt: „Wir vollführen atemlos [...] unsere digitalen Rituale [...].“⁵

¹Fischer, Karen et al. (2012) Give 'Em What They Want. In: College and Research Libraries. 73(2012)5, S. 492.

²Motto des Bibliothekartags 1998, Frankfurt am Main.

³Zu dessen Problematisierung vgl. Fuhrmans, Marc (2016) Change Management – Mainstream oder unverzichtbarer Werkzeugkasten? In: Perspektive Bibliothek, 5.1(2016), S. 3-24.

⁴Umlauf, Konrad (Hg. et al. 2012) Handbuch Bibliothek, hier S. 387-390.

⁵Goldsmith, Kenneth (2015) Der digitale Todestrieb. In: Kulturaustausch 65(2015)2, S. 55.

Beide Faktoren, permanenter Wechsel in der Form eines sich verstetigenden Veränderungsmanagements und hohes Tempo,⁶ werden schon seit Jahrzehnten als systemischer Kontext, auch für das Bibliothekswesen, konstatiert: „Die Rapidität der Entwicklung ist zum Signum des technischen Zeitalters geworden, das die ständige Neuorientierung einschließt.“⁷

Verstetigter Wandel und steigendes Tempo als Konstanten der Modernisierung verbinden sich zudem mit einer Vorwegnahme des vermeintlich Kommenden, wie sie Uwe Jochum (2007) in seiner „Kleinen Bibliotheksgeschichte“, zu recht kritisch, vermerkt⁸. Sie spuke schon seit den 70er Jahren als implizites Telos⁹ durch die Bibliotheksgeschichte.

Gegenstand und Vision dieses Telos ist jene vorauseilende Vorwegnahme der ultimativ vernetzten, vollständig auf digitaler Technik basierenden, gänzlich virtuell gewordenen globalen Datenbank aller Wissenobjekte, mithin die Volldigitalisierung von Weltkultur. Dies in der Regel gerne kombiniert mit dem felsenfesten Glauben an das definitive Verschwinden des Buches gleich morgen oder übermorgen: das Ende von „Paperage“¹⁰.

In solchen Phasen kultureller Unübersichtlichkeit und konzeptioneller technikinduzierter Desorientierung, so Michael Hagner (2011), würden oft grundsätzliche Zweifel gesät und es käme zu medialen Heilserwartungen, die sich vornehmlich auf neue Technologien stützten.¹¹

So wird „gemenetekelt“, dass auch dem Berufsstand, der für die Verwaltung des Wissenscontainers Buch in der Vergangenheit verantwortlich zeichnete, der Untergang¹² drohe: „Zutritt zur Cloud hat nur, wer einen Beitrag zur eigenen Überflüssigkeit leistet.“¹³

Es ist unmittelbar einsichtig, dass in einem solchen Kontext das Nachdenken über ein Phänomen, das zu einer Art von unauffälligem Residuat im steten Wandel ohne Aufmerksamkeitspotential geworden ist, das Hybridkonzept, kein leichtes Unterfangen, aber vielleicht ein durchaus notwendiges darstellt. Dabei hat ein weitgreifendes Verständnis des Hybridbegriffs durchaus das Potential, umfassend alle Formen und Begegnungsräume analoger Herkunftswelten mit Digitalisierung abzudecken und die Normalität ihrer notwendig symbiotischen Beziehung aufzuzeigen.

Dies mit Blick auf die Geisteswissenschaften vor dem Hintergrund des aktuellen Diskussionsstandes zum digitalen Wandel herauszuarbeiten und argumentativ zu untermauern, ist der Fokus und gleichzeitig die Beschränkung dieses Versuches einer Diskursanalyse.

⁶Vgl. Kotter, John P. (2014) Accelerate. Building strategic agility for a faster-moving world. Boston : Harvard, 2014. [Dt. Übers. München : Vahlen, 2015], S. 3: „Today any company that isn't rethinking its direction at least every few years (as well as constantly adjusting to shifting contexts) and then quickly making necessary operational changes is putting itself at risk.“

⁷Raabe, Paul (1986) Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet, S. 13.

⁸Vgl. Jochum, Uwe (2007), Kleine Bibliotheksgeschichte. 3. Aufl., S. 222.

⁹Für die geschichtsphilosophische Unerlässlichkeit der Zukunftsoffenheit siehe Hölscher, Lucian (2009) Semantik der Leere. Grenzfragen der Geschichtswissenschaft.

¹⁰Sehenswert der Kurzfilm, Gewinner des Webvideopreises 2013: Paperage. Online-Ressource: siehe Bibliographie.

¹¹Vgl. Hagner, Michael (2011) Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch; keine Datei. In: Zintzen, Clemens (Hg. 2011) Die Zukunft des Buches. Stuttgart, 2011. S. 49-51.

¹²„dead-end-job“ librarian vgl. Bonte, Achim (2015) Was ist eine Bibliothek? In: ABI Technik 35(2015)2, S. 95.

¹³Gödert, Winfried (2015), Hashtag Erschließung. Online-Ressource: <http://eprints.rclis.org/24643/> (27.02.2015). Hier S. 1.

Vorüberlegungen

Ausgangspunkt der Erkundungen ist der Typ der wissenschaftlichen Bibliothek im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften. Der Fokus der Überlegungen liegt auf diesem Bibliothekstyp. Allgemeine Aussagen zur Bibliothek als solcher, als kultureller Institution werden nur vereinzelt getroffen. Eine mangelnde Zielansprache des Bibliothekstyps widerfährt oft in Fachbeiträgen, sei es, dass gar nicht präzisiert wird, von welchem Bibliothekstyp gesprochen wird, sei es, dass je nach Fortschreiten der Argumentation mit einer gewissen Beliebigkeit der Fokus wechselt. Das soll hier vermieden werden. Fokus ist stets der Typ der geisteswissenschaftlichen Spezialbibliothek und ihr Fachpublikum.

Der digitale Wandel, die digitale „Revolution“ relativiert diesen Fokus. Der „Digitale Wandel“ muss als das übergeordnete Phänomen begriffen werden, in dem Forschung und Wissenschaft, mithin die Gesellschaft als Ganzes im Prozess einer systemischen Transformation sich befinden.

Bei einem solchen theoriegeleiteten Versuch geht es letztlich um die Klärung aus bibliothekarischer Sicht, inwieweit der Hybridansatz als Dauerkonzept unerlässlich sein könnte für die „Werkstatt“,¹⁴ das „Laboratorium“¹⁵ der Geisteswissenschaften. Wäre sogar von einer Notwendigkeit für textorientierte Buchwissenschaften zu sprechen? Ist er dauerhafter Ausdruck eines Komplementaritätsprinzips von analogen Herkunftswelten und digitalen Simulacra? Ist die mediale Andersartigkeit zwischen Analogem und Digitalem für die Geisteswissenschaften unüberbrückbar, geht sie hybrid-synergetisch zusammen oder kann sogar von „Verschmelzung“ gesprochen werden? Kann Dematerialisierung für textbasierte Wissenschaften die Zukunft sein? Und nicht zuletzt: Müssen Geisteswissenschaften im medientechnologischen Sinne stärker ihre Eigenart gegenüber STM-Fächern¹⁶ betonen?

Hier werden unter den Kultur- und Geisteswissenschaften ganz traditionell die Wissenschaften verstanden, deren Leitmedium oder „Königsformat“ für Forschungsinhalte und wissenschaftliches Arbeiten das Printbuch beziehungsweise die Monografie ist. Diese sogenannten „Buchwissenschaften“ oder textorientierte Wissenschaften werden als unterschieden verstanden in ihrem hermeneutischen Bemühen und ihren Methoden von den Naturwissenschaften und quantifizierenden Sozialwissenschaften, trotz aller Transdisziplinarität. Dabei kann die Plausibilität dieser Basisunterscheidung im Rahmen der hier vorliegenden Ausarbeitungen nicht umfassend erneut begründet werden, sondern muss als allgemein akzeptierbar vorausgesetzt werden.¹⁷

Es wird dennoch ein ausreichend weiter Rahmen aufzuspannen sein, in den die Teilthemen dann eingehängt werden können. Das wird mit sich bringen, dass das engere Thema, die mediale Hybridität, häufiger überschritten wird. Dies ist unvermeidlich, weil nur so Querverbin-

¹⁴ Adolf von Harnack (1905): „Bibliotheken [...] sind Speicher und Werkstätte und Instrument der Wissenschaft zugleich.“ Zitiert nach Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung, S. 23. Jüngst wieder aufgegriffen von Wolfram Horstmann in seiner Rede zur Amtseinführung als Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen am 24. Juli 2014. Siehe: Bibliothek, Forschung und Praxis, 38(2014)3, S. 503-505.

¹⁵ Vgl. Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung, S. 28f.

¹⁶ „Naturwissenschaftler haben offensichtlich kein Problem damit, dass ihre Veröffentlichungen nur noch digital existieren. Aber warum sollten Geisteswissenschaftler sich diesen Habitus zu eigen machen?“ Wilfried Sühl-Strohmenger (2016) in seiner Besprechung des Buches von Michael Hagner: Zur Sache des Buches. In: Bub 68(2016)4, S. 209.

¹⁷ Zur Problematisierung dieser Unterscheidung siehe Oexle, Otto Gerhard (Hg. 1998) Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität? Göttingen, 1998.

dungen und die Multidisziplinarität des analog-digitalen Begegnungsraumes wenigstens ansatzweise deutlich werden können.

Der Ort der Bibliothek gehört von seinen Möglichkeiten her, wie die Profession dies gerade trendsicher wiederentdeckt, zu den realen Räumen von Wissensgenerierung auch im digitalen Zeitalter.¹⁸ Wer von Wissensgenerierung spricht, wird selbstredend von der medialen Vermittlung von Informationen und Wissen zu sprechen haben, also Anleihen bei der Medienwissenschaft machen müssen, die Hybridität als nach wie vor sperrigen Begegnungsraum analoger und digitaler Medien mitzudenken haben, Kognitionswissenschaften, Aufmerksamkeitsökonomie, anthropologische Grundkonstanten im Mensch-Technik-Verhältnis ebenso mitdenken müssen wie systemische Einwirkungen auf das Subsystem Bibliothek durch digitalen Wandel und Phänomene der computergetriebenen Beschleunigung des modernen Zeitregimes; Konvergenz im technischen Sinne, Emergenz¹⁹ neuer Wissensinhalte, Latenz²⁰ potentieller Inhalte im Analogen und Digitalen.

„Der Koppelung von Medientechnik, Denkfiguren und Wissensformationen ist nicht zu entkommen, weil keine geistige Tätigkeit im immateriellen Raum stattfindet, sondern auf die Materialität ihrer Mittel angewiesen ist.“²¹

Nicht thematisiert werden soll, trotz aller folgenden Reflexionen zum Medium Buch, zur Mediatform Text und zum Lesen als den hier ausgewählten Kernelementen von Wissensgenerierung, die Buchkultur als solche.

Auch der Zeitschriftenmarkt und damit die Produktion und Distribution von wissenschaftlichen Aufsätzen und Forschungsartikeln kann nicht in den Blick genommen werden, weil er von sehr komplexen Mechanismen bestimmt wird, unter denen Open-Access eine zentrale Strategie ist, wie sie Michael Hagner (2015) im Kontext von „Informationskapitalismus“²² analysiert, der die hier abgehandelte mediale Hybridität nicht im Kern betrifft, sondern ihr systemisches Umfeld. Die entscheidenden Aussagen richten sich am Format der Monografie, der Narrative in Buchform aus.

Was ebenfalls keine Erwähnung findet, sind die Schreibprozesse, die in den „Werkstätten“ der Geisteswissenschaften, mithin den Lesesälen, natürlich auch stattfinden.

„Nun ist es allerdings so, dass im Lesesaal keineswegs nur Lesen [...] stattfindet, sondern vor allem das Schreiben. [...] Mithin kann man den Lesesaal auch Schreibwerkstatt nennen. [...] Bleibt festzustellen, dass ein derartig prekärer, sozial wie ko-

¹⁸Siehe Werner, Klaus Urlich (2015) Bibliothek als Ort. In: Praxishandbuch Bibliotheksmanagement, Bd. 1, S. 95-107.

¹⁹Begriff für die komplexe Logik von Aufwärtskausalität, d.h. die Entstehung komplexer, ganz neuartiger Eigenschaften und Begriffe aus der Interaktion einfacherer Elemente. Vgl. Draguhn, Andreas: Angriff auf das Menschenbild?, S. 268. In: Hilgert, Markus (Hg. et al. 2012) Menschen-Bilder.

²⁰Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg. et al. 2011) Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2011. Ellrich, Lutz (Hg. et al. 2009) Die Unsichtbarkeit des Politischen. Theorie und Geschichte medialer Latenz. Bielefeld : Transcript, 2009. Diekmann, Stefanie (Hg. et al. 2007) Latenz. 40 Annäherungen an einen Begriff. Berlin : Kadmos, 2007.

²¹Karpenstein-Eßbach, Christa (2004) Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien, S. 99.

²²Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches. Siehe insbesondere das Kapitel „Alles umsonst? Open Access“, S. 63-130. Einführend auch Münch, Richard (2011) Akademischer Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform. Berlin : Suhrkamp, 2011.

gnitiv und kommunikativ konstituierter Ort der Wissensgesellschaft bis heute nicht begriffen ist.“²³

Nicht der intellektuelle Output, und damit insbesondere auch nicht kollaborative Schreibprozesse,²⁴ wohl aber die Wissensaufnahme und Wissensgenerierung qua Lesen soll in den Blick kommen in ihrer starken Abhängigkeit von medialen und räumlichen Bedingungen.

Systemische Rahmenbedingungen hybrider Begegnungsräume

Hartmut Rosa (2005) lieferte in seiner wichtigen Habilitationsschrift²⁵ eine sehr umfassende zeitsociologische Untersuchung des oben erwähnten „Akkelerationismus“²⁶, für den auch er die Digitalisierung als gravierenden Beschleunigungsimpuls seit den 90er Jahren ausmacht:

„Meine heuristisch leitende Hypothese ist [...] die Vermutung, dass die in der Moderne konstitutiv angelegte soziale Beschleunigung in der ‚Spätmoderne‘ einen kritischen Punkt übersteigt, jenseits dessen sich der Anspruch auf gesellschaftliche Synchronisation und soziale Integration nicht mehr aufrechterhalten lässt. [...] An diesem Umschlagpunkt ändert sich [...] die Qualität der [...] Zeit selbst: Individuelle wie kollektive Zeitmuster und -perspektiven werden situativ und kontextabhängig mit dem Fluss der Zeit immer wieder neu bestimmt („verzeitlicht“), was zu historisch neuartigen Formen ‚situativer Identität‘ und ‚situativer Politik‘ führt.“²⁷

Als Indikator für Beschleunigung in der geisteswissenschaftlichen Textproduktion kann man die Renaissance der Kurzformen ansehen, der Miszelle, des wissenschaftlichen Essays, eine Aufwertung von Rezensionstext, Blogbeitrag, des Snippets und des Tweet. Dem Ende der „großen Erzählungen“²⁸ scheint die Verkürzung der Texte und der „Book sprint“²⁹ zu folgen. Geschlossene Textformen sollen sich öffnen, auflösen, in einen „flow“ übergehen, nicht mehr vom Geist eines Autors, sondern der Intelligenz des Schwärms³⁰ sich nähren: „Versionierungen mit dauerhafter Fortschreibungsmöglichkeit“ (Klaus Ceynowa 2014). Es entstehe, so Ceynowa weiter, ein „kontinuierlich fortschreibbares Ökosystem digitaler Objekte“ für „nicht-narrative Inhalte“. In diesen „vernetzten Wissensräumen“ seien die neuen Wissensarbeiter als „agil bewegende Entdecker“ unterwegs. Es gehe um „Immersivität“. Diesen Gedanken des Generaldirektors der

²³Schneider, Ulrich Johannes (2015) Wozu Lesesäle? In: FAZ Nr. 186, Donnerstag, den 13.08.2015, S. 12.

²⁴Vgl. dazu Krameritsch, Jakob (2007) Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung. Münster : Waxmann, 2007. S. 18: „Das Medium Internet – speziell die ‚Potenzialität‘ Hypertext – kommt wie kein anderes Medium vernetzten kollektiven Schreibprozessen [...] entgegen.“

²⁵Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung. Frankfurt, Main : Suhrkamp, 2005. Auf diese Arbeit wird häufig Bezug genommen in jüngeren Zeitdiagnosen, so besonders bei Aleida Assmann (2013), auch jüngst Andreas Rödder (2015), vgl. Kapitel I: Welt 3.0, S. 18-39. Siehe Bibliographie.

²⁶Vgl. weiter oben die Einleitung S. 1, Fußnote 3.

²⁷Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung, S. 48ff.

²⁸Douglas Rushkoff (2014) spricht in apokalyptischem Ton vom „narrativen Kollaps“. Vgl. Rushkopff, Douglas (2014, zuerst engl. 2013) Present Shock, S. 19-76.

²⁹Methode zum gemeinschaftlichen Verfassen von Büchern. Vgl. Artikel „Book sprint“ in Wikipedia, Version vom 6. März 2016, 17:23.

³⁰Zu kollektiver Intelligenz insbesondere in ihrer medialen Abhängigkeit siehe: Ghanbari, Nacim (2013 et al.) Was sind Medien kollektiver Intelligenz? Eine Diskussion. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft, 2013, H. 8, S. 145-155.

Bayerischen Staatsbibliothek in seinem Beitrag „Der Text ist tot. Es lebe das Wissen!“³¹ sind Anregungen für die hier vorliegenden Erkundungen entnommen.

Über eben diesen Tod des Textes, zumindest seine Agonie, wird schon länger gemutmaßt, so auch vom Direktor der Library of Congress Daniel J. Boorstin:

„We now have of course, elaborated communication with unimagined new devices [...]. We have complicated the machinery of sending messages in fantastic new ways in order to make it possible for everyone to receive messages effortlessly [...]. Our faith in progress leads us to assume that the bad is always, if gradually, being displaced by the good, and the good is being displaced by the better. [...]. Now, the displacive fallacy is the belief, that a new technology necessarily displaces the old. [...] Every great innovation in technology creates a new environment for all earlier technologies, and so gives surprising new roles to earlier techniques. [...] In our collaborative age [...] the book [...] remains an island of individualism, the utopia of the non-collaborator. [...] Anyone alert to the problems of communication in our country today [...] will have no difficulty in writing his own prescription for the ideal communication device. [...] There is no better example of the technological amnesia that afflicts the most highly developed civilizations – our tendency to forget simple ways of doing things in our desperate preoccupation with complex ways of doing them – than our need to be reminded that we already possess precisely this device. The name for it (a wonderful four-letter word) is [...].“³²

Es ist nicht das „iPod“, sondern das „book“. Der Artikel erschien vor über 40 Jahren und stellt eine der frühen Reflexionen dar auf den „Tod des Textes“ und das von Uwe Jochum konstatierte Telos vom zwangsläufigen Verschwinden des Buches, dem durch vorauselende Vorwegnahme der vermeintlich kommenden Allverfügbarkeit elektronischer Medien im allesverbindenden Netz entgegengearbeitet werden könne oder müsse.

Das Ende der „Gutenberg-Galaxis“ dräut ja bereits seit dem Erscheinen des so betitelten Buches von Herbert Marshall McLuhan 1962.³³ In seiner Nachfolge formuliert insbesondere Norbert Bolz (1993) seine medientheoretischen Überlegungen zum „Ende der Gutenberg-Galaxis“.³⁴ Und Uwe Jochum (2011) datiert die „Furie des Verschwindens“ (Hegel), und den „Beginn der Selbstabschaffung der Bibliotheken“ auf das Jahr 1965 zurück, in dem J.C.R. Lickliders Programmschrift „Libraries of the future“ erschien.³⁵

Markus Buschhaus (2008) erkennt in diesen zahllosen gleichgearteten Medienanalysen des Verdrängens und Verschwindens eine „Rhetorik der Verabschiedung“, die sich verstetigt habe:

„Als Denkfigur, welche zwischen Revolution und Tradition, zwischen Historie und Historiographie, zwischen Technik und Kultur vermittelt, stellt die Gutenberg-Galaxis

³¹Ceynowa, Klaus (2014) Der Text ist tot. Es lebe das Wissen! Kultur ohne Text. In: Hohe Luft 1(2014), S. 52-57.

³²Boorstin, Daniel J. (1974): A design for an anytime, do-it-yourself, energy-free communication device. In: Harpers Magazine, Jan. 1, 1974 (248), S. 83-86. Die einzelnen Gedanken und Argumente von Boorstin wurden von mir neu angeordnet, um auf die kleine Pointe hinzuwirken; der Sinn von Boorstins Aussagen wird dadurch in keiner Weise entstellt.

³³McLuhan, Marshall Herbert: Die Gutenberg-Galaxis. Zuerst engl. Toronto, 1962. Dt. Ausg. Hamburg, 2011.

³⁴Bolz, Norbert (1993) Am Ende der Gutenberg-Galaxis. München, 1993.

³⁵Vgl. Jochum, Uwe (2011) Die Selbstabschaffung der Bibliotheken. In: Jochum, Uwe ; Schlechter, Armin (Hg.) Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogen (2011), S. 11-25. Hier S. 11.

in der Tat so etwas wie eine medienwissenschaftliche Urszene dar. Sie erlaubt es schließlich, die Revolution auf Dauer zu stellen, den Ausnahmezustand als Regelfall einzuführen, die Alarmbereitschaft aufrecht zu erhalten und aufmerksamkeitsökonomische Ansprüche geltend zu machen. Das liest sich dann wie folgt: ‚Die Gutenberg-Galaxis hört nicht auf zu enden.‘ Oder auch so: ‚Die Geschichte vom Ende des Buches ist eine unendliche Geschichte.‘“³⁶

Tatsächlich verführt heute Digitalisierung durch den Prozess der Konversion, im Ergebnis eine Dematerialisierung, immer erneut zum Nachdenken über das Verschwinden der Originale. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht analysierte Aleida Assmann (2013) im Kontext von Zeit- und Wandlungsbeschleunigung das dahinter stehende Evolutionsprinzip:

„Die Dialektik von Innovation und ‚Antiquation‘ reguliert [...] die Ersetzungsprozesse der technischen Evolution [...]. Auf dem Markt zieht die Produktion des Neuen Aufmerksamkeit an und setzt Begehren frei, während sie zugleich das Bestehende und Bekannte als unattraktiv und obsolet erscheinen lässt. Obsoleszenz ist eine schleichende und unscheinbare Form des Vergessens durch Entwertung und Aufmerksamkeitsentzug.“³⁷

Diesem Charakter von technischer Evolution scheint nicht nur der Kosmos aller Wissensobjekte in Bibliotheken, Verlagen, Archiven und Museen seit über 40 Jahren und mehr unterworfen. Markus Buschhaus (2008): „Das ‚Ende des Buchzeitalters‘, das ‚Ende des fotografischen Zeitalters‘ und das ‚Ende des musealen Zeitalters‘ haben [...] die Gemeinsamkeit, dass Buch, Fotografie und Museum ihrer letztlich stets digitalen Herausforderung [...] zum Opfer fallen.“³⁸

Als Telos hat diese Sicht technikgetriebener Evolution als Dialektik zwischen Innovation und Obsoleszenz auch den bibliothekarischen Berufsstand erfasst und untergraben. So kann ein Insider der bibliothekarischen und informationswissenschaftlichen Ausbildung 2015 der Meinung sein, „dass die Community der Bibliotheksbeflissensten derzeit stark durch Aktivitäten auf sich aufmerksam macht, die eigene Überflüssigkeit unter Beweis zu stellen.“³⁹ Eine Neigung zur selbstgenügsamen Agonie sei unverkennbar.⁴⁰

Was macht diese Bedenken auslösende Wirkkraft des digitalen Wandels aus? Warum wirken neben dem Digitalen immer mehr analoge Techniken und die sie bedienenden Menschen gestrig oder „kraftlos“, wie Simon Strauss (2015) sich in der FAZ ausdrückte?⁴¹ Gilt das Verdrängungsprinzip nicht schon immer seit den frühesten Tagen des menschlichen Werkzeuggebrauchs? Oder ist dieses Verdrängungsprinzip ein Trugschluss, wie Broostin meinte: „... the displacive

³⁶Vgl. Buschhaus, Markus (2008) Am einen & am anderen Ende der Gutenberg-Galaxis. In: Grampp, Sven (Hg. et al., 2008) Revolutionsmedien – Medienrevolutionen, S. 205-228. Hier S. 212 f.

³⁷Assmann, Aleida (2013) Ist die Zeit aus den Fugen?, S. 203. Buchvorstellung am Deutschen Historischen Institut Paris am 13. November 2014.

³⁸Buschhaus, Markus (2008) Am einen & am anderen Ende der Gutenberg-Galaxis, S. 216.

³⁹Gödert, Winfried (2015), Hashtag Erschließung. Online-Ressource: <http://eprints.rclis.org/24643/> (27.02.2015). Hier S. 1.

⁴⁰Gödert, Winfried (2015) in einem Kommentar zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille an Konrad Umlauf und dessen in seiner Dankesrede vorgestellten sieben Thesen zur Zukunft der Bibliotheken und bibliothekarischen Berufe. Vgl. die Mailing-Liste inetbib.de, Mail vom 24.11.2015, 12:36. Dort: 3. These.

⁴¹„Die digitale Revolution ist so ein Sauger [Vampir]. Sie entkräftet ihre Opfer nach und nach, bis sie, außen noch einigermaßen intakt, innen jedoch blutleer, saft- und kraftlos in sich zusammensacken.“ Strauss, Simon (2015), Und wo sind hier die Bücher. Bibliothek der Zukunft. In: FAZ Nr. 229 vom 2. Okt. 2015, S. 20.

fallacy is the belief, that a new technology necessarily displaces the old“⁴², und der sich damit dem Prinzip nach medienhistorisch als Anhänger der Riepl’schen Annahme der Medienkomplementarität von 1913⁴³ zeigt.

Aleida Assmann (2013), in der Folge von Hartmut Rosa (2005) und anderen,⁴⁴ macht das Zeitregime der Moderne aus als Motor eines verstetigten Wandels:

„Da die Vergangenheit in den Augen der Modernisierungstheoretiker dazu tendiert, sich in Form einer ‚einmal eingelebten Einstellung‘ zu verfestigen, ist mit einem einmaligen Bruch nichts getan, vielmehr ist ein unentwegtes Brechen mit ihr angesagt. In solchen Akten des Brechens müssen permanent Bestände aus der Gegenwart aussortiert, verworfen und für ungültig erklärt werden. Dieser andauernde Abwurf von Ballast geschieht performativ durch ein Zur-Vergangenheit-Erklären dessen, was bisher noch Anspruch auf Gegenwart und damit zugleich auch Geltung besessen hatte. Eine besonders markante rhetorische Form, im Kontinuum der Zeit solche Hiatus-Erfahrungen zu produzieren, ist die fortgesetzte Verkündung des ‚Todes‘[sic] aller möglicher kultureller Institutionen und Werte.“⁴⁵

Das Digitale hat in ganz besonderem Maße den Nimbus des täglich Neuen mit quasi-religiöser Aureole, wie es der Historiker Valentin Groebner ausdrückt: „Die Digitalisierung, scheint es, ist unaufhörlicher Anfang und sich ständig erneuerndes Versprechen, Hoffnung, Neuland.“⁴⁶ „[...] das ist durchaus theologisch, eine elektronische Immer-Neu-Ewigkeit.“⁴⁷

So ist das Digitale in der Wahrnehmung der einen tägliche Morgenröte, Zukunftsversprechen und Wunderland, während es sich für andere invasiv und dystopisch zeigt als Horrorszenario und Herrschaft der Algorithmen.⁴⁸ Von Vertretern der Digital Humanities wird der Beginn dieser jungen Disziplin häufig zurückdatiert auf 1949 und den Index Thomisticus von Roberto Busa SJ (1913-2011).⁴⁹ Trotzdem konstatiert der Historiker Wolfgang Schmale im Sinne der o.g. „Immer-Neu-Ewigkeit“ 2015 noch immer: „Die Digital Humanities stehen am Anfang.“⁵⁰

Im Zeitalter globalisierter Informationsströme und einer „beschleunigten“ Gegenwart ist das Digitale, so wurde herausgearbeitet, in einer Weise in unsere Lebenswirklichkeit hineingestellt, dass permanente Positionsbestimmung notwendig wird. Hier darf man einen der Hauptgründe für die Allgegenwart der Klagen von Informationsflut, dem Overload der Informationskanäle, der „Konfrontation mit beständiger Überkomplexität“⁵¹ vermuten.

⁴²Boorstin, Daniel J. (1974): A design for an anytime, do-it-yourself, energy-free communication device. In: Harpers Magazine, Jan. 1, 1974 (248), S. 83-86.

⁴³Ausführlich dazu siehe weiter unten Kapitel: Riepl’sches Komplementaritätsgesetz (1913).

⁴⁴Eine Aneinanderreihung von Tempophänomenen durch die Jahrhunderte bei Borscheid, Peter (2004): Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung. Frankfurt, Main : Campus, 2004.

⁴⁵Assmann, Aleida (2013), Ist die Zeit aus den Fugen?, S. 142.

⁴⁶Groebner, Valentin (2014), Wissenschaftssprache digital, S. 10.

⁴⁷Ebd., S. 121.

⁴⁸Vgl. die Dystopie von Miriam Meckel (2011), Next. Erinnerungen eines ersten humanoiden Algorithmus.

⁴⁹Vgl. König, Mareike (2016) Was sind Digital Humanities? Definitionsfragen und Praxisbeispiele aus der Geschichtswissenschaft. <https://dhdhi.hypotheses.org/2642>.

⁵⁰Schmale, Wolfgang (2015), Einleitung Digital Humanities, S. 13.

⁵¹Gumbrecht, Hans-Ulrich (2014), FAZ vom 11.03.2014, Nr. 59, S. 14. Peter Sloterdijk über Hans-Ulrich Gumbrecht im selben Jahr 2014 in „Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“, S. 70, Fußnote 2: „Hans Ulrich Gumbrecht ist der Anreger wichtiger Versuche, die Geisteswissenschaften durch ihre Anpassung an das Niveau der digitalen Revolution wieder gegenwartsfähig zu machen.“

Tim Cole (2015, Internetexperte) bilanziert die aktuelle Situation:

„Wenn sich [...] das, was wir ‚Wirklichkeit‘ nennen, so fundamental wandelt, dass wir unsere Lebensverhältnisse neu daran anpassen müssen, dann müssen wir mit unserem Denken wahrscheinlich auch unseren gesamten Lebensplan neu ausrichten. Anders als die Vordenker der klassischen Aufklärung können sich deren digitale Nachfolger keine geruhsame Reflexion mehr leisten. Die digitale Aufklärung muss sich immer wieder der Herausforderung einer permanenten Beschleunigung dessen stellen, was wir Wirklichkeit nennen [...].“⁵²

Diese komplexe Gemengelage schreckte Hans-Ulrich Gumbrecht, Literaturwissenschaftler, aus „geruhsamer Reflexion“ auf. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung startete er im März 2014 eine Kolumne mit der Formel: „Das Denken muss nun auch den Daten folgen.“ Er sah die „Grundlagen der menschlichen Existenz“ durch das Digitale angefasst, erkannte nichts Gerüngeres als die „für das Überleben der Menschheit möglicherweise entscheidende und bis vor kurzem kaum geahnte Herausforderung“ durch die elektronischen Technologien und sah die Zeit gekommen für nichts weniger als eine „Epistemologie der elektronischen Zeit“.⁵³

Das sieht auch Ramón Reichert (2014, Kultur- und Medientheoretiker) so. Umfassende Neuorientierung tue Not, um die durch Daten aller Art ausgelösten tektonischen Verschiebungen der Gegenwartsgesellschaft in allen Bereichen des Alltags angemessen reflektieren zu können.⁵⁴

Das Editorial im „Zürcher Jahrbuch für Wissensgesellschaft 2013“ konstatiert: „*Big data* ist in den Geisteswissenschaften angekommen. Nachdem diese in den letzten Jahrzehnten mit einigen *turns*⁵⁵ konfrontiert waren, haben wir es nun mit dem *digital turn* zu tun, auch wenn es noch reichlich unklar ist, was man sich darunter vorstellen soll.“⁵⁶

Dieses immer erneute Wachwerden, teils Aufschrecken dem Digitalen gegenüber zeitigt eine gewisse Hilflosigkeit, die Konzeptbildungen per se nicht förderlich sein kann und welche unter Umständen in permanenten Transformationsgesellschaften auch gar nicht mehr nötig oder gewünscht sind. Bemerkenswert ist dabei, dass bereits früh und immer wieder in geradezu heideggerscher Radikalität über die Bedeutung und Rolle von Technologie als konstitutivem Element der gesamten Seinsverfassung und Daseinsbewältigung des Menschen nachgedacht wurde. Karl-Heinz Ott (2014) weist im Themenheft „Digital“ der Zeitschrift „Die Politische Meinung“ darauf hin:

⁵²Cole, Tim (2015) Kein Grund zur Panik. In: Kulturaustausch 65(2015)4, S. 18.

⁵³Gumbrecht, Hans-Ulrich (2014), FAZ vom 11.03.2014, Nr. 59, S. 14.

⁵⁴Vgl. Reichert, Ramón (2014) Big Data, Einleitung, S. 28.

⁵⁵Eine Aufzählung der verschiedenen „turns“ bei: Paravicini, Werner (2010) Die Wahrheit der Historiker. S. 6f. Eine Textstelle drückt die Distanz des langjährigen Direktors des Deutschen Historischen Instituts Paris gegenüber diesen „turns“ aus: „[...] wie Thomas Thiel feststellte: „Nach dem Turn ist vor dem Turn“, denn die Ursache dieser Hatz ist nicht Erkenntnisfortschritt, sondern Karrierekonkurrenz. Aus dem Blickwinkel der hier auch interessierenden Technikgeschichte sichtet Stefan Krebs (2015) nach dem *linguistic*, dem *pictorial* oder *iconic*, dem *aural* oder *sonic turns* jetzt den *sensorial turn*: „Die Sinnlichkeit der Technik betont die Körperlichkeit im Umgang mit Technik [...].“ In: Technikgeschichte, 82(2015), H. 1, S. 3-9. Eine Auflistung von 17 „turns“ in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften auch bei Theo Hug (2012) Kritische Erwägungen zur Medialisierung des Wissens im digitalen Zeitalter, S. 25. Den *archival turn* für die Kulturwissenschaften dokumentiert das Handbuch Archiv, hg. von Marcel Lepper et al. 2016, S. 21f. Ein *library-* oder *bibliological turn* oder ähnliches konnte nicht gesichtet werden.

⁵⁶Hagner, Michael ; Hirschi, Caspar (2013) Editorial. In: Nach Feierabend 2013 (9), S. 7. Der *digital turn* scheint jedoch bereits abgelöst durch „The computational turn conference“, Swansea University, 09.03.2010, organisiert von David M. Berry, Senior Lecturer in Digital Media, Swansea University, UK.

„Während bis heute der Glaube vorherrscht, dass die Technik einzig und allein ein Hilfsmittel ist, mit dem sich unser Leben erleichtern lässt, versucht Heidegger nachzuweisen, dass sie unser gesamtes Selbst- und Weltverhältnis prägt. [...] Laut Heidegger begegnet uns das Technische nämlich weit mehr in den Formen jenes logischen, rechnerischen, instrumentellen Denkens, [...] als bloß in solchen sichtbaren Dingen wie Maschinen, Apparaten und Automaten.“⁵⁷

Hier lässt sich auch das visionäre Buch von Marshall McLuhan von 1962 verorten, der, fasziniert von „Elektrobiologischem“,⁵⁸ von Nichtlinearität und Mosaikstrukturen,⁵⁹ versuchte, die Fesseln und Beschränkungen des „typographischen“ Menschen aufzuzeigen in seiner Befangenheit in der linearen, sequenziellen Gutenberg-Galaxis. Ihm beschäftigte die „[...] Fragmentierung der menschlichen Psyche durch die Buchdruckkultur [...]“.⁶⁰

Ähnlich ganzheitlich äußert sich auch der Mitbegründer und ehemalige Direktor des Media Lab am Massachusetts Institute of Technology Nicholas Negroponte 1995: „Der Umgang mit dem Computer hat nichts mehr mit Rechnen und Berechnen zu tun – er ist ein Lebensstil geworden.“⁶¹

Um für die Untersuchung zur notwendigen Komplementarität analoger und digitaler Medien im Rahmen eines umfassenden Hybridansatzes gegenüber der Flut der Literatur ein Selektionskriterium zu finden, bietet sich die Lebenswirklichkeit und Empirie der Autoren selbst gegenüber der elektronischen Vernetzungstechnologie als valides Kriterium an. Diese Empirie ist vor Mitte der 90er Jahre eine andere und mit Rücksicht auf die Innovationsdynamik der Computer-technologie 2015/2016 nochmals dramatisch anders.

Es kann hier der Distanznahme Valentin Groebners (2014) gegenüber Vordenkern der digitalen Revolution gefolgt werden:

„Die Phänomene der neuen digitalen Kommunikationskanäle [...] könnten nur mit Hilfe älterer Theoretiker überhaupt korrekt eingeordnet und verstanden werden: McLuhan, Foucault, Deleuze und Luhmann sind dabei besonders beliebte Kandidaten. Das geschieht ungeachtet der Tatsache, dass diese Autoren in ihrem eigenen Berufsleben keine ähnlichen technischen Installationen gesehen oder benutzt haben. [...] Wer im 21. Jahrhundert mit Theorien aus den 1950er, 1970er und 1980er Jahren über die Phänomene der digitalen Kommunikationskanäle schreibt, glaubt entweder an richtig starke Rückkopplungsphänomene, also an Konstellationen, in der neue technische Phänomene sehr viel ältere Argumente nachträglich bewahrheiten. [...] Oder er glaubt, dass man in den Begriffen der großen Denker gar nichts anderes sagen könne als etwas, was schon irgendwie stimmen werde, im abstrakten Sinn.“⁶²

⁵⁷ Ott, Karl-Heinz (2014), Gewichtige Werke oder digitales Gewurstel. In: Die Politische Meinung 2014 (59) 526, S. 85f.

⁵⁸ McLuhan, Herbert Marshall (2011) Die Gutenberg-Galaxis, S. 60.

⁵⁹ Ebd., S. 343: „Das vorliegende Buch ist [...] einem mosaikartigen Wahrnehmungs- und Beobachtungsmuster gefolgt.“

⁶⁰ Ebd., S. 43.

⁶¹ Nekroponte, Nicholas (1995): Being digital. Dt. Total digital (1995), S. 13. Vgl. zu dieser „digitalen Seinsform“ in postmodernen Zeiten auch: Wirth, Sabine (2014): Computer/Internet, S. 84. In: Metzler Lexikon moderner Mythen (2014).

⁶² Groebner, Valentin (2014), Wissenschaftssprache digital, S. 22f.

Es ist demnach wenig sinnvoll, weiter als bis zu der breitenwirksamen Phase des Internets Mitte der 90er Jahre zurückzuschauen.

Dauerkonzept „Hybridbibliothek“

Evoziert wurde ein kontinuierlicher Druck zur Positionierung gegenüber innovativer Technik und insbesondere für das Digitale, dem Nimbus des ständig Neuen und dem Neuen inhärent dessen Verdrängungspotenzial als ein Prinzip technischen Fortschritts. Es scheint, dass seit Jahrzehnten ein digitaler „Bald-Anders“ durch das Land wandert, dem der Sinn nach stetem Wandel steht, nach „perpetual beta“.⁶³ Ein modernes, beschleunigtes Zeitdispositiv scheint nicht nur bei Personen, sondern auch bei Institutionen eine hastige Suche nach immer neuen, zeitgemäßen Identitäten ausgelöst zu haben, um Aufmerksamkeitspotentiale zu binden und attraktiv zu bleiben in rastlosen, technikgetriebenen Transformationsgesellschaften.

Wie wirkmächtig ist nun der „digital turn“ mit Blick auf die moderne Informations- oder sogar Wissensgesellschaft? Ist der Gelehrte alten Typs in den Geisteswissenschaften heute nur noch ein Relikt der Vergangenheit, weil in den Geisteswissenschaften die Monografie seit Jahren an Terrain verliert, wie der Präsident der FU Berlin Peter-André Alt (2014) konstatiert?⁶⁴ Realisiert sich die „allmähliche Überwindung der“bookishness“, wie Elmar Mittler (2012) suggeriert?⁶⁵

Ist das Internet der neue Denkraum für Wissensgenerierung? Michael Hagner (2015) konstatiert in Anlehnung an Evgeny Morozov „intellektuelles Elend, das sich in der digitalen Welt eingestellt hat“ und hat den Eindruck, „dass intellektuelle Debatten im Netz allzu schnell in reflexartige Befindlichkeitsartikulationen und Stereotypen münden.“ Das sei angesichts der Bedeutung, die das Internet als Kommunikationsforum haben könnte, schlimm. Für die Steigerung der Qualität des Internet als Reflexionsraum „wäre eine – mit Hartmut Rosa gesprochen – Loslösung von der Diktatur der Schnelligkeit notwendig.“⁶⁶

Valentin Groebner (2012) verweist trotz allgegenwärtiger Wandlungsdynamik auf die traditionellen Qualitäten des Textbehälters Buch: „Ein Buch eröffnet Ihnen die Gelegenheit, Ihre Leser in einen relativ ruhigen und abgeschlossenen Raum zu entführen. [...] Er ist ein Versprechen auf Konzentration und gezielte Aufmerksamkeit.“⁶⁷ Er formuliert damit unter den Konditionen des allgegenwärtigen Netzes neu, was der bereits zitierte Daniel J. Boorstin schon vor 40 Jahren ohne Empirie der heutigen sozialen Netzwerken ins Feld führte: „In our collaborative age [...] the book [...] remains an island of individualism, the utopia of the non-collaborator.“⁶⁸ Dazu Harmut Rosa (2005): „Solche ‚Entschleunigungsoasen‘ geraten in der Spätmoderne [...] kulturell [...] verstärkt unter Erosionsdruck [...]. Wie Helga Nowotny und Hermann Lübbe übereinstimmend bemerken, gewinnen solche beschleunigungsimmunen Phänomene an gleichsam ‚nostalgischen‘ Wert oder an Verheißungsqualität, je seltener sie werden.“⁶⁹

⁶³Vgl. die Ausführungen von Aike Schaefer-Rolffs (2013) in ihrer Monografie über Hybride Bibliotheken, S. 73.

⁶⁴Alt, Peter-André (2014), Artikelflut und Forschungsmüll. In: SZ vom 23.06.2014, Nr. 141, S.12.

⁶⁵Mittler, Elmar (2012), Wissenschaftliche Forschung und Publikation im Netz, S. 38.

⁶⁶Vgl. Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches, S. 44f.

⁶⁷Groebner, Valentin (2012) Wissenschaftssprache : eine Gebrauchsanweisung. S. 32.

⁶⁸Boorstin, Daniel J. (1974): A design for an anytime, do-it-yourself, energy-free communication device. In: Harpers Magazine, Jan. 1, 1974 (248), S. 83-86

⁶⁹Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung. S. 143.

Dem Aufschrecken des Hermeneutikers Hans-Ulrich Gumbrecht und der Verunsicherung des Informationswissenschaftlers Winfried Gödert ist also die Besorgnis des Historikers an die Seite zu stellen. Valentin Groebner (2013) kurz vor einem Konferenzbeitrag: „Um die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation im digitalen Zeitalter sollte es gehen [...]. Ich war nervös. [...] Aber war ich dazu überhaupt vernetzt genug und wirklich auf dem Laufenden?“⁷⁰ Und Bibliothekare sind permanent beunruhigt und sehen sich ständig vor der Notwendigkeit einer Neupositionierung: „[...] eine nachhaltige Informationsinfrastruktur war noch nie so nötig wie jetzt!“⁷¹, konstatiert Elmar Mittler (2014), der selber seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts an eben dieser Infrastruktur maßgeblich mit konstruiert hat.

Wenn diese Infrastruktur sich je etabliert hatte, wie hoch war ihre Halbwerts-, besser Verfallszeit, wenn jetzt erneut „nachhaltige Infrastruktur“ notwendig ist wie nie? Und was wäre unter „Nachhaltigkeit“ in einem Kontext ständigen Wandels zu verstehen? Welche Bestände gälte es zu bewahren? Welche Migrationsstrategien zu neuen Techniken hin sind die richtigen oder notwendigen?

Es lassen sich folglich zahlreiche Ankerpunkte für den Bedarf an Konzeptbildung, für Festschreibungen, für Besinnung auf Bewährtes finden und benennen, während Fluides,⁷² Konvergenzphänomene, Beschleunigung und Dematerialisierung überall zur Auflösung von Strukturen zu führen scheinen.

Konzeptuelle Unsicherheit hat bekanntlich sämtliche Gedächtnisinstitutionen ergriffen: Bibliotheken, Archive, Museen. Begriffe vom Unikat, der Realie, des Haptischen, der Aura des Originals beschäftigen alle diese Einrichtungen mit Sammlungsauftrag. Phänomene der Überführung des Analogen ins Digitale, der Verflüssigung, der Entmaterialisierung scheinen diesen Einrichtungen die Objekte ihrer jahrhundertelangen Bemühungen zu entziehen. Digitalgeborenes scheint Routinen der Integration in Sammlungen zu überfordern. Das Problem der Perennität kultureller Leistungen, von Information und Wissen stellt sich in ganz neuen Dimensionen. Der Sammelauftrag, Kernaufgabe aller Kulturgut bewahrender Institutionen verliert an Kontur und mit dieser an Überzeugungskraft und damit letztlich seine Finanzierung.

Dem konzeptionellen Tasten und Driften der Gedächtnisinstitutionen gesellt sich begriffliche Hilflosigkeit zu. Im Bereich der Bibliotheken aller Sparten und deren anerkannter Grundaktivitäten von Sammeln, Erschließen und Vermitteln gibt es kaum eine solide, überzeugende Begrifflichkeit, mit der Bibliotheken ihre Positionierung zwischen der „gedruckten Welt“ und der „all-digital-world“⁷³ benennen könnten. Ein besonderer Akzent liegt dabei oft auf dem Evolutiven, damit aber auch auf dem bereits zitierten Telos dieser intermediären Standortbestimmungen. Denn sind Bibliotheken zu 100 Prozent digital (mit oder ohne eigenen „Standort“), heißen sie ohne Anführungszeichen Virtuelle Bibliothek, E-Bibliothek oder Digitale Bibliothek.

Als Benennung von etwas Intermediärem hat sich die Bezeichnung der Hybridbibliothek gehalten, im deutschen Sprachgebrauch häufig in Anführungszeichen oder mit dem distanzierenden

⁷⁰ Groebner, Valentin (2014), Wissenschaftssprache digital, S. 7.

⁷¹ Mittler, Elmar (2014), Nachhaltige Infrastruktur. In: BFP 2014 (38),3: S. 364.

⁷² Vgl. Eigenbrodt, Olaf (2014), Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek. In: Eigenbrodt, Olaf (Hg. et al., 2014) Formierungen von Wissensräumen, S. 207-220.

⁷³ Vgl. Kempf, Klaus (2014), Bibliotheken ohne Bestand? In: BFP 2014, 38(3), S. 365-397. Schon das Fragezeichen im Titel darf im Sinne der obigen Ausführungen als Zeichen der Verunsicherung gelesen werden.

„sogenannt“ vorweg.⁷⁴ Systematisch ausgearbeitet wurde dieser Begriff zuerst von Stuart A. Sutton, Professor an der School of Library and Information Science in San Jose, CA, USA, 1996.⁷⁵ In seinem „Library Type Continuum“ stellt er graphisch die Entwicklung von der traditionellen hin zur digitalen Bibliothek als unumgänglich dar: „The figure denotes four types of libraries on a continuum running from the traditional to the digital.“⁷⁶ Die vier Entwicklungsstufen „traditionell“, „automatisiert“, „hybrid“ und „digital“ werden von ihm jeweils kurz skizziert. „Type III The Hybrid Library“ ist für Sutton ganz Übergang: „[...] the balance of print and digital meta-information leans increasingly toward the digital.“⁷⁷ Die Endstation „Digital Library“ hat die beunruhigenden Charakteristika des Virtuellen: „With Type IV [Digital Library], we arrive at the library as logical entity. It is the library without walls – the library that does not collect tangible information bearing entities but instead provides intermediated, geographically unconstrained access to distributed, networked digital information.“⁷⁸

Charles Oppenheim und Daniel Smithson (1999), beide Department of Information Science, Loughborough University, UK, sind etwas moderater in ihrem Fachaufsatz „What is the hybrid library?“⁷⁹: „[...] the hybrid library is not a special service, but an approach to the library which accords paper and digital the same status“.⁸⁰ Der Begriff wird hier deutlicher im Sinne eines konstruktiven Nebeneinanders verstanden, wobei sie betonen: „There is a clear consensus that the library in a location will remain.“⁸¹

Klaus Kempf (2003) fragt sich: „Wo und was ist das Neue bei diesem Konzept? Das Neben- und Miteinander unterschiedlicher Medientypen in Bibliotheken wird bereits seit geraumer Zeit mehr oder minder erfolgreich praktiziert.“⁸²

Die Diskussion schien auf der Stelle zu treten, denn in den von Oppenheim und Smithson gesammelten Interviews mit leitenden Bibliotheksdirektoren aus 1998⁸³ wird auch dies bereits vermerkt:

„The overall impression given by the respondents was that hybrid libraries had existed in all but name before the projects started. The only difference now is that a phrase has been coined. There are lots of versions of hybrid libraries in existence, but they are just not called hybrid libraries.“⁸⁴

⁷⁴ So in dem Aufsatz von Frühwald, Wolfgang (2002), Gutenbergs Galaxis im 21. Jahrhundert. In: ZfBB 2002 (49) 4, S. 187-194. Nicht so bei Rösch, Hermann (2004), der den Begriff zu Hybrideinrichtungen ausweitet. Siehe: Rösch, Hermann (2004), Wissenschaftliche Kommunikation und Bibliotheken im Wandel. In: B.I.T. online 2004, Heft 2, S. 104.

⁷⁵ Sutton, Stuart A. (1996) Future service models and the convergence of functions. The reference librarian as technician, author and consultant. In: Low, Kathleen (Hg.) The roles of reference librarians today and tomorrow. New York : Haworth, 1996. S. 125-143.

⁷⁶ Ebd., S. 129.

⁷⁷ Ebd., S. 136.

⁷⁸ Ebd., S. 138.

⁷⁹ Oppenheim, Charles; Smithson, Daniel (1999) What is the hybrid library? In: Journal of information science 1999 (25) 2, S. 97-112.

⁸⁰ Ebd., S. 108.

⁸¹ Ebd., S. 97.

⁸² Kempf, Klaus (2003) Erwerbung und Beschaffung in der Hybridbibliothek, S. 39.

⁸³ Vgl. Table 1: Individuals contacted for discussions on hybrid library issues 1998 in: Oppenheim, Charles; Smithson, Daniel (1999) What is the hybrid library?, S. 101.

⁸⁴ Ebd., S. 104. Diese Interviewäußerungen sind Greg Newton-Ingham und Hazel Woodward zugeordnet.

Kempf ergänzt mit etwas dunkel verklärtem Unterton: „Unabhängig vom Bibliothekstyp und den jeweiligen lokalen Gegebenheiten kann man die Aussage wagen, die ‚hybride Bibliothek‘ wird konsequent nutzerorientiert oder gar nicht mehr sein.“⁸⁵

Gerhard Hacker (2005) resümiert dieses Auf-der-Stelle-treten nach 10 Jahren: „Seit Beginn der Diskussion ist [...] offen, [...] ob die Idee der Hybridbibliothek dauerhaft Entwicklungsfähig ist und durch ihre kontinuierliche Verbesserung künftigen Bedürfnissen gewachsen sein wird. Daran hat sich seit 1998 wenig geändert.“⁸⁶

In dieser daueroffenen Übergangssituation wurde das Konzept so auch in den historischen Wissenschaften rezipiert. Klaus Gantert (2011) in seiner Beschreibung von Informationsressourcen für Historiker: „Bibliotheken, die das bewusste Nebeneinander von konventionellen und digitalen Angeboten betonen möchten, bezeichnen sich häufig als hybride Bibliotheken.“⁸⁷

Mangels einer besseren Bezeichnung, die sich offensichtlich in den vergangenen 20 Jahren nicht eingestellt hat, soll daher hier auf Begriff und Konzept der Hybridbibliothek erneut ausdrücklich hingewiesen werden, auf ihr Verstetigungspotential, ihre Tragfähigkeit, wenn nicht sogar Notwendigkeit für geisteswissenschaftliche Bibliotheken.

Zur Bezeichnung „Hybridbibliothek“

Rainer Kuhlen (2002) hielt „Hybridbibliothek“ für eine einfältige Namensgebung für ein Nebeneinander von gedruckten und elektronischen Informationsobjekten.⁸⁸

Es ist in der Tat keine glückliche Benennung, eher eine „Sackgasse der Jargonbildung“.⁸⁹ Diese Gefahr durch Beinamen für Bibliothekstypen erkennt bereits Ulrich Naumann (2004) in seinem Beitrag „Über die Zukunft der namenlos gemachten Bibliothek“. Er kommt zu dem Ergebnis, „dass eine namenlos gemachte Bibliothek keine Bibliothek mehr sein wird und damit auch keine Zukunft hat [...].“ Überhaupt sei die Entwicklung von der traditionellen „Festkörper“-Bibliothek zur Hybrid-Bibliothek nur eine Transformation bibliothekarischer Tätigkeitsfelder und mache damit noch keine Umbenennung der Sache nötig. Fast un gehalten schließt er seine Überlegungen mit dem Ausruf: „Und in Deutschland heißen diese Einrichtungen nun einmal ‚Bibliothek!‘“⁹⁰

Es ist in den Fachbeiträge zu einer irritierenden Dauermarotte geworden, den Traditionsbegriff „Bibliothek“ und das Traditionsmittel „Buch“ mit einem Fragezeichen zu versehen oder mit

⁸⁵ Kempf, Klaus (2003) Erwerbung und Beschaffung in der Hybridbibliothek, S. 66. Diese apodiktische Setzung eines Hamlet'schen Sein oder Nicht-Sein ist ebenfalls Teil einer sich wiederholenden Rhetorik, die häufig Anwendung findet im Zusammenhang mit für unentrinnbar gehaltenen Entwicklungen. In unserem Kontext als Beispiel für eine ähnlich apodiktische Fehleinschätzung Emmanuel Le Roy Ladurie (1973): „Der Historiker von morgen wird Programmierer sein oder nicht mehr sein.“ Zitiert nach: Mallinckrodt, Rebekka von (2004) „Discontenting, surely, even for those versed in French intellectual pyrotechnics“, S. 228.

⁸⁶ Hacker, Gerhard (2005) Die Hybridbibliothek – Blackbox oder Ungeheuer?, S. 283.

⁸⁷ Gantert, Klaus (2011) Elektronische Informationsressourcen für Historiker, S. 161.

⁸⁸ Kuhlen, Rainer (2002): Abendländisches Schisma. Der Reformbedarf der Bibliotheken. In: FAZ Nr. 81.2002 vom 08.04.2002, S. 46.

⁸⁹ Bachmann-Medick, Doris (2006) Cultural turns, S. 11.

⁹⁰ Naumann, Ulrich (2004). In: Bibliotheksdienst 28.2004 (11), S. 1399-1416. Aufzählung der Bibliothekstypen S. 1416, Fußnote 46.

thanatologischen Formeln zu umdräumen.⁹¹ Diese sind Teil verstetigter Rhetoriken, die schon vor Jahrzehnten kritisiert wurden:

„Viele wissenschaftliche Untersuchungen, ja ganze Wissenschaften sehen sich seit [...] Jahren in mannigfachen Zusammenhängen unserer öffentlichen Kultur durch Relevanzfragen bedrängt. [...] Relevanzfragen sind in der Wissenschaftspraxis nicht Fragen einer Normalsituation. Es ist nicht normal, wenn Wissenschaftler in einem Maße, wie es für die Gegenwart konstatierbar ist, statt mit ihrer Wissenschaft sich mit der Beantwortung der Frage beschäftigen, wofür ihre Wissenschaft gut sei. In solcher Selbstbeschäftigung steckt ein pathologisches Moment; sie ist ein Krisenzeichen. Relevanzfragen sind Indizien eines Schwunds kultureller Selbstverständlichkeiten.“⁹²

Aleida Assmann hat diese Formen der Entwertung richtig als Mechanismen der Herstellung von „Obsoleszenz“, des „Zur-Vergangenheit-Erklärens“ und als markante rhetorische Formen des „Brechens“, des „Abwurfes von Balast“ analysiert.⁹³ Im Hinblick auf die Rezeption solcher Fachbeiträge durch die je systemische Umgebung der einzelnen Bibliotheken über Jahre hin erscheint dies als unverantwortliches Spiel mit dem Feuer.

Es hat den Anschein, dass sich Teile der Fachgemeinde logisch in einer Rhetorik der Rechtfertigung für den Traditionsbegriff „Bibliothek“ dauerhaft eingerichtet haben, wie sie Odo Marquard als „Aggregatzustand der Tribunalsucht“ beschrieben hat:

„Gegenwärtig herrscht weithin die Tendenz, alles und jedermann zur Legitimation zu verpflichten. Jegliches soll in einen ‚context of justification‘ eintreten [...] und sich rechtfertigen, insbesondere dann, wenn es in Legitimationskrisen geraten ist; und das scheint heute [...] überall der Fall. Und sollte es irgendwo noch keine Legitimationskrise geben, wird sie notfalls erfunden: im Interesse der Ubiquisierung des Rechtfertigungsverlangens. Denn heute bedarf offenbar alles der Rechtfertigung: [...] das Leben, die Bildung, die Badehose, nur eines bedarf – warum eigentlich? – keiner Rechtfertigung: die Notwendigkeit der Rechtfertigung von allem und jedem.“⁹⁴

Das „ceterum censeo“, dass man im Übrigen der Meinung sei, die digitalen und die meisten anderen Medien- und Funktionsvarianten würden alle dauerhaft und zureichend von dem Begriff „Bibliothek“ abgedeckt, führt folglich nicht zur Subsummierung der Hybridaufgabe unter den Oberbegriff Bibliothek und nicht zum Verschwinden von Behelfsbezeichnungen für die „zwitterhaften“ Gesamtaufgaben einer Bibliothek.

Ein Beispiel für das allmähliche Verblassen der Urteilsfähigkeit gegenüber medialen Funktionsunterschieden in hybriden Wissensräumen ist die Reflexion der Herausgeber des „Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs“ zu ihrer Wahl des Buchformates für die Veröffentlichung:

⁹¹ Als rezentes Beispiel für überflüssige Fragezeichen siehe den Fachbeitrag von Achim Bonte (2015) Was ist eine Bibliothek?, worin es aber dem Autor durchaus um zeitgemäße Antworten geht, aber nicht ohne Fußnotenverweis zum „dead-end-job“ librarian (S. 95) oder der Hefttitel Nr. 10.2015 von BuB: Die Frankfurter Buch(?)messe. Für Thanatologisches siehe Klaus Ceynowa (2014) Der Text ist tot. Für die Kombination von Beidem z.B. Rob Bruijnzeels (2015): Die Bibliothek: aussterben, überleben oder erneuern? In: Bibliothek – Forschung und Praxis, 39(2015)2, S. 225-234.

⁹² Lübbe, Hermann (Hg. 1978) Wozu Philosophie? Stellungnahmen eines Arbeitskreises. Berlin, 1978. S. V.

⁹³ Assmann, Aleida (2013), Ist die Zeit aus den Fugen?, S. 142. Auch S. 203.

⁹⁴ Marquard, Odo (1984) Entlastungen. Theodizeemotive in der neuzeitlichen Philosophie. Berlin : Siedler, 1984. S. 245.

"... das Format Buch ist nur dort überholt, wo man es als simplen Container für Wissen versteht. Das Buch kann mehr. Die Herausgeber haben sich für das Buch entschieden, weil es handlich [sic] ist."⁹⁵ Mehr folgt nicht; die große Schlichtheit der Begründung erstaunt.

Peter Haber (2010) hatte richtig erkannt, dass der analoge Wissensraum allmählich ins Hintertreffen zu geraten drohe,⁹⁶ was Verdrängungsszenarien Nahrung gäbe.

Die eher unglückliche Suche nach einer neuen Benennung für eine Traditionseinrichtung, die technikaffin, modern und medienintegrativ auch das Aufkommen angeblich „körperloser“ Medien begleitet, zeigt die weiter oben bereits vermutete Unsicherheit im Selbstverständnis und bei der klaren Positionierung von Bibliotheken als dauerhafte physische Institutionen, denen Hybridität, „Mischverhältnisse“, genuin aneignet.

Wie unglücklich eine Merkmalshervorhebung mittels des Begriffes „hybrid“ für Bibliotheken in multimedialen Zeiten ist, wird deutlich in den kommunikationstheoretischen Überlegungen von Christina Schachtner und Nicole Duller (2014). Die Autorinnen verwenden den Begriff gerade nicht zur Charakterisierung analogmedialer und digitalmedialer Begegnungsräume, sondern für das „hybride“ Kommunikationspotential von digitalen Medien selbst:

„Die Unterscheidung zwischen diskursiver und präsentativer Symbolik eignet sich dazu, auch den Bedeutungsgehalt Digitaler Medien zu bestimmen. [...] Digitale Medien präsentieren sich als ‚Bedeutungsmischlinge‘ [...]. Die diskursive Symbolik Digitaler Medien zeigt sich in Form von Algorithmen [...]. Auf eine präsentative Symbolik trifft man in Gestalt von Internetauftritten und Websites [...]. Wenn sich der Bedeutungsinhalt Digitaler Medien aus diskursiven und präsentativen Elementen speist, so kann man sie als hybride Medien bezeichnen. Hybridität ist Bestandteil einer übergeordneten Symbolik, die sich bei Digitalen Medien zeigt [...]. Dieses Objektverständnis kontrastiert mit der verbreiteten Auffassung, dass zwischen Materialität und Immateriellität strikt zu trennen ist. [...] Mit den Digitalen Medien rückt die Kombination von Materialität und Immateriellität verstärkt ins Bewusstsein, denn das eine kann ohne das andere nicht funktionieren. Die Software ist es, die die Hardware überhaupt erst belebt; aber ohne Hardware hätte die Software keinen Sinn. Digitale Medien werden zu solchen erst in der Verschränkung von Hard- und Software, von Materialität und Immateriellität.“⁹⁷

Zu begrüßen ist hier, dass kommunikationstheoretisch der Fokus auf die Funktionsweisen von Medien in ihrer Materialität (oder ihrem Fehlen) und ihrem diskursiven Potential vorbereitet wird, wie er im Folgenden hier ins Visier genommen wird.

Mediensymbiose – Medienkonkurrenz

Für die intermediale Hybridproblematik, wie sie hier in den Blick genommen wird für Bibliotheken mit geisteswissenschaftlichem Schwerpunkt, mithin für das Nebeneinander von analogem

⁹⁵Christians, Heiko (Hg. et al. 2015) Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. Köln : Böhlau, 2015, S. 7.

⁹⁶Vgl. Haber, Peter (2010), Reise nach Digitalien und zurück. Ein historiographischer Betriebsausflug. S. 11.

⁹⁷Schachtner, Christina; Duller, Nicole (2014) Kommunikationsort Internet. Digitale Praktiken und Subjektwerdung. In: Carstensen, Tanja (Hg. et al. 2014) Digitale Subjekte, S. 81-154. Hier S. 92f.

Buch und digitaler Ressource zum Zweck geisteswissenschaftlicher Forschung kann man, je nach medientheoretischem Standpunkt, Ergänzungs- oder Verdrängungsprozesse konstatieren. Es bieten sich entsprechend die Begriffe der Mediensymbiose oder Medienkonkurrenz an, kann von einem dezidierten Nebeneinander bei funktionaler Ausdifferenzierung gesprochen werden oder einem irreversiblen, evolutionsgetriebenen Verdrängungsprozess.

Diese Begriffe führen auf das Terrain der Medien- und Kommunikationswissenschaften. Hier sollen aus der Vielzahl von Theorien zumindest zwei Ansätze vorgestellt werden, die den bibliothekskonzeptionellen Hybridansatz dauerhaft stützen können: Das Komplementaritätsge-setz (1913) von Wolfgang Riepl und die Mediensystematik (1972) von Harry Pross.

Dabei wird im Hintergrund hier von der Idee einer Medienevolution ausgegangen, wie sie Rudolf Stöber in seiner Mediengeschichte (2013) vorstellt.⁹⁸

Eine medienevolutionäre Annäherung an das Thema erscheint schon deshalb angemessen, weil seit dem Aufkommen des „Hybridkonzeptes“ Mitte der 90er Jahre und seiner Verfestigung im Bereich der Geisteswissenschaften seit 20 Jahren eigentlich kaum mehr von revolutionärem Umbruch gesprochen werden kann. Das analoge Buch erfüllt beharrlich und relativ unspektakulär in seinem Wirtschaftssegment und speziell in den Geisteswissenschaften weiterhin seine traditionellen angestammten Medienfunktionen. Der Aufmerksamkeitsfokus der Expertengemeinden hingegen in Wissenschaft, Politik, Verlags- und Bibliothekswesen scheint sich völlig auf den Digitalen Wandel und das neue materielle und immaterielle Medienfunktionspotential des Digitalen zu konzentrieren.

Die breit geführte Diskussion wächst sich immer dann zu einer Kontroverse aus, wenn die Akzente zu sehr auf Medienkonkurrenz und Verdrängungsszenarien gelegt werden, die sich aus dem bereits als problematisch erkannten technischen Fortschrittstelos speisen, der die Zwangsläufigkeit von Entwicklung mit der unwissenschaftlichen Annahme unterlegt, das Neue sei das Bessere und das Bessere sei eben der Feind des Guten oder Alten. Vorsichtiger wäre hier wohl die Annahme, das Neue sei zunächst das Neue, müsse in den anvisierten medialen Funktionsnischen sein Gutes erweisen und dort, wo es als das Bessere gelten könnte, sorge es für neue Funktionszuweisungen, eine Ausdifferenzierung oder in seltenen Fällen für Verdrängung.⁹⁹

⁹⁸Stöber, Rudolf (2013) *Neue Medien. Geschichte. Von Gutenberg bis Apple und Google. Mediennovation und Evolution.* [Gründlich revidierte, aktualisierte Neuaufl.] – Bremen : edition lumière, 2013.

⁹⁹Zur kulturellen Ersetzungsmechanik von Alt durch Neu vgl. Hermann Lübbe (1988) *Der verkürzte Aufenthalt in der Gegenwart, dort exemplifiziert am Beispiel des „Buches“ vor dem Hintergrund seiner „These vom abnehmenden Verpflichtungscharakter des Neuen mit zunehmender Menge seiner Auftritte“* (S. 153): „Zunächst nimmt generell mit der Menge des Neuen pro Zeiteinheit der Neuigkeitswert des Neuen ab. Wie sich das auswirkt, ist uns exemplarisch aus der neuzeitlichen Geschichte des Lesens bekannt. [...] Mit der Klage über die [...] steigende Flut der Bücher [...] ergab sich als primäre Leser-Reaktion diese: Man las öfter, man las mehr und man schaltete um vom intensiven aufs extensive Lesen, das heißt man las schneller. [...] Das ist der Vorgang, den Ernst Curtius als Vorgang der Erschütterung der Autorität des Buches charakterisiert hat. [...] Je rascher [...] im Zeitalter temporaler Innovationsverdichtung das Neue veraltet, um so tiefer im Kurs sinkt sein Neuigkeitswert, und komplementär dazu restabilisiert sich die Geltung des Alten. [...] Die Geschwindigkeit, mit der Altes noch älter wird, nimmt mit dem historischen Abstand vom gegenwärtigen Fortschritt ab. [...] „Ikonische‘ Konstanz‘ hat Hans Blumenberg das genannt. [...] Klassik – das ist [...] nichts anderes als erwiesene Selektionsresistenz in den Prozessen der [...] Umorganisation [...].“ S. 159ff. Lübbe beendet diesen konzentrierten Gedankengang mit dem bedenkenswerten Fazit: „[...] wenn die Menge des Guten ohnehin schon sehr groß ist und überdies noch sich ständig fortschrittsabhängig erweitert, werden die Unkosten der Prüfung in Permanenz schließlich größer, als der Vorteil denkbarer Entdeckungen von etwas noch Besserem es jemals sein könnte.“(S. 163).

Entfällt die Kompetenz oder der Wille zur Bewertung und verliert sich die Kraft des Urteils, kommt es zu dem, was Felix Stalder (2016) für einen „dramatischen Wechsel“ im Verhalten seiner Studierenden hält: „Für die Studierenden von heute ist das ‚Neue‘ nicht mehr neu, sondern selbstverständlich [sic!], während sie vieles, das bis vor Kurzem als normal galt – etwa dass man ein Buch physisch in der Bibliothek abholen muss –, inzwischen als unnötig kompliziert erfahren.“¹⁰⁰

Neue Medien entstehen, so die Hypothese hier, aus Unzulänglichkeiten Alter Medien oder aufgrund spezifisch neuer Entwicklungen, gesellschaftlicher Bedürfnisse und technischer Neuerungen. Dieser evolutionär zu betrachtende Prozess führt zu technologiegestützten Übernahmen von Funktionen durch Neue Medien. Dies kann zu einer verdrängenden Binnendifferenzierung innerhalb der bestehenden Medienlandschaft führen (Medienkonkurrenz) oder zur Entstehung neuer Funktionsnischen (Medienkomplementarität). Diese Nischenbildungen und Funktionsverschiebungen gilt es, mit besonderer Sorgfalt zu analysieren. Dabei kann es sich durchaus um Prozesse der Ausdifferenzierung und Bildung von Funktionsnischen handeln, die Alten Medien Alleinstellungsmerkmale zuweisen ebenso wie sie Neuen Medien technikgestützte Alleinstellungsmerkmale zuweisen. Verdrängungsszenarien greifen nur, so wird hier angenommen, wenn Funktionsnischen verlustfrei von Neuen Medien besser „überabgedeckt“ werden, mithin das Neue tatsächlich das Bessere ist.

Die Rolle der öffentlichen Aufmerksamkeit für das Neue darf bei solchen oft als „dramatisch“ empfundenen Veränderungsprozessen durch mediale Innovation nicht unterschätzt werden. Es ist anzunehmen, dass gerade sie ein auslösender Faktor für den Glauben an Verdrängungstelos oder den Eindruck von Änderungsszenarien „galaktischen“ Ausmaßes oder der Empfindung von „tektonischen“ Verschiebungen ist.

„Durch die überwiegende Nachahmung des Neuen gerät das, was man das ‚kulturelle Erbe‘ – die mehraltrig bewährte Nachahmung – nannte, in jähnen Verfall und macht der einaltrigen Nachahmung, der Orientierung an aktuellen und unerwiesenen[sic] Mustern, Platz.“¹⁰¹

mit entsprechender Fußnote: Sloterdijk (2014), ebd. S. 226.

Riepl'sches Komplementaritätsgesetz (1913)

Für Hypothesenbildung nützlich und sehr anregend bietet sich immer noch das Riepl'sche Komplementaritätsgesetz zur Stützung von Hybridansätzen an. Hermann Rösch, Informationswissenschaftler, erwähnte es verschiedentlich eher beiläufig: „Wolfgang Riepl hatte bereits 1913 darauf hingewiesen, dass neue Medien die alten nicht ersetzen, sondern ergänzen. Die alten Medien positionieren sich neu im Kommunikationsgefüge, es erwachsen ihnen neu zugeschnittene Funktionsprofile.“¹⁰²

¹⁰⁰Stalder, Felix (2016) Kultur der Digitalität, S. 282. Über das „Neue“ als kulturverändernde Macht vlg. Sloterdijk, Peter (2014) Die schrecklichen Kinder der Neuzeit: „Wie wäre es, wenn wirklich erst das unerwartet Neu-Gekommene, das nie zuvor Geschehene und völlig Unerwiesene uns dereinst entschlüsselten, was das Heutige, das Gestriges und das Alte davor bedeutet haben werden?„, S. 34. „Was besteht und beharrt, wird im Unrecht sein; was vorwärts geht [...], hat alles Recht auf seiner Seite.“, S. 38.

¹⁰¹Sloterdijk (2014), ebd. S. 226.

¹⁰²Rösch, Hermann (2005) Wissenschaftliche Kommunikation und Bibliotheken im Wandel. S. 92.

Insofern dieser Grundsatz der Komplementarität (bei Wolfgang Riepl heißt es im Original tatsächlich „Grundgesetz“¹⁰³) belastbar erscheint, können hybride Mediensituationen folglich als gängiges Phänomen verstanden und tendenziell für eine Dauererscheinung gehalten werden und von daher schon als solide mittelfristige konzeptionelle Basis angesehen werden. Dabei gilt es hingegen in dem hier gewählten Kontext, argumentativ zu untermauern, warum dem Buch in geisteswissenschaftlichen Spezialbibliotheken nicht nur eine ökologische Überlebensnische gewährt werden sollte, sondern ob es aufgrund von ausdifferenzierten Funktionsprofilen seine volle Berechtigung auf Speicherstandort in geisteswissenschaftlichen Bibliotheken habe.

Wo Wolfgang Riepl in der medientheoretischen Literatur zitiert wird, mangelt es nicht an Beispielen und Gegenbeispielen für die Brauchbarkeit oder eben Unbrauchbarkeit dieses Ansatzes.

Etwas ausführlicher untersucht Rudolf Stöber (2013) Riepls Gesetz¹⁰⁴. Nach etlichen Beispielen und medientheoretischen Überlegungen resümiert er: „Da soziale Kommunikation den archimedischen Punkt der Kommunikationswissenschaft ausmacht, ist Funktionswandel der sprangende Punkt für die Erörterung der Frage, ob Medien sterben können oder nicht.“¹⁰⁵ Diesen zentral wichtigen Hinweis auf die Funktionen eines Mediums und deren Wandel gilt es im Folgenden zu beachten.

Urs Meier (2013) bilanziert nach 100 Jahren Riepl'schem Gesetz:

„Mit diesem einen Satz hat Riepl eine Hypothese hinterlassen, deren heuristisches Potenzial erst Jahrzehnte später erkannt wurde. Sie ist auch nach hundert Jahren noch nicht erledigt, sondern stimuliert stets von neuem Forschung und Publizistik zu Fragen der Medienentwicklung. [...] Stark ist auch der Antrieb, aus Riepl's Hypothese plausible Szenarien für die Weiterentwicklung der Medien gewinnen zu wollen. Der Denkansatz, wonach bewährte Medien durch technisch-ökonomisch-gesellschaftliche Entwicklungen nicht verdrängt, sondern lediglich in ihren Funktionen verändert werden, hat sich immer wieder als fruchtbar und richtig erwiesen. Der Medienwissenschaft gibt er Anlass, genau solche Funktionsverschiebungen zu untersuchen [...]. Welche Aufgaben haben Bibliotheken zu erfüllen, wenn Bücher zunehmend online lesbar sind?“¹⁰⁶

Genau diese Frage trifft den Gegenstandsbereich des Hybridkonzeptes. Es sind die Funktionsverschiebungen von Medien, die nach Riepls Ansatz zu analysieren sind und konzeptionell zu begleiten, die kommunikationsrelevanten Impulse, die von ihrer Materialität und Immateriellität ausgehen. Es ist hingegen gerade *nicht* die Institution der Bibliothek und deren funktionale Struktur, die Gegenstand dieser Frage nach Medienevolution ist.¹⁰⁷

Die Kultureinrichtung ist *sekundär* in Bezug auf das Lesemedium wie auch Verlage oder Buchhandel. Möchte man Verschiebungen im medialen Gefüge und neue Funktionszuschreibungen

¹⁰³ Riepl, Wolfgang (zuerst 1913) Das Nachrichtenwesen des Altertums. Nachdr. Hildesheim : Olms, 1972, S. 5.

¹⁰⁴ Stöber, Rudolf (2013) Neue Medien. Geschichte, S. 438-443.

¹⁰⁵ Ebd., S. 441.

¹⁰⁶ Meier, Urs (2014) 100 Jahre Riepl'sches Gesetz. In: Kappes, Christoph (Hg. et al. 2014) Medienwandel kompakt 2011 – 2013, S. 12f.

¹⁰⁷ „Man darf [...] nicht den Niedergang gedruckter Medien im Wissenschaftsbetrieb mit der Kultur der Bibliotheken verbinden und befürchten, dass diesen nun auch der Untergang drohe.“ Ulrich Johannes Schneider, Direktor der UB Leipzig 2016 auf dem Bibliothekskongress. In: Kongressnews, Nr. 1 vom Montag, den 14. März 2016, S. 6.

von Medien verstehen, ist direkter Transfer von Medienfunktionsverschiebungen auf Institutionen zu vermeiden. Beim Aufkommen von Mikrofiches und Mikrofilm ohne allzu großes Aufmerksamkeitspotential hat keine Bibliothek mit dem Gedanken gespielt, sich Mikrobibliothek zu nennen. Gerät nun der Mikrofiche in Vergessenheit, gerät auch die Bibliothek in Vergessenheit? Verschwindet die Videokassette, verschwindet auch die Bibliothek und sofort? Digitalisieren sich Formen des „Lesens“ und werden mobil und ortlos, digitalisiert sich auch die Bibliothek und wird virtuell und fluide?

Im Folgenden wird dafür plädiert, Funktionsverschiebung nur auf der medialen Ebene und im Vergleich der Medien untereinander zu betrachten. *Hier liegt tatsächlich der Kern der Hybridproblematik. Welche Funktionen können oder müssen innerhalb der geisteswissenschaftlichen Forschung dem Digitalmedium bzw. dem Analogmedium zugeordnet bleiben, wo sind sie austauschbar, wo kann man Alleinstellungsmerkmale ausmachen?*

Die aus dem Riepl'schen Ansatz abzuleitende Frage ist folglich: „Welche Aufgabe haben analoge Bücher zu erfüllen, wenn sie zunehmend online ortlos lesbar werden?“ Auch hier hilft die Präzisierung der Fragerichtung, um den medialen Kern freizulegen. Es sind ja nicht „Bücher“, die „zunehmend online lesbar“ sind. *Das analoge Buch darf in seiner Medialität und Materialität nicht mit dem digitalen Parallelmedium einer binären Datei verwechselt werden.* Wolfgang Frühwald: „In den großen Internetprojekten [...] werden Texte, nicht Bücher digitalisiert.“¹⁰⁸ Das medientechnische Funktionieren, ihr jeweiliges „An- und Ausschalten“, ihre je eigenen Mensch-Objekt-Schnittstellen, ihre diskursiven und präsentativen Kommunikationspotenziale, ihr epistemisches Funktionieren, ihre „Vernetztheit“ sind verschieden, weil sie unterschiedlichen Medienklassen zugehören. Das wird weiter unten noch klarer ausgeführt.

Es mag erstaunen, wenn hier auch 25 Jahre nach der ersten Einführung eines E-Book-Readers von Sony 1990 noch darauf insistiert wird: Es ist objektiv nicht das Buch, was online lesbar wird, es ist eine mediale, über elektronische Endgeräte vermittelte binäre Computerdatei: „Mediale Substitutionslogiken greifen zu kurz; vielmehr geht es um ein Bewusstsein je medienspezifischer Möglichkeiten und Grenzen.“¹⁰⁹

Es ist in diesem Punkt nicht uninteressant zu beobachten, wie von Hard- und Softwareseite aus, mimetische Anstrengungen unternommen werden, um das analoge Buch zu suggerieren. Man denke an die Versuche zur Reduzierung des „Selbstleuchtens“¹¹⁰ der Digitaltexte, die visuelle und akustische Imitation der „Blätterfunktion“, die Digitalwerkzeuge für Textmarkierung oder Marginalien und s weiter.¹¹¹

Zwecks Verdeutlichung der technisch unterschiedlichen Herkunftswelten kann hier das unterschiedliche Funktionieren eines vergleichbaren Elements beider Medienvarianten herangezogen werden: Die „Fußnote“ und der „Link“ als Formen analoger beziehungsweise digitaler „Vernetztheit“ in wissenschaftlichen Texten.

¹⁰⁸ Frühwald, Wolfgang (2011) Gutenbergs Galaxis oder Von der Wandlungsfähigkeit des Buches. In: Zintzen, Clemens (Hg. 2011) Die Zukunft des Buches. S. 9-21. Hier S. 13.

¹⁰⁹ Krameritsch, Jakob (2007) Geschichte(n) im Netzwerk, S. 23.

¹¹⁰ Zur zentralen Bedeutung von Sendelicht, Zeigelicht und Beleuchtungslicht für den Lesevorgang, der spirituellen Optik des „lumen oculorum“, des Augenlichtes als Eigenlicht seit der Frühscholastik siehe Illich, Ivan (1991) Im Weinberg des Textes, hier S. 25-27.

¹¹¹ Zum Stand der Entwicklung von E-Books und ihrer gerätetechnischen Basis, den E-Readern siehe: Jungbluth, Anja (2015) Vor Kindle. Die Anfänge des E-Books. In: Perspektive Bibliothek, 4(2015)2, S. 87-106. Hier besonders Kapitel 2.4: Vor- und Nachteile gegenüber Print.

Relativ früh hat Peter Sloterdijk (1993) die Kernproblematik der zu erwartenden technikgetriebenen Funktionserweiterung von Text durch „Hypertext“ erkannt:

„Das Prinzip Text gründete [...] in der Begrenzbarkeit der Fäden und Gewebe; das Prinzip Buch hatte seine regulative Idee in der Vorstellung, daß in irgendeiner Tiefe [...] eine Äquivalenz von Buchform und Weltform in Kraft sei [...]. Heute steht es um den Kinderglauben an die weltbeschwörende Macht des aus einfachen Zeilen gewobenen Buches schlecht; [...] nun bricht mit der Entdeckung des Hypertextes die Katastrophe der Buchförmigkeit über uns herein – Linearität erweist sich als ein zu schwaches Organisationsprinzip, um der neuen Weltform des verzweigten und verknäuelten Wissens gewachsen zu sein, [...]. Das Prinzip Zeile insgesamt wird abgelöst vom Prinzip Knoten oder Schnittpunkt, jedes Wort könnte Ausgangspunkt sein zu einem Sprung in ein anderes Archiv, jeder Satz könnte gleichsam in mehreren Richtungen weitergehen, der Text wird vom zweidimensionalen Gewebe zum dreidimensionalen Verweisungsknäuel, [...]. [...] das arme alte Buch seufzt unter den Spannungen einer Polyvalenz, zu deren Beherbergung es anfangs nicht geschaffen war. [...] was früher die Fußnote war, wird jetzt zum selbständig nutzbaren Fahrzeug in einer Nebenwelt der mitwißbaren Parallelinformation. Aus dem Buch wird der Knotenpunkt im bibliographischen Archipel, aus der Zeile das multidimensionale Informationsknäuel, aus der Fußnote die Fernreise [...].“¹¹²

Das war zwar präzise und beziehungsreich analysiert, die „Katastrophe der Buchförmigkeit“ steht aber noch immer aus.¹¹³ Nebenbei bemerkt scheint also die „Äquivalenz von Buchform und Weltform“ noch immer in Kraft zu sein, wobei man die „Buchförmigkeit“ als „Buchfrömmigkeit“ lesen könnte: „Vielleicht kann das Christentum als Buchreligion gar nicht anders, als zu den materiellen Verkörperungen der Heiligen Schrift ein besonders inniges ambivalentes Verhältnis zu entwickeln.“¹¹⁴

Es bleibt die Zusammenstellung eines Handapparates in einer Präsenzbibliothek nach wie vor praktisch die analoge Materialisierung der Fußnotenvernetztheit eines Kerntextes, der auf ein Thema hinführt. In gut sortierten analogen Forschungssammlungen sollte sich ein hoher Anteil dieses analogen Netzwerkes „materialisieren“ lassen. Fehlgehende „Analog-Links“ lassen sich durch Fernleihe oder Umstieg in die andere, die digitale Medienklasse realisieren.

Das Zusammenrufen digitaler Links aus einer elektronischen Netzressource heraus per Mausklick sollte ebenfalls fast lückenlos gelingen durch Download auf eigenen Speicherplatz oder durch netzunterstützte Fernkonsultation auf fremden Servern. Der „Nicht-Materialisierung“ eines „Analoglinks“ entspricht dann annähernd der http-Statuscode 404 = „Die angeforderte Ressource wurde nicht gefunden“ oder http-Statuscode 406 = „Die angeforderte Ressource steht nicht in der gewünschten Form zur Verfügung“ und so weiter. Solche fehlgehenden Digital-links können dann durch ergänzende Online-Recherchen oder Lizenzierung von Digitalcontent realisiert werden oder durch den Umstieg auf die andere, die digitale Medienklasse.

¹¹² Sloterdijk, Peter (1993) Zum Empfang des Ernst-Robert-Curtius-Preises, S. 52ff.

¹¹³ Vgl. ebenso die Skepsis bei Zimmer, Dieter E. (2000) Die Bibliothek der Zukunft, Kapitel „Hypertext oder Absage ans Lineare“, S. 52-60.

¹¹⁴ Groebner, Valentin (2014), Wissenschaftssprache digital, S. 56. Ebenso Kopp, Vanina (2016) Der König und die Bücher: „Das Buch ist der traditionelle Träger des abendländischen Wissens, es ist die Basis des Christentums als so genannter“ Religion des Buches“[...], S. 33.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass zu jedem Moment die Herstellung, die Aktivierung der „Vernetztheit“ und ihre Komplettierung einer je eigenen medialen Logik und Logistik folgt. Ein umfassendes Hybridverständnis nimmt genau dies deutlich in den Blick. Welches sind vor dem Hintergrund der Riepl'schen Komplementaritätsannahme die Funktionsverschiebungen und neuen Funktionszuteilungen zwischen den beiden Medienklassen analog und digital? Welche konzeptionellen Strategien ermöglichen „Lesen“ und „Schreiben“, „Wissensarbeit“ in allen ihren Formen in der Institution Bibliothek, die sich selbstredend als hybrider Wissensraum darstellt? Wie wäre Ausgewogenheit im Angebot der medientypischen *Funktionsweisen* in Bibliotheken zu realisieren, besonders in geisteswissenschaftlichen Bibliotheken? Peter Strohschneider fand für diese Funktionsbündelung den etwas sperrigen Begriff „hybride Ko-Operationsfelder, in denen Materielles (Sammlungsgut bzw. technische Apparaturen), Epistemisches ([…] Wissen und seine Ordnungen) und Soziales ([…] Forschergruppen [...]) aufeinander bezogen sind.“¹¹⁵

Solange die Anstrengungen von Bibliotheken im Bereich der Informationskompetenzvermittlung und der Teaching Library im Telos der digitaltechnisch getriebenen Medienverdrängung ihren Ursprung haben, solange sie ihren didaktischen Fokus nur im Digitalen platzieren, in ihren Magerstufen reduziert auf die Vermittlung von Hard- und Softwarebedienung, wird Kompetenzvermittlung für umfassende und effiziente Wissensgenerierungsprozesse unter den Bedingungen multimedialer Diversität nicht gelingen. Ausgleichend müsste die Reauratisierung analoger Herkunftswelten und -arbeitstechniken dazu gehören, wie sie zum Beispiel vom Forschungsfeld der Materialität von Wissensarbeit zunehmend wieder geleistet wird.

Erst hier kommt dann auch wieder richtig die Institution Bibliothek ins Spiel mit ihren „Strategiebausteinen“ Lernort, Makerspace, Wissenschaftssalon oder alles das, was in den letzten Jahren, teils als Resultate konzeptionellen Driftens, auch immer in Vorschlag gebracht wurde. Selbst die Idee der barocken Kunst- und Wunderkammer wurde jüngst von Achim Bonte (2015, SLUB Dresden) wiederbelebt.¹¹⁶

Mediensystematik (1972) von Harry Pross

Ein zweites mediales Analysekonzept kann diese Überlegungen noch verstärken. Aus der Vielfalt medientheoretischer Ansätze soll dazu das Modell von Harry Pross (1972) wiederaufgegriffen werden. Hier findet sich ein medientechnischer Aspekt, der den Riepl'schen Ansatz und die Hybrididee der *medialen Funktionsweisen*, wie jetzt genauer formuliert werden kann, vom Geräteaufwand und der Apparatur her plausibel macht.¹¹⁷

Harry Pross unterschied primäre, sekundäre und tertiäre Medien nach ihrer technikfreien oder technikgebundenen Vermittlung und legt damit den Akzent auf einen zentralen Aspekt der anthropozentrischen Kommunikation.

¹¹⁵Strohschneider, Peter (2012) Faszinationskraft der Dinge, S. 23.

¹¹⁶Bonte, Achim (2015) Was ist eine Bibliothek? In: ABI Technik 35(2015)2, S. 103.

¹¹⁷Wiederaufgegriffen hat diesen Ansatz auch Thordolf Lipp (2011) in Bezug auf Intangible Cultural Heritage und ihn um eine Vierte Medienklasse, die Quartärmedien fortgeschrieben. Mit dieser Medienklasse meint er ausschließlich das Internet und „vermischt“ dann wieder, was Harry Pross so überzeugend unterschieden hatte: „Das Quartärmedium Internet vereint Elemente aller vorhergehenden Medientechnologien [...].“ Vgl. Lipp, Thordolf: Arbeit am medialen Gedächtnis. In: Robertson-von Trotha, Caroline Y. (Hg. et al. 2011) Neues Erbe, S. 39-67. Hier S. 49.

Nach ihm sind primäre Medien alle Kommunikationsformen des menschlichen Elementarkontaktes mit dem Außen und der Welt wie Lachen, Weinen, Sprache, Gesten, Zeremoniell, Taxis und so weiter ohne Geräte. Der Medienbegriff definiert sich hier durch Absenz von Apparatur und Technik. Werner Faulstich nennt sie „Menschmedien“.¹¹⁸ Ihre „Lesbarkeit“ ist prinzipiell anthropologisch-universell.¹¹⁹

Wichtig ist Christa Karpenstein-Eßbachs (2004) Aufgreifen dieses Medienbegriffs aus kulturwissenschaftlich-anthropologischer Sicht und ihr Hinweis auf die *Einheit aller Sinnestätigkeiten*, die durch das Einbringen von Artefakten verschoben würde: „[...] wie die ‚natürliche‘ apparatfreie Wahrnehmung die Einheit der Sinne kennt, streben [...] Artefakte und Medien nach der Ermöglichung synästhetischer Sinneserfahrung. Wir haben es hier mit verschiedenen Technisierungen der Sinne zu tun. Diese [...] erzeugen eine eigene Welt der artifizierten Sinnestätigkeit. [...] zeitenthoben und raumentbunden [...].“¹²⁰ Rudolf Stöber (2013) spricht unter dem Blickwinkel der Medienevolution von den „primären Proto-Medien (Sprache, Gestik, Mimik)“.¹²¹

Sekundärmedien nach Harry Pross sind solche Kommunikationsmittel, die eine Botschaft zu einem potentiellen Empfänger transportieren, ohne dass dieser ein technisches Empfangsgerät benötigt außer seinen natürlichen Sinnesorganen, hier also Bild, Schrift, Druck, Graphik, Fotographie, auch Brief, Flugschrift, Buch, Zeitschrift, Zeitung, also Presse im weitesten Sinne. Hier besteht stets Gerätegebrauch auf der Senderseite, die Wahrnehmung der Kommunikation auf Empfängerseite ist prinzipiell apparatefrei. Bei Stöber sind es auf der zweiten Medienevolutionsstufe die sekundären Basis-Medien (Schrift und Bild).¹²²

Tertiäre Medien umfassen Telegrafie, Nachrichtenagenturen, Schallplatte, Tonband, Film, Radio und Fernsehen. Hier benötigen nach Harry Pross sowohl Sender als auch Empfänger Geräte, womit die elektronischen Kommunikationsmittel jeglicher Art zu diesen tertiären Medien zählen.¹²³

Diese durch Apparatur auf beiden Seiten des Kommunikationskanals definierte Medienklasse erweist sich als ein sehr weittragendes und belastbares Analyseinstrument. Stöber charakterisiert diese dritte Medienevolutionsstufe als „Verbreitungs-Medien“.¹²⁴ Für ihn ist Harry Pross' mediale Dreiteilung überzeugend und einfach, weil sie in ihrem Kern auf das Kriterium der Technik abhebt.¹²⁵ Das Analogmedium Buch gehört nach diese Einteilung zu den Sekundärmedien. Jedes Digitalmedium gehört zu den Tertiärmedien. *Damit ist das Hybridkonzept im Kern stets der Versuch einer Symbiose von Medienklassen mit ganz unterschiedlichen medialen Charakteristika.* Im Folgenden soll durchgespielt werden, wie weit die Mediensystematik von Harry Pross zu

¹¹⁸ Siehe Werner Faulstichs fünfbändige „Geschichte der Medien“ (1996 – 2004). „Die Publizistikwissenschaften nennt sie Primärmedien, aber das ist eher verschleiernd. Ich nenne sie Menschmedien [...].“ In: Podiumsdiskussion „Begann die Neuzeit mit dem Buchdruck?“ 2005, S. 21 (siehe Bibliographie).

¹¹⁹ Ähnlich die kommunikativen Universalien bei Aby Warburg und seine Theorie der „Engramme leidenschaftlicher Erfahrung“ als Gedächtnisschatz in: Raulff, Ulrich (2003) Wilde Energien. Vier Versuche zu Aby Warburg, S. 36f: „Im ‚Urprägewerk‘ frühgriechischer und kleinasiatischer Kulte waren dauerhafte Formeln körperlichen Ausdrucks der Leidenschaft geprägt worden, die sich unweigerlich jedem Nachgeborenen aufdrängten, der vom ‚Ausdruckswang‘ ergriffen wurde.“

¹²⁰ Karpenstein-Eßbach, Christa (2004) Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien, S. 13.

¹²¹ Stöber, Rudolf (2013) Neue Medien. Geschichte, S. 404.

¹²² Ebd., S. 404.

¹²³ Vgl. ebd., S. 15-17.

¹²⁴ Ebd., S. 404

¹²⁵ Vgl. ebd., S. 17.

einer Klärung zentraler Begriffe der Hybridproblematik wie Symbiose, Konvergenz, Verdrängung oder Komplementarität beitragen könnte.

Das Schreiben, egal aus welchem Jahrhundert und mit welcher Technik, ermöglicht das Aussen-den eines Kommunikationsangebotes. Das Auslesen desselben ist technikfreie Rezeption beim Empfänger. Welche zeitliche Dehnung und Verzögerung für die Rezeption eines ausgesendeten Kommunikationsangebotes in Schriftform diese Freistellung des Empfängers von Technik und Gerät ermöglicht, veranschaulicht der Rosettastein (196 v. Chr.) oder jedes jahrhundertealte Druckwerk. Das „Anschalten“ und Auslesen des „Device“ (im Sinne von Daniel J. Boorstin) erfolgt durch „In-Augenschein-nehmen“.

Das E-Book beziehungsweise jedes digitale Medium und sein Kommunikationsangebot ist technikvermittelt auf Sender- und Empfängerseite. Damit gehört alles Digitale in die Klasse der tertiären, doppelseitig technisch vermittelten Medien.

Die Theorie von Harry Pross liefert mit dem Aufzeigen dieser doppelten medientechnischen Vermitteltheit eine überzeugende Grundlage für die Begründung von dauerhaftem hybridem Nebeneinander in Mediensammlungen: Analogtexte und Digitaltexte gehören nicht in die gleiche Medienkategorie und repräsentieren unterschiedliche Grade der Technisierung von Sinneserfahrungen und damit letztlich auch von geisteswissenschaftlichen Wissensgenerierungsprozessen, wie sie hier relevant sind für die Frage nach ihrer Ermöglichung in hybriden Mediensammlungen.

Analogtexte sind senderseitig technikvermittelt. Wenn sich hier „Code“ manifestiert, bleibt er in Abhängigkeit von der kulturellen Nähe oder Ferne von Sender und Empfänger prinzipiell von Menschen immer und stets auslesbar und damit interpretierbar. Dies ist das zentrale Kriterium für textorientierte Forschung in den Geschichtswissenschaften, welches das Modell von Harry Pross mit seiner schlichten Einteilung in technische Medienklassen deutlich sichtbar macht.

In dem oben genannten Beispiel war es der ägyptisch-demotisch-altgriechische schrifttechnisch vermittelte Rosettastein 196 v. Chr. und dessen Rezeption durch den Franzosen Jean-François Champollion 1822.¹²⁶ Die zeitliche Dehnung der Kommunikation kann natürlich noch länger sein. So ist es dieses technikfreie In-Augenschein-nehmen, das Uwe Jochum als Basisprinzip für das Buch „an der Wand“ vorsichtig fragend sogar bis zu den Botschaften der Höhlenmalerei zurückverfolgt.¹²⁷

Wird der kulturelle Kontext eines gemeinsamen analogen Codes verlassen, kann er trotzdem mit Hilfe von Gedächtnisinstitutionen, Memorialkultur und perzeptiver Intelligenz auf Empfängerseite wieder erschlossen werden, ohne dass ein rein technisches Problem auf Empfängerseite jede Rezeption abschließend unmöglich macht. Sein Sinngehalt bleibt in ihm eingelagert, solange er physisch existiert.

Digitaltexte sind sender- und empfängerseitig technikvermittelt. Wenn sich hier Code manifestiert, ist er in Abhängigkeit von der gerade gültigen Maschinenkompatibilität prinzipiell übertragbar, aber von Menschen an beiden Kommunikationsenden prinzipiell nicht lesbar, da es sich

¹²⁶Zu den epistemologischen Umständen der Entzifferung siehe die Spezialuntersuchung von Markus Messling (2012) Champollions Hieroglyphen. Philologie und Weltaneignung. Berlin : Kulturverlag Kadmos, 2012.

¹²⁷Jochum, Uwe (2015) Bücher. Vom Papyrus zum E-Book. S. 9ff. Ebenso Werner Faulstich: „Schreibmedien gab es von Anfang an – die Wand, später die Tafel [...]. Der sogenannten Höhlen'malerei' beispielsweise, einer von Tierbildern und Inzisionen geprägten Nutzung des Kommunikationsmediums Wand, wird dabei kulturkonstituierende Bedeutung zugesprochen.“ In: Faulstich, Werner (1998) Medien zwischen Herrschaft und Revolte, S. 8.

primär um intermaschinellen Code handelt. Dieser Code ist auf Sender- und Empfängerseite jeweils nur über Mensch/Maschine-Schnittstellen produzierbar und rezipierbar.

Die zeitliche Dehnfähigkeit dieser Kommunikation wird bestimmt durch die kulturtechnische Gültigkeit und Kompatibilität der Codeversion und Hardwaretechnik. „Code ist [...] nur innerhalb der sozio-technischen Umgebungen interpretierbar, in denen er eingesetzt wird.“¹²⁸ Wird hier der kulturtechnische Kontext verlassen, ist der Code prinzipiell hard- und softwareseitig an beiden Enden der Kommunikation nicht mehr zugänglich. Hier können nur Techniken der digitalen Langzeitarchivierung¹²⁹ wie Code-Migration oder Emulation früherer kulturtechnischer Hardware- und Digitalumgebungen die zeitliche Dehnung überwinden und den Code wieder erschließen. Er muss im schlimmsten Fall technikbedingt als verloren gelten. Hermeneutik hilft hier nicht mehr weiter, da sein diskursives Potential sich nur im reibungslosen Zusammenspiel von Hard- und Software entfaltet. Christiane Heibach (2011) spricht vom volatilen Charakter von Soft- und Hardware, der zu hinterfragen sei.¹³⁰

Die explizit technikzentrierte Medieneinteilung von Harry Pross ist deshalb für die Analyse von Mediensymbiose oder Medienkonkurrenz oder gar -verdrängung so fruchtbar. Sie nimmt primär die Technikabhängigkeit von medialer Kommunikation in den Blick. Da diese bei digitalen Texten ungleich höher ist beziehungsweise mit Blick auf die Sender/Empfänger-Situation gedoppelt, mit Blick auf die Hardware-/Softwarevoraussetzungen auf Sender- und Empfängerseite vervierfacht, lassen sich aus diesem Blick auf die technischen Medienkonditionen Argumente für einen dezidierten Hybridansatz in den textorientierten Geisteswissenschaften ableiten.

Besonders die unterschiedliche Dehnfähigkeit für potenziell erfolgreiches Statthalten von Kommunikation bei sekundären oder tertiären Medien muss die Geschichtswissenschaften und Gedächtnisinstitutionen in besonderem Maße interessieren. Die Gefahr des gänzlichen Verschwindens manifester Kommunikationsfähigkeit ist bei tertiären Medien ungleich höher.¹³¹

Latenz

Konkret gerät damit insbesondere von digitaltechnischer Seite her auch in Gefahr, was Peter Strohschneider, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, für wissenschaftliche Sammlungen, auch für Bibliotheken, fordert: Zukunftsoffenheit und institutionalisierte Latenz. „Die künftige Gebrauchsform [Lektüre] der Bücher ist [...] jederzeit schon antizipiert, allerdings nicht auch ihr künftiger Sinn. [...] Die Bibliothek [akkumuliert] im Medium der Bücher dynamische Sinnsysteme [...]. Darin speichert die Bibliothek, was [...] erst mit dem Modus der Sammlung institutionalisiert wird: Latenz.“¹³² Strohschneider weiter: „Dies [ein schon gegebenes und doch im epistemischen Prozess noch nicht antizipierbares Potenzial] bewahren die Dinge als Latenz: als Möglichkeit einer späteren Befassung mit anderen Erkenntnisinteressen, anderem

¹²⁸Meßner, Daniel (2015) Coding History. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 159.

¹²⁹Vgl. dazu die beiden Bände der Reihe „Kulturelle Überlieferung – digital“ des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT): Bd. 1: Neues Erbe (2011) und Bd. 2: Digitales Kulturerbe (2015), beide hg. von Caroline Y. Robertson-von Trotha; genaue Angaben siehe Bibliographie.

¹³⁰Heibach, Christiane (2011) (De)Leth(h)e. In: Das Ende der Bibliothek?, S. 62.

¹³¹Das Verschwinden von Wissensbeständen für die Frühe Neuzeit thematisiert Martin Mulsow (2012) Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit. Berlin : Suhrkamp. Für digitale Wissensbestände gibt es wohl nur Einzelhinweise, aber noch keine systematische, breit angelegte Untersuchung.

¹³²Strohschneider, Peter (2012) Faszinationskraft der Dinge, S. 17, Fußnote 24.

Aufmerksamkeitsfokus, anderen Methoden, in anderen Theorierahmen.“¹³³ Das lässt sich mit Sicherheit nur erhoffen, wenn eine spätere Rezeption der möglichen Deutungsvarianten, wie das nur bei sekundären Medien grundsätzlich anzunehmen wäre, nicht in Frage steht.

Und diese Zukunftsoffenheit sieht Strohschneider geradezu als anthropologisches Konstituens: „Es gibt neben dem antizipierbaren Zukünftigen auch die offene Zukunft: das unbekannte und das unerwartbare Neue. Und Menschen wissen, dass es dies gibt: Menschen sind zukunftsoffene Wesen. Deswegen brauchen sie neben der Vorratshaltung auch die Sammlung.“¹³⁴

Hier kann ein interessanter Nebengedanke nur angedeutet werden. Die Latenzidee geht von einem Variantenreichtum späterer Perzeption aus, wie er in einem „geschlossenen“ Wissenscontainer wie dem Buch oder einem Kunstwerk transportiert wird. Offensichtlich haben die Starre des Gedruckten beziehungsweise andere Formen analoger Fixierung nur physisch den Anschein der mangelnden Offenheit und Flexibilität gegenüber der Idee „fluider“ digitaler Dokumente. Die intellektuelle Offenheit paaren analog fixierte Objekte nachweislich mit soliden konservatorischen Qualitäten und ihrer Rezeptionsoffenheit als sekundäre Medien. „Erkenntnisse, die aus Archiven kommen, können jahrhundertelang schlummern.“¹³⁵ Oder mit den Worten Wolfgang Frühwalds: „Auch die obskteste Monographie besitzt ihr Auferstehungspotential.“¹³⁶

Nun wird aber gerade die vernetzte Offenheit, die Entgrenztheit digitaler verlinkter Wissensobjekte häufig als ihre Qualität herausgestellt gegenüber sequenzieller, linearer Enge gutenbergscher Wissenscontainer. Rafael Ball (2013): „Die Nachteile des gedruckten Buchs als Medium sind evident: Es lässt nur eine einzige Antwort auf gestellte Fragen zu und – einmal gedruckt – muss es nahezu unwidersprochen bleiben und beansprucht scheinbar ein für allemal Gültigkeit. Dynamische Dokumente hingegen konterkarieren diese Gefahr mit dem Angebot der digitalen Beliebigkeit und permanenten Veränderbarkeit von Information und Inhalten.“¹³⁷

Wenn also Digitalobjekte – zumal im Rahmen kollaborativer Arbeitsprozesse in den Geisteswissenschaften – permanentem Palimpsest zugänglich werden, haben sie allerdings alle Eigenschaften eines „fluiden“ Dokumentes. In welchen „Petrischalen“, metaphorisch gesprochen, solche fluiden entgrenzten Wissensobjekte dann in digitalen wissenschaftlichen Sammlungen aufbewahrt werden für späteres Verifizieren, Falsifizieren oder Ausloten ihrer Latenz(en), ist noch immer nicht klar.¹³⁸ Erstaunlich auch, dass Rafael Ball die von Peter Strohschneider angedeutete „intellektuelle Offenheit“ in Büchern nicht wahrzunehmen scheint. Ähnlich Michael Hagner: „Als ob der Buchdruck für Starrheit und Monumentalität stünde, besteht das Faszinosum des Buches [...] in seiner Flexibilität, seiner historischen Wandelbarkeit. Mit diesen Eigenschaften ist es für Denken, Phantasie und Gedächtnis des Menschen konstitutiv.“¹³⁹

¹³³Ebd., S. 18.

¹³⁴Ebd., S. 17.

¹³⁵Wyss, Beat (2010) Bilder von der Globalisierung, S. 9.

¹³⁶Frühwald, Wolfgang (2002) Gutenbergs Galaxis im 21. Jahrhundert. In: ZfBB 49(2002)4, S. 190.

¹³⁷Ball, Rafael (2013) Was von Bibliotheken wirklich bleibt. S. 49f.

¹³⁸Christiane Heibach (2011) (De)Let(h)e, S. 61: „[...] Hypercard von Apple, das erste Programm, mit dem Mitte der 1980er Jahre Hypertexte erstellt werden konnten, sind so schnell wieder verschwunden, daß die Texte – darunter die ersten literarischen Hyperfictions – heute nicht mehr lesbar sind. Die Flüchtigkeit und beständige Veränderung der Software steht dem Ziel der nachhaltigen Speicherung diametral entgegen.“

¹³⁹Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches, S. 132.

Selbst wenn man Rafael Ball zugute hält, dass es ihm bei seiner Aussage um naturwissenschaftliche gedruckte Sachaussagen geht, die in ihrer analogen Erstarrung dann unwidersprochen im Buchspeicher für „Ewigkeiten“ konservatorisch aufbewahrt werden, kann man doch für solche Inhalte nicht im Gegenzug „digitale Beliebigkeit“ einfordern.

Für geisteswissenschaftliche Wissensgenerierungsprozesse gilt vielmehr, dass auch epistemisch prekäres Wissen zu bewahren wäre: „Es liegt auf der Hand, daß historische Wissensbestände in vielen, wenn nicht gar in der Mehrheit aller Fälle überholt sind und daher dem Wahrheitskriterium nicht bzw. nicht mehr entsprechen. Das nicht bzw. nicht mehr wahre Wissen auszuklammern, kann für eine an der Genese und der Zirkulation von Wissen interessierte Kulturwissenschaft nicht in Frage kommen.“¹⁴⁰

Der Verweis auf die Starrheit der Physis des Buches, des „Schwarz auf Weiß“, welches man getrost nach Hause tragen könnte, zielt auf die haptische Realität des Buches, die es im Gegenteil gerade als entscheidende Qualität und noch immer gültiges Alleinstellungsmerkmal eines sekundären Mediums zu erkennen gilt. Der Verweis ignoriert die semantische Offenheit und die tatsächlich in Lektürevorgängen vorhandene „Fluidität“, nämlich die Sinnkonstruktionen von Text auf der Seite des Lesers.

Die Neurowissenschaftlerin Maryanne Wolf (2009, Tufts-Universität Boston, Leseforschung) formulierte diesen Sachverhalt wie folgt: „Lesen ist neuronal und intellektuell ein Akt der verschlungenen Wege, der durch die unvorhersagbaren Abstecher in Gestalt der Schlussfolgerungen und Gedanken der Leser genauso bereichert wird wie durch die unmittelbare Botschaft, die der Text an das Auge sendet.“¹⁴¹

Deep Reading

„Was man in Frage stellen muß, ist [...] die Gleichstellung von Lektüre mit Passivität. [...] Analysen zeigen, das ‚jede Lektüre ihren Gegenstand verändert‘ [...] und daß schließlich ein verbales und ikonisches Zeichensystem ein Reservoir von Formen ist, die darauf warten, vom Leser ihre Bedeutung zu bekommen. Wenn somit das ‚Buch ein Resultat (eine Konstruktion) des Lesers ist‘, muß man die Vorgehensweise dieses letzteren als eine Art von lectio betrachten, als eine dem ‚Leser‘ eigene Produktion. [...] Er erfindet in den Texten etwas anderes als das, was ihre ‚Intention‘ war. Er löst sie von ihrem [...] Ursprung. Er kombiniert ihre Fragmente und schafft in dem Raum, der durch ihr Vermögen, eine unendliche Vielzahl von Bedeutungen zu ermöglichen, gebildet wird, Un-Gewußtes.“¹⁴²

Womit sich zumindest in einem Punkt fluide Digitalobjekte und analog-sequenzielle Sinncontainer auf interessante Weise wieder begegnen könnten: In der Rolle des Textes als bloßem Katalysator: Er löst epistemische Prozesse aus, seine Aussagen liegen im Analogen anschließend aber wieder unverändert vor für eine prüfende Folgelektüre, im Digitalen wäre das nicht mehr unbedingt gesichert. Frank Grunert (2015): „[...] damit Aussagen als Wissen kommunizierbar sind, muß Wissen als identisches über eine gewisse Dauer wahrnehmbar sein. Dieser letzte Punkt

¹⁴⁰Grunert, Frank (Hg. et al. 2015) Wissensspeicher der Frühen Neuzeit, Einleitung S. VIII.

¹⁴¹Wolf, Maryanne (2009) Das lesende Gehirn, S. 18. Hier zitiert nach Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches, S. 243.

¹⁴²Certeau, Michel de (1988) Kunst des Handelns. Berlin : Merve, 1988. S. 300.

ist für den vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse, unterstreicht er doch das besondere Gewicht, das der Wissensspeicherung [...] zukommt.“¹⁴³

Wenn auf Leserseite von „fluider“ Rezeption auszugehen ist und den Textseiten im Digitalen Fluidität inhärent ist zur Ermöglichung von Hypertext und Kollaboration, dann verflüchtigt sich, was in Geisteswissenschaften stets prekär war: Nachvollziehbarkeit, Überprüfbarkeit. Nochmals: „Deep Reading ist insofern schöpferisch, als dass der Leser, der über den Text hinausgeht, einen individuellen Zugang zum Text erschafft [...] Die Basis für ein solches Lesen ist das Buch, und zwar vor allem die Beschränkung [...].“¹⁴⁴

Man kann also mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass es bei einem Buch stets der Leser ist, der gedanklich „abschweift“ im Sinne kreativer, intellektueller Hirnleistung, im Digitalen tut dies der Text über Links: Hyper Reading ist die durch das Internet induzierte Leseform, die den Lesefluss durch Anklicken von Verweisen auf andere Texte, Bilder, Filme, akustische Dokumente usw. unterbricht.¹⁴⁵ Es wird die Sofortverfügbarkeit elektronischer Ressourcen zum epistemischen Problem durch instantane Umlenkung von Aufmerksamkeitspotenzial. Im Kern stellt sich bei Hypertext die Frage der Herstellung inhaltlicher Kohärenz, wenn die Rezeptionspfade verästelt, verschlungen und je individuell sind.

Peter Strohschneider spricht darüber hinaus von dem „anthropologisch fundamentalen Verfügen über Dinge“, die „Kristallisierungspunkte des Wissens“¹⁴⁶ seien und bedient sich damit einer völlig entgegengesetzten Metaphorik zum Fluiden. Elmar Mittler (2012) sprach in konservatorischer Absicht vom „Einfrieren der liquid documents“,¹⁴⁷ was deren Offenheit wohl in Frage stellen dürfte. Klaus Ceynowa (2016): „Seien wir ehrlich: Es weiß heute niemand, wie man derart fluide Wissensbestände verlässlich sammelt, referenziert und über lange Zeiträume stabil bewahrt.“¹⁴⁸

Destabilisierung der Textformate, ihre mediale Klonierung bzw. Multiplizierung, so Michel Hagner (2015), zwingt zu wechselndem Rezeptionsverhalten am selben Text und fragmentiere, destabilisiere damit auch die Lektüre. Die geistige Aneignung eines Textes hängt von dessen materieller Form ab. Die Kohärenz des Lesens wäre in Frage gestellt.¹⁴⁹ Bernard Stiegler (2014) fragt: „Kann eine tiefe Untersuchung von Wörtern, Gedanken, Wirklichkeit und Tugend in einer Art von Lernen gelingen, die durch eine ständig geteilte Aufmerksamkeit und Multitasking charakterisiert wird?“¹⁵⁰

Der interessanten Frage, wie sich Latenz bei tertiären Medien institutionalisieren ließe, kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Die Frage verweist zum einen auf das technische Feld der Langzeitarchivierung digitaler Medien und auf die ungelösten konservatorischen Herausforderungen gegenüber Latenz, die in „fluiden“ oder entgrenzten und verlinkten multimedialen

¹⁴³Grunert, Frank (Hg. et al. 2015) Wissensspeicher der Frühen Neuzeit, Einleitung S. IX.

¹⁴⁴Weidenbach, Lukas (2015) Buchkultur und digitaler Text, S. 37.

¹⁴⁵Vgl. Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches, S. 223.

¹⁴⁶Vgl. Strohschneider, Peter (2012), Faszinationskraft der Dinge, S. 16.

¹⁴⁷Mittler, Elmar (2012) Wissenschaftliche Forschung und Publikation im Netz. In: Füssel, Stephan (Hg. 2012) Medienkonvergenz – transdisziplinär, S. 80.

¹⁴⁸Ceynowa, Klaus (2016) Anker im Fluss des Wissens. Begehrte „Ruinen“. Die Bibliothek der Zukunft muss dynamischen Objekten Dauer verleihen. In: FAZ Nr. 74.2016 vom 30.03.2016, S. N4.

¹⁴⁹Vgl. Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches, S. 231.

¹⁵⁰Stiegler, Bernard (2014): Licht und Schatten im digitalen Zeitalter. In: Reichert, Ramón (2014) Big Data, Hier S. 42.

Digitalobjekten, Sloterdjiks „multidimensionalen Informationsknäulen“, transportiert wird und für spätere geschichtswissenschaftliche Rezeption interpretierbar bleiben sollte.¹⁵¹

Zum Zweiten verweist sie auf die Massendatenhaltung (Big Data als tertiäre Medien). Diese Massendaten, so wird immer deutlicher, enthalten ein noch nicht ausgelotetes Potential an Latenz. Allein auf Grund ihrer Quantität erlangen sie sozialstatistisch eine nie vorher bekannte Relevanz, die quasi zwangsläufig zu qualitativen Aussagen tendiert. Hinzu kommt ihr schier unbegrenztes Korrelationspotenzial mit Hilfe von Algorithmen.

Sie befinden sich jedoch nur zu einem geringen Teil in nichtkommerzieller Hand (in Hochschulrechenzentren oder auf öffentlich-finanzierten Repositorien). „Cloud-computing“ oder „Social media“ beruhen auf der Inanspruchnahme von Diensten multinationaler Wirtschaftsunternehmen und sind damit öffentlich-institutionellem Zugriff im Bemühen um Archivierung oder Auswertung grundsätzlich entzogen.¹⁵² Man denke zum Beispiel an eine für öffentlich finanzierte Forschung wünschenswerte, aber unzugängliche Komplettkopie der aktuellen Facebook- oder Google-Datenbanken.

„Dem Sammeln großer Datenmengen ist [...] eine Machtgeschichte der möglichen Herstellung sozialprognostischen Wissens inhärent. [...] Wenn man es so betrachtet, ist das Social Web zur wichtigsten Datenquelle zur Herstellung von Regierungs- und Kontrollwissen geworden. [...] In diesem Sinne kann man sowohl von *datenbasierten* als auch *datengesteuerten* Wissenschaften sprechen, da die Wissensproduktion von der Verfügbarkeit computertechnologischer Infrastrukturen und der Ausbildung von digitalen Anwendungen und Methoden abhängig geworden ist.“¹⁵³

Die Frage, wie sich für diesen Bereich Latenz zu Zwecken späterer Entdeckung, Auswertung und Deutung für geisteswissenschaftliche Forschung konservieren ließe, muss gegenwärtig noch offen bleiben.

Auf noch etwas höherer Abstraktionsebene geht es um die „Ontologie des Digitalen“. Der Computer als tertiäres Medium verweise auf „das digitale Sein als ein ortloses und rechnerisches Sein“, das den physischen sinnlichen Körper nicht mehr erreiche.¹⁵⁴

Die Mediensystematik von Harry Pross von 1972 erweist sich folglich, trotz ungebremster Innovation im Bereich der tertiären Medien, als ein überraschend weitreichendes Analyseinstrument.

¹⁵¹ Zum Forschungsstand von Geschichtswissenschaft und Hypertext Krameritsch, Jakob (2007) Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung. Münster : Waxmann, 2007.

¹⁵² Vgl. Metze-Mangold, Verena (2016) Wissensgesellschaft als Idee des neuen Humanismus. In: Mittelstraß, Jürgen (2016 et al.) Die Zukunft der Wissensspeicher, S. 17-33, hier S. 26: „Es gibt, wie wir jeden Tag erfahren, zunehmende Begehrlichkeiten, ‚proprietary Systeme‘ zu entwickeln, d.h., [...] den Zugang nur unter bestimmten Bedingungen zu gewähren, beispielsweise der Bedingung zu zahlen oder abgeschöpft zu werden, und so Wissen kontrolliert zu verteilen.“

¹⁵³ Reichert, Ramón (Hg. 2014) Big Data, Einführung, S. 9f.

¹⁵⁴ Vgl. Kossek, Brigitte (Hg. 2012), Einleitung: digital turn?, S. 17.

Blended Library

Während in dem Wort „hybrid“ die Verschiedenheit, das Zwitterhafte von zweierlei Herkunft stets richtig mitschwingt, hat das englische Wort „blend“ eher den Charakter der harmonisierten Mischung zweier oder mehrerer Bestandteile. Man denke an „a blend of tea“, eine harmonische Teemischung. Die Blended Library thematisiert wie die Hybridbibliothek das Miteinander analoger und digitaler Medien und Verfahren in Bibliotheken.

Harald Reiterer, Leiter der Arbeitsgruppe Mensch-Computer Interaktion, Fachbereich Informatik und Informationswissenschaften der Universität Konstanz (2011 et al.):

„An die [so im Original] Stelle der von Medienbrüchen und Einstiegshürden bei der Bedienung gekennzeichneten Koexistenz von ‚digital‘ und ‚analog‘ entsteht [so im Original] eine gegenseitige Ergänzung und Kooperation, die entscheidende Mehrwerte für die Benutzer bei der Recherche und dem Wissenserwerb verspricht. Somit führt die ‚Blended Library‘ reale und virtuelle Angebote homogen zusammen und schafft eine Umgebung, in der Realität und Virtualität nicht konkurrieren [sic], sondern benutzergerecht verschmelzen.“¹⁵⁵

Reiterer und seine Koautoren gehen in ihrem Ansatz zunächst von Medienkonkurrenz und dem Verdrängungspotenzial der Digitalisierung aus und schlagen dagegen einen erneuten Paradigmenwechsel hin zur Mediensymbiose vor: "[...] weg von der Entwicklung rein virtueller Welten, hin zur Einbettung von Informationstechnologien in die soziale und physische Welt einer Bibliothek.“¹⁵⁶

„Die Vielfalt, Flexibilität, Natürlichkeit und (Be-)greifbarkeit realer Arbeitsumgebungen soll bewusst gegenüber der körperlosen und beliebigen ‚everytime and everywhere‘ Nutzung virtueller Objekte und Dienste bewahrt und genutzt werden. An die Stelle der Koexistenz von realen und digitalen Bibliotheken soll eine Vermischung beider Welten treten.“¹⁵⁷

Diese Vermischung jedoch soll erreicht werden durch verschiedenste innovative Benutzerschnittstellen zum Digitalen. In Reiterers (et al.) Konzept sind es unter anderem die sechs „Blends“ ZOIL (eine zoombare objektorientierte digitale Visualisierung), „Suche“ (ein großes hochauflösendes Display), „Virtuelles Fenster“ (Tablet-PC mit einer Applikation „Augmented Reality“), „Notizen“ (Anoto.com-Digitalschreibstift und echtzeitübertragungsfähiger Digitalbeschreibstoff), „Such-Tokens“ (Multitouch-Computertischfläche mit einer Art Puck als Tangible User Interface) und „hybrides Medium“ (physisches Objekt Buch oder DVD und Objekterkennung sowie Digtalanreicherung durch ZOIL).¹⁵⁸

Die Grundannahmen dieses Konzeptes, dass nämlich kognitive Prozesse maßgeblich durch körperliche und soziale Interaktion mit Objekten und Lebewesen der Umwelt und umfassendes Ansprechen aller Sinnesorgane, des Körperbewusstseins und der Orientierung in Realräumen

¹⁵⁵ Heilig, Mathias; Rädle, Roman; Reiterer, Harald (2011) Die Blended Library, S. 239.

¹⁵⁶ Ebd., S. 217.

¹⁵⁷ Ebd., S. 219.

¹⁵⁸ Vgl. Heilig, Mathias; Rädle, Roman; Reiterer, Harald (2011) Die Blended Library, S. 223-236 sowie Gebhardt, Christoph; Rädle, Roman; Reiterer, Harald (2014) Employing blended interaction to blend the qualities of digital and physical books. In: M&C Best Paper, 3.2014, S. 36-42 (Online-Ressource siehe Bibliographie).

beeinflusst wird,¹⁵⁹ basieren auf aktuellen Erkenntnissen der Kognitionsforschung. Sie werden aber ausschließlich auf die – in der Tat – sehr notwendige Optimierung von Mensch-Maschine-Schnittstellen und digitale Usability angewendet, heilen jedoch nicht die unvermeidbaren Medienbrüche eines hybriden Informationsraumes, wie ihn die Realbibliotheken heute darstellen.

Harry Pross' schlichte Medieneinteilung könnte auch hier im Kontext der Blended Library die Einsicht in die *Überbrückbarkeit der medialen Funktionsweisen* nahelegen. Der „Wissensarbeiter“ in dem ausführlich bebilderten Aufsatz von Harald Reiterer (et al.) nutzt zu keinem Zeitpunkt und bei keinem „Blend“, die allesamt tertiäre Medien sind, ein aufgeschlagenes Sekundärmedium „Buch“.¹⁶⁰ Von „Verschmelzung“ kann folglich nicht die Rede sein und es bleibt im Kern in diesem Konzept ungeklärt, wie Analoges und Digitales sich „vermischen“. Es geht auch wohl weniger um die unverändert utopisch bleibende Vorstellung einer „Verschmelzung“ von digitaler und analoger Welt als um das Problem eines funktionierenden Medienpluralismus oder um gelungene Usability-Formen von Mediensymbiosen.

Der Frage, die gänzlich auf das Feld der Medienwissenschaft führt, soll nicht weiter nachgegangen werden, wie überhaupt sich Rivalitäten oder Synergien, Medienkonkurrenz oder Mediensymbiose zwischen sekundären und tertiären Medien etablieren, ob sie gesellschaftlich konstruiert sind oder ob es sich im Kern um anthropologische Grundphänomene der Mensch-Objekt-Schnittstellen handelt, die sich zwangsläufig einstellen, wenn die appparatefreie, primäre, synästhetische Elementarkommunikation (zum Beispiel die antike Rede nach Platon;¹⁶¹ der Rhetor als „Menschmedium“ nach Werner Faulstich) verlassen wird und in die sekundäre oder tertiäre Medienklasse gewechselt wird.

„Die Anthropologie der Medien fragt nach der Differenz von leiblich gebundener und medial-technischer Sinnestätigkeit. Mit der Technisierung der Sinne entsteht ein neuer Modus des Sinns und eine Modifikation der Sinnestätigkeit. Technische Medien sind keine einfachen Analogien zu oder Ausweitungen von Sinnesorganen des Leibes.“¹⁶²

Fluide Bibliothek

Als Steigerungsstufe von „hybrid“ versteht Olaf Eigenbrodt (2014, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg) sein Konzept der „fluiden“ Bibliothek: „Neben dem Begriff der Digitalen Bibliothek wurde vor allem der der Hybriden Bibliothek populär und hat sich bis heute zur Beschreibung von Bibliotheken gehalten, die sowohl digitale als auch analoge Medien vorhalten. Beide Welten blieben aber mehr oder weniger voneinander getrennt.“¹⁶³ Ihn beschäftigt

¹⁵⁹Vgl. Reiterer, Harald (2014) Blended Interaction. In: Informatik-Spektrum, 37(2014)5, S. 459f. „Es kommt dabei zu einer Vermischung von realer und digitaler Welt, daher sprechen wir auch von ‚Blended Interaction‘ [...].“ S. 460.

¹⁶⁰Heilig, Mathias; Rädle, Roman; Reiterer, Harald (2011) Die Blended Library, Abb. 10 und Text S. 238.

¹⁶¹Uwe Jochum (2015) Bücher, S. 134: „Der Verdacht, Schrift und Buch seien zur Speicherung des menschlichen Denkens – der Fülle des Gedachten und der Denkprozesse – nicht geeignet, reicht bis zu Platon [...] zurück, der darauf hingewiesen hat, dass Schriftzeichen an sich bedeutungslos seien, solange sie nicht durch miteinander sprechende und denkende Menschen mit Bedeutung aufgeladen werden.“

¹⁶²Karpenstein-Eßbach, Christa (2004) Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien, S. 68.

¹⁶³Eigenbrodt, Olaf (2014) Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek. In: Formierung von Wissensräumen. S. 207-220. Hier S. 209.

nun diese „Abschottung“ des analogen Bestandes von dem seiner Vorstellung nach dominanten „digitalen Raum“ hybrider Bibliotheken.

Als Lösung oder zumindest Abmilderung dieses Problems schwebt ihm ein „futuristischer Versuch“¹⁶⁴ einer neuen Art von Konvergenz vor. Dazu müsse sich der physikalische Ort, die Architektur verflüssigen. Raumausstattung, auch die „eineindeutigen“ realen Medienstandorte müssten „fluide“ werden. Dies gelänge durch das Vernetzen alles Festen durch RFID. „Einrichtungsgegenstände wie Tische, Präsentationsmöbel und Regale müssen mit RFID-Antennen ausgerüstet werden [...].“¹⁶⁵ Nutzer und Medien und Möbel fänden dann technikvermittelt zueinander per RFID-Kommunikation.¹⁶⁶ Nur mit einem entsprechenden „mobilen Endgerät“, das man auszuleihen oder mitzuführen habe, fände der Nutzer Zusammenhängendes in Regalen (die in Grenzen auch „Fließen“ lernen könnten nach diesem Konzept, obwohl Eigenbrodt – eine analoge Reminiszenz – klar erkennt, dass „insbesondere mit Büchern bestückte Regale sehr schwer und damit auch potentiell kippgefährdet“¹⁶⁷ seien!).

Auf diesen Regalen befänden sich die vom elektronischen Suchgerät angezeigten Medien in „chaotischer Lagerhaltung“, dafür aber unter Umständen mit einer neuen Dimension von „Heureka“ oder „Serendipity“.¹⁶⁸ Das „Gesetz der guten Nachbarschaft“¹⁶⁹ als topographischen Resultats intellektueller Zuordnung von Buchinhalten durch systematische Aufstellung wird hier aufgegeben zu Gunsten des Prinzips einer „beliebigen“ Nachbarschaft unter Aufgabe kohärenter Wissenstopographien.

Für die neuen Regalfunktionalitäten kann sich Eigenbrodt sogar Frontalpräsentation [sic] der Bücher vorstellen als Alternative zur Präsentation von Buchrücken.¹⁷⁰ „Die steuernden Elemente bei der Nutzung von physischen Beständen sind nicht mehr Ordnung und Suche, sondern Zufälligkeit und Entdeckung, mithin genau die Elemente, die die Informationssuche und das Lernverhalten in digitalen Umgebungen mitbestimmen.“¹⁷¹

Eine erste Definition der Fluiden Bibliothek könne lauten: „Die Fluide Bibliothek ist eine hybride Informationseinrichtung, in der digitale und physische Räume zu einer konsistenten Informationsumgebung integriert sind.“¹⁷² Eigenbrodt spricht hier vorsichtig von „Integration“, nicht Konvergenz, da „absolute Konvergenz im Sinne einer Verschmelzung digitaler und physischer Realitäten [...] eine technologische Utopie [ist].“¹⁷³ Damit urteilt Eigenbrodt indirekt über das hier von Reiterer (et al.) weiter oben vorgestellte Konzept der „Blended Library“. Was Eigenbrodt für technologische Utopie hält, wurde in den vorliegenden Ausführungen als Nicht-Überbrückbarkeit medialer Unterschiede von sekundären und tertiären Medien nach Harry Ross erklärt.

¹⁶⁴Ebd., S. 209.

¹⁶⁵Ebd., S. 214.

¹⁶⁶„Hier wird technomediale Vernetzung zum zentralen Existenzmodus.“ Sabine Maasen; Barbara Sutter (2016) Dezentraler Panoptismus. Subjektivierung unter techno-sozialen Bedingungen im Web 2.0, hier S. 176.

¹⁶⁷Eigenbrodt, Olaf (2014) Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek. In: Formierung von Wissensräumen, S. 210.

¹⁶⁸Vgl. dazu im Kontext von Hypertext: Krameritsch, Jakob (2007) Geschichte(n) im Netzwerk, S. 185-193.

¹⁶⁹Nach Aby Warburg. Vgl. Saxl, Fritz: Die Geschichte der Bibliothek Warburgs (1886-1944) in: Gombrich, Ernst H. (zuerst 1970, dt. Ausgabe 1992) Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie, S. 436.

¹⁷⁰Eigenbrodt, Olaf (2014) Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek. In: Formierung von Wissensräumen, S. 212.

¹⁷¹Ebd., S. 212f.

¹⁷²Ebd., S. 213.

¹⁷³Ebd., S. 211.

Der Begriff des „Fluiden“ könnte sich, wovor bereits gewarnt wurde, auch als eine „Sackgasse der Jargonbildung“ (vergleiche Fußnote 88) erweisen. Die Metapher des Fluiden ist wesentlich an Eigenschaften digitaler Medien gebunden.¹⁷⁴ Ob sie auch architektonisch Festgefügtes treffend charakterisiert, ist fraglich. Veraltete Begriffe wie „Mehrzweckhalle“ oder „Multifunktionsbau“ wären sicher adäquater, aber genügen nicht der Diskursmode des „Fluiden“.¹⁷⁵ Wie sehr Erosionserscheinungen klarer Konturen mit tiefenpsychologischen Schichten der Gesellschaft, mithin also des Individuums zusammenhängen könnten, hat nicht nur Hartmut Rosa, sondern früher bereits Siegfried Kracauer (1929) in Worte gefasst:

„Jeder typische Raum wird durch typische gesellschaftliche Verhältnisse zustande gebracht, die sich ohne die störende Dazwischenkunft des Bewußtseins in ihm ausdrücken. Alles vom Bewußtsein Verleugnete, alles, was sonst geflissentlich übersehen wird, ist an seinem Aufbau beteiligt. Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.“¹⁷⁶

Auf die Bibliothek als traditionell „feststehenden“ Ort bezogen scheint Hartmut Rosas Analyse zunehmend wahrscheinlich zu werden:

„Die Vorstellung, dass die kulturell und strukturell bedeutsamen Raumqualitäten heute nicht mehr durch [...] lokal fixierte, immobile Institutionen, durch feststehende Orte und Plätze, sondern gleichsam hin- und herfließende, immer wieder ihre Richtung und Gestalt ändernde *Ströme* oder *Flüsse* [...] bestimmt werden, ist gegenwärtig dabei, kulturelle Hegemonie zu erlangen.“¹⁷⁷

Diese Annahme wird in der Dankesrede des Preisträgers der Karl-Preusker-Medaille 2015, von den Ausführungen Konrad Umlaufs, bestätigt:

„Künftige Bibliotheken werden kaum noch als Bibliotheken zu erkennen sein. Sie werden in fluiden Gebäuden untergebracht sein [...] Wo im Gebäude [...] Bibliothek anfängt, wird man nicht erkennen können. Vielleicht findet Bibliothek auf den Galerieflächen [...] statt. Öffnungszeiten wird es nicht mehr geben, weil die fluiden Gebäude jederzeit zugänglich sind; eine Bindung [...] an die Anwesenheit bibliothekarischen Personals wird es nicht geben.“¹⁷⁸

¹⁷⁴Köstlbauer, Josef: „Verflüssigung, Entgrenzung, Variabilität, Beschleunigung sind oft genannte, zentrale Eigenschaften digitaler Medien.“ Siehe: Köstlbauer (2015): Spiel und Geschichte im Zeichen der Digitalität, S. 95. Dort auch Hinweis auf die Herkunft der Metapher des Flüssigen bei Manuel Castells (1996) The Rise of the Network Society und Zygmunt Bauman (2000): Liquid Modernity.

¹⁷⁵In diesem Punkt auf „veraltem“, aber solidem Diskursstand Inge Kloepfer (2014) Der irre Boom der Bibliotheken. FAZ Nr. 11 vom 16.03.2014, S. 24: „Bibliotheken erfüllen zunehmend die Rolle multifunktionaler Stadthallen, die für verschiedene Zwecke genutzt wurden und werden.“

¹⁷⁶Kracauer, Siegfried (zuerst 1929) Über Arbeitsnachweise. Konstruktion eines Raumes. In: Ders., Werke, Bd. 5,3: Essays, Feuilletons, Rezensionen 1928 – 1931. Hrsg. von Inka Mülder-Bach. Berlin : Suhrkamp, 2011, S. 250. Im Typoskript des Kracauer Nachlasses lautet der letzte Teilsatz: "[...], dort sind die Ideologien durchschaut, und der Grund der sozialen Wirklichkeit bietet sich dar.“

¹⁷⁷Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung. S. 342f.

¹⁷⁸Umlauf, Konrad (2015) Dankesrede des Preisträgers zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille am 30. Oktober 2015. Online-Ressource: siehe Bibliographie.

Es wäre an dieser Stelle sicher eine vertiefende Analyse der „Hieroglyphe“ im Sinne Kracauers bzw. des Jargonbegriffs „Fluid“ geboten¹⁷⁹, die hier aber nicht geleistet werden kann.¹⁸⁰ Nach Hartmut Rosa in aller Kürze bezeichne die Metapher des „flows“ oder „fluids“ die Wahrnehmung einer eher unbestimmten Situation mit hohen, unvorhersehbaren Veränderungsraten. Sie sei unter anderem eine Erosionserscheinung personaler Identität als Folge des technik- und modernisierungsimplizierten Zeitregimes steigender Beschleunigung¹⁸¹ und struktur- und objektbezogen eine „richtungslose Dynamisierung“.¹⁸²

Enabling Spaces

Es dürfte klar geworden sein, dass entscheidende theoretische Vorarbeiten für die Proportionalierung medialer Anteile von Analogem und Digitalem in epistemologischen Räumen bei den Kognitionswissenschaften gesucht werden müssen. Die physische, festgefügte Bibliothek hat, davon wird hier ausgegangen, unbestritten ihren Platz in Prozessen der Wissensgenerierung. Sie ist in ihrer Partialeigenschaft als öffentlicher Lernort Teil einer strukturierbaren Topographie epistemischer Praktiken, die sich von der Couch oder dem Ledersessel im Privaten (primären Orten) über den Ausbildungs- und Arbeitsplatz (sekundäre Orte) bis zur Bibliothek als „Drittem Ort“ (Ray Oldenburg, Soziologe, zuerst 1989¹⁸³) erstreckt.

Tatsächlich liefern die Kognitionswissenschaften unter dem Einfluss eines „socio-epistemological creative turn“¹⁸⁴ wichtige theoretische Hinweise für Konzepte von Mensch-Raum-Techauthentifizierungnik-Schnittstellen und die Möglichkeitsbedingungen für kreative kognitive Prozesse. Die Autoren Peschl und Fundneider (2012) stellen die Frage, „wie Räume aussehen müssten, in denen – aus einer epistemologischen Perspektive betrachtet – Prozesse der Wissensgenerierung und Innovation an erster Stelle stehen.“¹⁸⁵ Sie liefern den Begriff der „enabling spaces“

¹⁷⁹ Welche Dimensionen eine solche vertiefende Analyse des Begriffs „Fluid“ annehmen könnte, deutet sich bei Sloterdijk (1999) Sphären II, S. 867ff. an: „Das neuzeitliche [...] Fluxusdenken bricht die Hegemonie der Substanzscholastik (obwohl es mindestens vier Jahrhunderte[sic] dauert, bis der euro-amerikanische Alltag die Umstellung ethisch und logisch ganz vollzogen haben wird und sich zu dem neuen kategorischen Imperativ bekennt: Verflüssigt alles!“.

¹⁸⁰ Zur Einordnung dieses „symbolischen“, analogischen Konzeptes, die das Innen und Außen als zwei korrespondierende Aspekte der Persönlichkeit ansieht, in diesem Fall das Außen als symbolische Repräsentation des inneren Menschen siehe Wolfgang Müller-Funk (1995) Erfahrung und Experiment: „Was der Geist ist, tut sich an den Artefakten und Maschinerien kund, die er geschaffen hat [...]. Das Da-Sein der Maschine ist nicht Ausdruck von Seinsvergessenheit (Heidegger), sondern von Seinsvergegenwärtigung im Sinne der beinahe verzweifelten Entäußerung eines unsichtbaren Innen, das sich sichtbar ins Licht rücken möchte.“, ebd., S. 147. „Wissenschaftlich ist das analogistische Verfahren höchst umstritten [...]. Gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß Wissenschaft sich nicht der ‚magischen‘ Praktiken des Analogisierens und anderer vergleichbarer Operationen entledigen kann [...].“, ebd., S. 148. Konkret in Bezug auf Subjektkonstitution und das Internet vlg. den Sammelband von Carstensen, Tanja (Hg. et al. 2014) Digitale Subjekte, besonders S. 147: „Das uneindeutige Subjekt [...] sucht sich Orte, an denen es nicht ständig zur Eindeutigkeit aufgerufen wird [...]. Das Internet zählt heutzutage zu den Orten, die diese Möglichkeit signalisieren.“

¹⁸¹ Vgl. Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung. Hier S. 467f.

¹⁸² Ebd., S. 437.

¹⁸³ Der „Dritte Ort“ ist von dem US-amerikanischen Soziologen Ray Oldenburg in Bezug auf Problemfelder der US-amerikanischen Gesellschaft definiert worden. Die von ihm zur Lösung positiv herausgearbeiteten Raumqualitäten wurden in der Folge auch im Bibliothekswesen rezipiert. Vgl. zuletzt Robert Barth (2015) Die Bibliothek als Dritter Ort. In: BuB 67(2015)7, S. 426-429.

¹⁸⁴ Peschl, Markus E.; Fundneider, Thomas (2012) Vom „digital turn“ zum „socio-epistemological creative turn“. In: Brigitte Kossek (et al 2012) Digital Turn?, S. 47-62.

¹⁸⁵ Ebd., S. 48.

und den theoretischen Rahmen, aber bedauerlicher Weise nicht auch ganz konkrete Vorschläge für die Raumgestaltung oder ein konkretes Design entgegen ihrer ausgreifenden Ankündigung: „Es geht um eine Integration unterschiedlicher Dimensionen, die zu einem umfassenden Raumverständnis zusammengefügt werden, das soziale, kognitive, emotionale, organisationale, technologische Aspekte ebenso umfasst wie architektonische.“¹⁸⁶

Aus dem Umfeld der „Digital Humanities“ sind zu dem kulturtechnischen Verständnis von digitalem Code und hybrider Nebeneinander ebenfalls zahlreiche Anregungen zu entnehmen.

Digital Humanities

Im Hinblick auf die Hybridproblematik und die Bibliothek als Werkstatt der Geisteswissenschaften darf eine Sondierung der Digital Humanities als Experimentierfeld neuer digitaler Forschungsmethoden in den Geisteswissenschaften nicht fehlen. Beim Blick auf den Diskurs innerhalb dieser „Spezialarena“¹⁸⁷ geht es um die Frage, wieweit von den Digital Humanities ein Wandlungsdruck im Sinne des „Library type continuum“¹⁸⁸ von Stuart A. Sutton (1996) auf Hybridbibliotheken ausgeht:

„Reicht das Zusammenkommen von Geisteswissenschaften und Digitalität aus, damit die Geisteswissenschaften ‚anders‘ werden? In welchem Sinn würde die Digitalität etwas ‚Neues‘ in die Geisteswissenschaften einbringen, und welche Folgen hätte dies für die Art und Weise, wie die Geisteswissenschaften [...] betrieben werden?“¹⁸⁹

Bei eher zögerlicher Annahme der digitalen Kommunikations- und Medientechnologien durch Historiker¹⁹⁰ ist es dennoch zu einer Institutionalisierung und Strukturbildung dieser Teildisziplin innerhalb der Kulturwissenschaften gekommen. Es wäre zu sondieren, ob von dieser Seite und in welcher Stärke ein Druck ausgeht auf die mediale Ausrichtung der dort tätigen Spezialbibliotheken. Ob eine Einreichung in das „Werkzeug des Historikers“¹⁹¹ zur Folge haben würde, daß „[...] the digital [...] will ‚disappear‘ once it becomes accepted and integrated into the infrastructure of humanities research overall, which will have expanded [...]“,¹⁹² ist eine interessante, aber spekulative Frage.

¹⁸⁶Ebd., S. 48.

¹⁸⁷Vgl. Keller, Reiner (2013) Diskursanalyse, S. 426.

¹⁸⁸Sutton, Stuart A. (1996) Future service models and the convergence of functions, S. 136.

¹⁸⁹Frabetti, Federcia (2014): Eine neue Betrachtung der Digital Humanities im Kontext originärer Technizität. In: Reichert, Ramón (2014) Big Data, Hier S. 85.

¹⁹⁰Mareike König (2015) konstatiert z.B. für Wissenschaftsblogs mangelnde Akzeptanz und niedrige Nutzung. Vlg. König, Mareike (2015) Herausforderung für unsere Wissenschaftskultur, S. 60. Ebenso Donk, André (2015) Die Wirklichkeit der Wissenschaft im digitalen Zeitalter, S. 165-184. Hier S. 171 und Fußnote 27 mit Nachweisen. Die 2006 von Jakob Nielsen veröffentlichte 90-9-1-Relation (auch Ein-Prozent-Regel: 90% aller Beiträge in Foren werden von nur 1% der User geschrieben, 10% der Beiträge stammen von 9% der User und 90% der User bleiben passive Betrachter. Online-Ressource siehe Bibliographie) scheint sich nicht wesentlich verschoben zu haben.

¹⁹¹Klassiker der Einführung in die historischen Hilfswissenschaften von Ahaver von Brandt, zuerst ersch. 1958, zuletzt in 18. Aufl. 2012.

¹⁹²Evans, Leighton; Rees, Sian (2012): An interpretation of digital humanities. In: Berry, David M. (Hg. 2012) Understanding digital humanities, S. 26f. Die beiden Autoren liefern einen Überblick der Positionen auf der „Computational Conference“ 2010 (vgl. Fußnote 53).

Der Einstieg in die Notwendigkeit digitaler Forschungsmethoden erfolgt häufig mit dem Gemeinplatz von der Überfülle computervermittelter Wissenobjekte – in Reichweite der Fingerspitzen. David M. Berry (2012) in einem grundlegenden Werk zum Verständnis der Digital Humanities (DH): „This new infinite archive [...] at the researcher’s fingertips. [...] It is now quite clear that historians will have to grapple with abundance, not with scarcity.“¹⁹³

Dies ist eine der stereotypen Einleitungen in die Digitalproblematik unter dem Blickwinkel der Informationsflut und der Massendaten, die im Grunde nichts Neues annonciert, da das Zuviel schon in der Gutenberg-Galaxis galt und weiter zurück bis zu den ersten Sammlungen von Schriftzeichen auf Trägerstoffen an zentralen Orten.¹⁹⁴

Die Klagen der Gelehrten, Wissenschaftler und Informationssuchenden über ein Zuviel sind Legion. Dem kann nur mit Gelassenheit und mit der Einsicht in die anthropologischen Grenzen menschlicher Aufnahmefähigkeit begegnet werden. Darauf verweist Valentin Groebner lakonisch zu Recht mit Blick auf die „analoge“ Überfülle der Buchwelt: „Jeder Mensch kann in seinem Leben zwischen 3000 und 5000 Büchern lesen, hat Arno Schmidt ausgerechnet.“¹⁹⁵

Die Bemerkung verweist aber vor allem auf die begrenzenden Ressourcen Zeit und Aufmerksamkeit für Prozesse der Wissensgenerierung. Valentin Groebner mit Blick auf die digitale Informationswelt: „Die endlose vernetzte Fülle des Internets schluckt [...] die Ressource, die für ihre Nutzung genau so unentbehrlich ist wie Batteriestrom und Übertragungsgeschwindigkeit: Zeit.“¹⁹⁶

Im Sinne einer Kompensationstheorie, die Einsatz von Technik wesentlich als Kompensierung menschlicher Mängelerfahrungen interpretiert, hilft hier nur „maschinelles“, also computergetriebenes Lesen.

„Das menschliche Leben ist begrenzt, somit auch die Menge an Büchern, die in einem Menschenleben gelesen werden können. Mit der Digitalisierung wird die Menge an Büchern, die der Mensch lesen kann, zwar nicht größer, aber durch die maschinellen Lesemöglichkeiten des Computers ergänzt.¹⁹⁷ [...] Die Bücher [...] werden dabei nicht mehr linear gelesen, sondern anhand computerlinguistischer Methoden massenausgewertet. Die Digital Humanities gehen mit der Einführung quantifizierender Methoden in den Geisteswissenschaften einher.¹⁹⁸ [...] die Hermeneutik verschiebt sich in die Überprüfung der automatisch generierten Ergebnisse.“¹⁹⁹

In diese Richtung zielt auch die Reflexion von Rigoberto Carvajal (2015, Informatiker): „Naheliegend wäre es, Big Data über die Größe der Daten zu definieren. Doch wo setzen wir die Grenze – bei 100 Gigabyte, 10 Terabyte, 1 Petabyte? [...] Da sich das, was wir unter groß verstehen, mit der Zeit ändert, müssen wir Big Data anders definieren, und zwar in Bezug auf unsere Fähigkeit, die

¹⁹³Berry, David M. (2012), Understanding digital humanities. Hier: Introduction, S. 2.

¹⁹⁴Vgl. ausführlich diachronisch vom 16.-21. Jahrhundert dazu Waquet, Françoise (2015) L’ordre matériel du savoir, besonders Kapitel 6 : La surabondance et l’urgence, S. 249-273.

¹⁹⁵Groebner, Valentin (2012) Wissenschaftssprache : eine Gebrauchsanweisung. S. 29, entnommen bei: Arno Schmidt: Julianische Tage, in: Ders.: Trommler beim Zaren, 1966, S. 183-191.

¹⁹⁶Ebd., S. 31.

¹⁹⁷Baillet, Anne ; Schnöpf, Markus (2015) Von wissenschaftlichen Editionen als interoperable Objekte. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 150.

¹⁹⁸Ebd., S. 151.

¹⁹⁹Ebd., S. 156.

Datenmengen zu verarbeiten.“²⁰⁰ Also gälte es, das Sortier-, Ordnungs- und Strukturierungspotential von Computern, genauer von Algorithmen für Relevanzentscheidungen einzusetzen.

Zu den selektiven Mechanismen begrenzter Aufmerksamkeit hat Aleida Assmann (2001) Grundlegendes gesagt: „Die Aufmerksamkeitsökonomie gilt als die neue Ökonomie des Informationszeitalters, denn wo die Produktion von Information ins Gigantische wächst, wird das, was Information einen Wert zuweist, immer knapper und wichtiger, nämlich: Aufmerksamkeit.“²⁰¹ Die geradezu existenziell-schicksalhafte Verkettung von Digitalem und den Grenzen menschlicher Aufmerksamkeit verknüpft Matthew Crawford (2015, Physiker und Politikphilosoph) völlig zu Recht mit einem Kernproblem unserer überinformierten Gegenwartsgesellschaft, der Kohärenzbildung: „Wir sind Zeugen einer Krise der Aufmerksamkeit. Es geht heute um nicht weniger als die Frage, ob wir ein kohärentes Ich aufrechterhalten können.“²⁰² Gerade in diesem Bereich liegen ganz zentrale Forschungsfelder noch relativ brach was die Subjektkonstruktion in hybriden und zunehmend digitalen Kulturen betrifft.²⁰³

Im Kontext einer solchen Überfülle, gar einer „infobesity“,²⁰⁴ des „Viel zu Viel“ an digitalen und analogen Wissensobjekten wird zwangsläufig auch der Sammlungsbegriff problematisch und es muss über Archivierung, Speicherung, dauerhafte Verfügbarkeit und auch verantwortungsbewusstes Vergessen neu nachgedacht werden.

Das denkbare Handlungsspektrum im Angesicht des Viel-zu-viel geht von Ohnmacht bis „Sammelwut“. Das Umkippen von qualifizierten Sammlungen in bloße Vorratshaltung von „Informationen“ erweist sich als ein ernstzunehmendes Problem.²⁰⁵ Es kann zu ausufernden Formen von analoger Lagerhaltung (Stichwort: Speicherbibliothek) oder digitaler Massendatenspeicherung auf Vorrat ohne akute Fragestellungen führen. Eine rein auf das Quantitative zielende Daten-„Sammelwut“ verursacht zu einem bedeutenden Teil das mit, was als Informationsüberflutung wahrgenommen wird und was kaum noch als Information auswertbar ist, als Verfügungswissen vom Verstand integrierbar und als Orientierungswissen vernunftmäßig anwendbar ist.²⁰⁶

²⁰⁰Carvajal, Rigoberto (2015) Wie groß ist Big Data? In: Kulturaustausch 65(2015)4, S. 52. Luciano Floridi (dt. 2015) Die 4. Revolution, geht das Problem hemdsärmelig-pragmatisch an: „Niemand zwingt uns, jedes verfügbare Byte im Geiste zu verdauen. (S. 34) [...] die Hälfte unserer Daten ist Schrott, wir wissen nur nicht welche.“ (S. 41).

²⁰¹Assmann, Aleida (Hg. 2001) Aufmerksamkeiten. Einleitung, S. 11. Zeitgleich Dieter E. Zimmer, Redakteur der ZEIT (2000) Die Bibliothek der Zukunft, S. 33: [...] je mehr Informationsvehikel auf immer mehr Kanälen auf Wanderschaft geschickt werden, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Adressaten erreichen. Es liegt nicht an der Enge der Kanäle, [...] es liegt daran, dass die Aufnahmekapazität der Adressaten stagniert. Angesichts des Informationsregens, der auf sie niederprasselt, fühlen sie sich zunehmend verwirrt, überfordert und sogar desinformiert. Am Ende muss all die Fülle ja durch einen Flaschenhals: das individuelle menschliche Gehirn [...] S. 39. „In der Informationsgesellschaft tobts ein Kampf um eine der wertvollsten nichterneuerbaren Ressourcen, unsere Aufmerksamkeit. [...] Aufmerksamkeitsheischer üben sich in den neuen Künsten Pushing und Spamming.“

²⁰²Crawford, Matthew B. (2015) Erfahrungen aus zweiter Hand. In: Kulturaustausch 65(2015)4, S. 36.

²⁰³Einführend siehe Carstensen, Tanja (Hg. et al. 2014) Digitale Subjekte. Praktiken der Subjektivierung im Medienumbruch der Gegenwart. Bielefeld : transcript, 2014. Einleitung S. 19: „Das uneindeutige Subjekt, so lautet unsere abschließende These, sucht sich Orte, an denen es nicht ständig zur Eindeutigkeit aufgerufen wird; einer dieser Orte ist heutzutage der Cyberspace.“

²⁰⁴Begriff, der ca. 2003 in der amerikanischen Presse auftaucht (Morris, J.H.: Tales of technology. Consider a cure for pernicious infobesity. The Pittsburgh Post-Gazette, 2003) zur Kennzeichnung der pathologischen Seiten von Überinformation. Hinweis auf den Begriff bei Waquet, Françoise (2015) L'ordre matériel du savoir, S. 258, Fußnote 29.

²⁰⁵Zur Typologie von Akkumulationsformen (Sammelsurium, Sammlung und Vorratshaltung) vgl. Strohschneider, Peter (2012), Faszinationskraft der Dinge.

²⁰⁶Zum Wissensbegriff knapp und treffend siehe Mittelstraß, Jürgen (2016) Die Zukunft der Wissensspeicher. Eine Einführung. In: Ders. (Hg. et al. 2016) Die Zukunft der Wissensspeicher, S. 11-13.

Peter Haber (2005): „Wie kann eine Gesellschaft mit dieser Menge von Wissen – wenn es sich denn wirklich um Wissen handelt – umgehen? Zwei Aspekte werden die Diskussion zu diesem Thema in Zukunft prägen: Zum einen werden bei der Informationsbeschaffung und -authentifizierung neue Kompetenzen nötig sein. Zum anderen wird die Wissensgesellschaft neu lernen müssen, zu vergessen.“²⁰⁷

Von kaum zu unterschätzender Wichtigkeit beim Nachdenken über die Ursachen der digitalen Informationsflut ist, dass jedes Wissenstypus – wenn es nicht schon originär digitalen Ursprungs ist – immerhin willentlich eine Konversion ins Digitale erfahren muss, um einer digitalen Sammlung hinzugefügt zu werden. Nicht selten mit erheblichem Aufwand und unter hohen Kosten.

Hierhin gehören alle Formen der Retrokonversion. Man könnte John Locke und G.W. Leibniz paraphrasieren und sagen: Nichts ist im Digitalen, was nicht vorher durch die Konversion gegangen ist – außer dem Digitalen selbst. Unter Letzerem wäre die immense Menge von „digital born“-Objekten zu verstehen sowie die Ableitungen von sekundären digitalen Wissensbeständen aus primären digitalen Grunddaten, also das, was unter der Bezeichnung „Big data“ und ihrer Massenauswertung mit digitalen Werkzeugen verhandelt wird, verkürzt gesagt, die Arbeit der Algorithmen als einem Hauptmerkmal tertiärer elektronischer Medien im Sinne von Harry Pross’ Medieneinteilung (1972) in drei Klassen.

Ein notwendiger Ansatz ist sicher, dass es sich um eine gesellschaftlich produzierte digitale Informationsflut handelt, der bisher die ebenso gesellschaftlich zu definierenden Filter fehlen.

„[...] eine Frage, die [...] eng mit der Entwicklung von letztlich normativen Kriterien des Speicherwürdigen verbunden ist. [...] Die Frage nach der Bewahrung digitaler Bestände ist somit nicht nur eine technische der Formate und der Haltbarkeit der Datenträger, sondern auch eine strukturelle der digitalen Wissensgenerierung und damit eine, die die Offenlegung und gleichzeitige Hinterfragung der Normen und Kriterien erfordert, nach denen bisher über Speicherwürdiges entschieden wurde [...].“²⁰⁸

David M. Berry (2012): „To mediate a cultural object, a digital or computational device requires that this object be translated into the digital code that it can understand. [...] a computer requires that everything is transformed from the continuous flow of everyday life into a grid of numbers that can be stored as a representation which can then be manipulated using algorithms.“²⁰⁹

„Everything [...] from the continuous flow of everyday life“. Der Sammlungsgedanke wird hier – das Wort darf gewagt werden – total. Beachtenswert ist hier auch, dass das wollende Subjekt des oben genannten Satzes der „computational device“ ist, welcher zu verstehen verlangt. Daher mahnt Peter Haber (2000) zu Recht an: „Letztlich wird es nach dem *digital turn* um die gesellschaftliche Definition neuer Organisationsmechanismen des Erinnerns und des Vergessens gehen. Die schier unendlichen Speicherkapazitäten des Internet haben die Vision des totalen Archivs wieder aufleben lassen. [...] Als AuthentifikatorInnen des Vergangenen werden Historike-

²⁰⁷Haber, Peter (2005) Archive des Wissens, S. 81.

²⁰⁸Heibach, Christiane (2011) (De)Leth(h)e. In: Das Ende der Bibliothek?, S. 65.

²⁰⁹Berry, David M. (2012), Understanding digital humanities. Hier: Introduction, S. 2.

rInnen mehr denn je an der Schnittstelle von Kultur und Technik die Regeln von Aufbewahren, Sammlung und Erschließung mitdefinieren müssen.“²¹⁰

In seiner Habilitationsvorlesung an der Universität Basel zehn Jahre später spricht Peter Haber dann von dem „Volldigitalisierungsphantasma“,²¹¹ das dazu führe, dass der analoge Informationsraum ins Hintertreffen zu geraten drohe und dass nur noch in digitale Entwicklung investiert werde.

Dieses Hintertreffen konzeptionell auszubalancieren, ist nicht zuletzt einer der Aspekte der Verfestigung der Hybridansätze geisteswissenschaftlicher Spezialbibliotheken, wie er hier argumentativ unterstützt wird.

Praktiker der Digital Humanities beginnen zu erkennen, dass nicht jede Fragestellung mit digitalen Werkzeugen angegangen werden muss, auch wenn sich die Gesellschaft als Ganzes einem permanenten digitalen Wandlungsdruck ausgesetzt sieht. In einem einschlägigen Sammelband zu praktischen Fallbeispielen spricht die Herausgeberin Claire Warwick (2012) das Problem der Verwertbarkeit und sinnvollen Zielgruppdefinition für Digitalprojekte an:

„There is little point in creating digital resources in either sector if they are not used, however. We know that people use digital resources if they fit their needs, yet many digital humanities resources are still designed without reference to user requirements. This often means that expensive digital resources remain unused or unappreciated by their intended audience.“²¹²

Diesem Pragmatismus Claire Warwicks diametral gegenüber steht die Ansicht von David M. Bell: „That is, computational technology has become the very condition of possibility required in order to think about many of the questions raised in the humanities today.“²¹³

Herausgeber Bell fährt in seiner Einleitung zu den Digital Humanities fort mit einer kurzen Skizze der ersten, zweiten und dritten Welle und schlägt vor, nach dem „digital turn“ nun den „computational turn“ in den Blick zu nehmen: „This means that we can ask the question: what is culture after it has been ‚softwarised‘?“²¹⁴

Die Antwort auf dieses von Peter Haber zu Recht als „Volldigitalisierungsphantasma“ benannte Streben ist relativ nüchtern: Code und Algorithmen, die nur maschinenvermittelt über „electronic devices“ wieder erreichbar und dechiffrierbar wären. Dort liegt im Tertiären (nach Harry Pross’ Medientheorie), was von Peter Haber (2010) als das weite Wunderland „Digitalien“²¹⁵ bezeichnet wurde.

²¹⁰Haber, Peter (2005) Archive des Wissens, S. 85.

²¹¹Vgl. Haber, Peter (2010), Reise nach Digitalien und zurück. Ein historiographischer Betriebsausflug. S. 11. Thomas Thiel, FAZ-Journalist sprach vom „Machtantritt des Nerds in den Geisteswissenschaften“. Vgl. FAZ Nr. 171 vom 25.07.2012, S. N5: Eine Wende für die Geisteswissenschaften? Standardisierung und Digitalisierung. Der Wissenschaftsrat wertet Forschungsinfrastrukturen auf.

²¹²Warwick, Claire (Hg., 2012), Digital Humanities in practice. Hier: Introduction, S. XV.

²¹³Berry, David M. (2012), Understanding digital humanities. Hier: Introduction, S. 3.

²¹⁴Berry, David M. (2012), Understanding digital humanities. Hier: Introduction, S. 6.

²¹⁵Haber, Peter (2010), Reise nach Digitalien und zurück. Ein historiographischer Betriebsausflug. Zum Stand der „Algorithmizität“ hochtechnisierter Gesellschaften siehe Stalder, Felix (2016) Kultur der Digitalität, besonders S. 164-202. Zu Virtueller Realität (VR) aus philosophisch-ethischer Perspektive vlg. Thomas Metzinger (2016) Wer, ich? Spiegel-Gespräch. In: Der Spiegel 2016, Nr. 19 vom 7.5.2016, S. 68-71.

Innerhalb der Kulturwissenschaften wird Berrys „computational turn“ klar als dezidierte methodische Hinwendung zur Informatik erkannt und verortet. Die Digital Humanities wären als eine Art „technischer Dienstleister“ für Geistes- und Kulturwissenschaften gestartet. Nun erfolge die disziplinäre Verbindung mit der Informatik²¹⁶.

Jana Klawitter (2011) und ihre Ko-Autoren positionieren sich dezidiert „hybrid“ in dem hier vertretenen Sinne:

„Im Hinblick auf Digitalisierungs- und Interneteinflüsse in den Kulturwissenschaften wird in diesem Band anstelle einer Ablösung der klassischen, nicht-digitalen Forschung von einer Erweiterung dieser um ‚das Digitale‘ und somit von einem verzahnten Komplex zwischen digitalen und nichtdigitalen Phänomenen ausgegangen – dies sowohl im intra- als auch im interdisziplinären Zusammenspiel. [...] Berücksichtigung muss somit finden, dass nicht allein auf computerbasierte Repräsentationen digital und im Internet referenziert werden kann, sondern auch auf jedes Lebewesen oder physische Objekt – also auf das ‚genuine Analog‘.“²¹⁷

In den Kulturwissenschaften ist folglich eine Tendenz erkennbar, die sich gegen Verdrängungsphantasmen und im Sinne von häufig beobachtbaren gesellschaftlichen Pendelbewegungen für ein „come back“ des Analogen ausspricht.

Den eigentlichen Kern der Steigerungsstufe „computational“ präzisiert Daniela Pscheidta (2013) wie folgt: „Hier geht es längst nicht mehr nur um den Aufbau digitaler Datenbanken [...] und [...] Zugriff auf verteilte Ressourcen (*digital humanities*), sondern [...] um die Entwicklung von Algorithmen und Systemen zur Analyse digitaler Daten (*computational humanities*).“²¹⁸

Diese dritte Welle der DH, so fährt Bell fort, nähme Wissen und Macht in den Blick, die Institutionen und die Idee der Universität selbst, die sich im 21. Jahrhundert überlebt habe:

„What I would like to suggest is that today we are beginning to see instead the cultural importance of the digital as the unifying idea of the university. [...] However, I want to propose that, rather than learning a practice for the digital, [...] we should be thinking about what reading and writing actually should mean in a computational age [...].“²¹⁹

Ähnlich Daniela Pscheidta (2013): „Das ist weit mehr als die bloße Veränderung von Arbeitsprozessen und Handlungspraxen. Stattdessen deutet sich hier die Notwendigkeit an, den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess grundlegend neu zu denken.“²²⁰

In der Definition von „Digitalität“ durch Wolfgang Schmale (2015) finden sich diese Gedanken durchaus wieder, wie allerdings auch die bereits mehrfach hinterfragten „Jargonbegriffe“:

²¹⁶Vgl. Klawitter, Jana (et al., 2011) Kulturwissenschaftliche Forschung. In: Dies. (Hg. et al., 2012) Kulturwissenschaften digital, S. 11, hier Fußnote 2.

²¹⁷Ebd., S. 12.

²¹⁸Pschieda, Daniela (2013), Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen, S. 21.

²¹⁹Berry, David M. (2012), Understanding digital humanities. Hier: Introduction, S. 8.

²²⁰Pschieda, Daniela (2013), Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen, S. 22.

„Rationalisierung, Verflüssigung, Entgrenzung, Dekontextualisierung, Personalisierung und gegebenes Veränderungspotenzial sind Kernelemente der ‚digitalen Vernunft‘. Digitalität ermöglicht einen eigenen wissenschaftlichen Diskurs, der sich vom gängigen textuellen Diskurs unterscheidet [...].“²²¹

Vor dem Hintergrund dieser Ankündigungen wird das eingangs erwähnte Aufschrecken des Hermeneutikers Hans Ulrich Gumbrecht verständlicher.

Schlussüberlegungen

„Was ist eigentlich der Kern des gegenwärtigen Medienwandels? Geht es überhaupt um einen Wandel der Medien, oder [...] um eine transmedialisierende Synthese der antithetischen Medien (hier: Buchdruck, dort: digitale Medien)?“²²²

Auf den vorangegangen Seiten war die Institution „Bibliothek“ in ihrer konzeptionellen Dauer- verunsicherung im Angesicht des umfassenden digitalen Wandels Ausgangspunkt für die Frage nach dem Verstetigungspotenzial des Hybridkonzeptes als ihrer medialen Basis – dies unter Begrenzung des Fokus auf Wissensgenerierung in den Geisteswissenschaften durch Arbeit an Texten.

Zentrale Begriffspaare waren dabei digitaler Wandel und analoge Herkunftswelten, Beschleunigung und Zeitregime, Informationsflut und Aufmerksamkeitsökonomie, fluide Entgrenzung und analog-sequenzielle Starre sowie gegen teleologisch-zielverhaftete Prozesse die Bedeutung evolutiver, grundsätzlich offener Prozesse.

Die durch die engere zeitnahe Diskursanalyse 2014-2016 gesichteten Zentralbegriffe wurden anschließend in Verbindung gebracht mit der medialen Hybridproblematik, wie sie die „Spezialarena“²²³ der Forschungsbibliotheken in der Geisteswissenschaft als „Werkstätten des Wissens“²²⁴ betreffen.

Die Argumentation führte dann auf das Terrain der Medienwissenschaft. Für eine mediensymbiotische bzw. medienkomplementäre Fundierung des Hybridkonzepts wurden zwei medientheoretische Konzepte näher betrachtet, der Komplementäranansatz von Wolfgang Riepl (1913) und die apparte- und technikbezogene Mediensystematik von Harald Pross (1972).

Die mit diesen beiden Theorien verbundenen medientheoretischen und medientechnischen Aspekte erlaubten in Ansätzen einen klärenden Blick auf unerlässliche epistemische Prozesse geisteswissenschaftlicher Wissensgenerierung. Beispielhaft wurde das „Ent-Decken“ und Erfassen von Latenz, den semantischen Tiefenstrukturen von Wissenskontexten und das Close- oder

²²¹ Schmale, Wolfgang (2015), Einleitung Digital Humanities, S. 10.

²²² Sahle, Patrick (2013) Digitale Editionsformen, Bd. 1: Das typografische Erbe, S. 8. Auch hier tritt die durchaus richtige Kernfrage auf der Stelle. Kay Kirchhoff schon 1998: Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck, S. 399f: „Wie neu sind die sogenannten“Neuen Medien“hinsichtlich ihrer strukturellen und funktionalen Dimensionen denn nun wirklich?“.

²²³ Keller, Reiner (2013) Diskursanalyse, S. 426.

²²⁴ Titel der Aufsatzsammlung von Helmut Zedelmaier (2015) Werkstätte des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung. Tübingen : Mohr Siebeck, 2015.

Deep-Reading als in hohem Maße konzentriertes und sinnerfüllendes Lesen betrachtet. Verbindungen zur Kognitionswissenschaft wurden angedeutet, die für Leseprozesse die besondere Bedeutung des Haptischen unterstreicht:

„There is physicality in reading“, says cognitive scientist Maryanne Wolf [...]. The human brain may perceive a text in its entirety as a kind of physical landscape. When we read, we construct a mental representation of the text that is likely similar to the mental maps we create of terrain and indoor spaces.“²²⁵

Bei der Sichtung von Fundstellen zu allen hier kombinierten Problemfeldern wurde die Versteigerung von Rhetoriken (Markus Buschhaus)²²⁶ sichtbar, was meint, dass über Jahre beziehungsweise Jahrzehnte Argumente des Für und Wider im Kern gleich bleiben und trotz einer technikgetriebenen Wandlungsgeschwindigkeit der Oberflächenphänomene und trotz modischer Anpassungen des Diskursjargons die Landschaft der Problemlagen – häufig ungelöster – die selbe bleibt.²²⁷

Exemplarisch wurde von einem als zentral zu bewertenden Zitat des Direktors der Library of Congress Daniel J. Boosin von 1974 ausgegangen, weil hier bereits ein Diskursjargon in Gebrauch war, der auch 40 Jahre später als zeitgenössisch in 2016 gelesen werden kann. Peter Sloterdijks Reflexion über die „Katastrophe der Buchförmigkeit“ von 1993 (zeitgleich zu Norbert Bolz „Ende der Gutenberg-Galaxis“) und seine Annahme, dass neue „Fahrzeug in die mitwissbaren Nebenwelten“ sei der Hypertext, hat sich so nicht bestätigt. Die Konstruktion des Prototyps eines der qualifizierten wissenschaftlichen Analog-Edition vergleichbaren „multidimensionalen Informationsknäuels“ (Peter Sloterdijk 1993) steht auch in 2016 noch aus, möchte man nicht pauschal das Internet als ebendieses „Knäuel“ ansehen.

Im Besonderen die Verabschiedungsrhetoriken sowohl zur Institution „Bibliothek“ auf systemischer Ebene als auch auf medialer Ebene zum Buch als Printmedium wurden in Zusammenhang gebracht mit kulturwissenschaftlichen Hinweisen auf Mechanismen von Aufmerksamkeitsentzug, von Antiquation und Obsolezenz als kultureller technikgetriebener Ersetzungsmechaniken (nach Aleida Assmann 2001, 2013)²²⁸ in Gesellschaften, die zunehmend als in permanenter

²²⁵ Zitiert nach: Jabr, Ferris (2013) Why the brain prefers paper. In: Scientific American, 309(2013)5, S. 48-53. Hier S. 50f.

²²⁶ Siehe dazu auch: Heßler, Martina (2016): Zur Persistenz der Argumente im Automatisierungsdiskurs. In: APuZ 66(2016)18-19, S. 17-24. S. 18: „Seit mehr als einem halben Jahrhundert sind es ähnliche Argumentationsfiguren, Versprechungen, behauptete Notwendigkeiten und Befürchtungen, die mit der Automatisierung der Arbeitswelt einhergehen und nur leicht variieren.“

²²⁷ In modernisierungskritischer Haltung dafür Stichwort gebend Paul Virilio: „Rasender Stillstand“ (zuerst 1990, dt. Übers. 1992), den Hartmut Rosa als Anreger für zentrale Thesen seiner Beschleunigungsanalyse der Spätmoderne zitiert.

²²⁸ Siehe auch stellvertretend für weitere Fundstellen Gyburg Radke-Uhlmann (2010, dort am Beispiel von Platon-Reinterpretationen): „Es gehört [...] zur Logik des neuzeitlichen Wende- und Neuheitsbewusstseins, dass das, was in der Auseinandersetzung mit den unmittelbaren Vorgängern kritisiert wird, als Merkmal und Fehler der ganzen vorangehenden Tradition behauptet wird. Das Überwundene gilt als Ganzes, als einheitliche Masse, als Fehlentwicklung in der abendländischen Tradition. Dabei werden gravierende Unterschiede und sogar unterschiedliche Schulzugehörigkeiten und Kontinuitäten sowie Diskontinuitäten innerhalb dieser überwundenen Vergangenheit nivelliert. Alles steht unter dem Generalverdacht und ist deshalb auch jeweils für sich gar nicht mehr interessant. Die Nivellierung von Unterschieden innerhalb der Tradition wird gerechtfertigt mit der Unerheblichkeit der möglicherweise zu erschließenden Unterschiede. In: Hempfer, Klaus W. (2010 et al.) Der Dialog im Diskursfeld seiner Zeit, S. 29.

Transformation befindlich sich begreifen.²²⁹

Verstetigung wurde auch sichtbar in der Form einer teleologisch unterlegten, letztlich unwissenschaftlichen Rhetorik zu permanentem technischen Wandel, welcher auf einen Zustand der Voll-digitalisierung von Kultur und Wissenschaft hin tendiere. Es wurde der Bogen geschlagen von der esoterischen Noosphäre Marshall McLuhans (1962) als „kosmischer Membran“ elektrischer Sinnerweiterung²³⁰ bis hin zum „computational turn“ in den Kulturwissenschaften, vertreten von David M. Berry (2012, 2014), der sich als idealen Forschungskontext eine volldigitalisierte Gesamtkultur vorstellt: „This means that we can ask the question: what is culture after it has been ‚softwarised‘?“²³¹

Es wurde mit Odo Marquard und Hans Ulrich Gumbrecht darauf hingewiesen, dass solche Entwicklungen von den Geisteswissenschaften kritisch zu begleiten wären.²³² Dafür steht Odo Marquards Wortschöpfung der „Inkompetenzkompressionskompetenz“ (1973, wiederholt von insbesondere von Aleida Assmann 2013) und Gumbrechts „Epistemologie der elektronischen Zeit“ (2014).

Es besteht die Gefahr, grundsätzliche Brüche und Funktionsunterschiede zu übersehen, die dem analogen und digitalen Medium je inhärent sind, nicht zuletzt wegen ihrer Zugehörigkeit zu klar unterscheidbaren Medienklassen nach Harry Pross (1972).

Eine der unhintergehbaren Erkenntnisse ist sicher, dass doppelt apparteivermittelte Tertiärmedien klar analysierbar anders funktionieren als die vorgängigen Medienklassen und dass das realweltliche „anthropologisch fundamentale Verfügen über Dinge“ (Peter Strohschneider) von der gedoppelten, technikgetriebenen Apparteevermitteltheit des Digitalen dominiert und gefiltert ist.

Hier liegt ein noch wenig bearbeitetes Forschungsfeld der Hybridproblematik, wenn man Hartmut Rosas beiläufig gestellte Frage aufgreift, inwieweit menschliche unmittelbar physische Weltbeziehungen durch Bildschirme und ihre Symbolströme moduliert werden:²³³

„Dies wirft [...] die kulturhistorisch ebenso wie leibphänomenologisch oder sinnesphysiologisch interessante Frage auf, wie sich die Natur des menschlichen und seines biographischen Weltverhältnisses insgesamt ändert, wenn *Bildschirme* zum Leitmedium nahezu aller Weltbeziehungen werden.“²³⁴

²²⁹Zu Traditionenabrissen, Hiatus und der Verstetigung von Veränderung im Aufbruch in die Moderne siehe Sloterdijk, Peter (2014) *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit*.

²³⁰Vgl. stellvertretend für andere Fundstellen auch Franz Josef Rademacher, Professor für Datenbanken und Künstliche Intelligenz Universität Ulm (1994): „Wenn man die Menschheit als Lebewesen sieht, die Struktur der Menschheit als Körper, dann sind wir im Moment Zeuge eines gewaltigen Evolutionsschrittes der Menschheit [...], indem dieser Körper gerade sein Nervensystem ausbildet.“ Zitiert nach Michael Giesecke (2002) *Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft*, S. 363.

²³¹Berry, David M. (2012) *Understanding digital humanities*. Hier: Introduction, S. 6.

²³²Die Max-Weber-Stiftung positioniert sich in diesem Bereich zusammen mit der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften mit ihrer Reihe „Geisteswissenschaften im Dialog“ (GiD): „Anhand von exemplarischen Fragestellungen und im Dialog mit anderen Disziplinen macht GiD einer breiten Öffentlichkeit die Orientierungs- und Sinnstiftungskompetenz der Geisteswissenschaften erfahrbare.“ Pressemitteilung vom 19. April 2016.

²³³Vgl. Rosa, Hartmut (2016) *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin, 2016, S. 155ff.

²³⁴Ebd., S. 155.

„Wir sind auf dem Weg in eine Gesellschaft, in der der größte Teil unserer Weltbeziehungen bildschirmvermittelt und in der unser Weltverhältnis als ganzes bildschirmsymbolvermittelt geprägt ist. Dies hat [...] offensichtlich zwei Konsequenzen. Zum Ersten wird der Bildschirm zu einer Art Nadelöhr, durch das sich unsere Welterfahrung und Weltaneignung vollzieht, was eine tendenzielle Uniformierung oder Mono-Modularisierung des Weltbezugs zur Folge hat. [...] Und zum Zweiten wird die physische Welterfahrung dadurch [...] trotz aller technischen Neuerungen extrem reduziert [...].“²³⁵

So kann hier mit Harry Pross nur ein Fenster aufgestoßen werden, um einen befreindlichen Blick auf Klaus Ceynowas „haptische Manipulation von 3D-Digitalisaten im virtuellen Raum“²³⁶ zu werfen oder sein „reales 3D-Drucker-Simulacrum des Originals“.²³⁷

Trotzdem meint eben dieser Autor einige Monate später (März 2016): „Zunächst ist festzuhalten: Das Buchzeitalter will nicht vergehen. [...] Die oft bedrohlich als ‚Disruption‘ beschriebene digitale Transformation ist weitgehend vollzogen, ohne dass dies den Tod des Gedruckten bedeutet hätte“.²³⁸

Aus dieser Gemengelage 2014-2016 heraus wurde hier die unpopuläre Frage gestellt, wie es mit der Buchzentriertheit, der Textorientierung in den Geisteswissenschaften sich verhalte, und als direkte Konsequenz daraus, für den medialen Hybridansatz ihrer Forschungsbibliotheken? Es wurde versucht, den Marquard'schen, stets spürbaren „context of justification“ zu verlassen („Die Bibliothek: aussterben, überleben oder erneuern?“²³⁹) und gute Gründe zu sichten für einen dezidierten medial begründeten Hybridansatz. Im Kernbereich geisteswissenschaftlicher Verstehensbemühungen wurden „Latenz“ und „Deep Reading“ unter medialen Aspekten erkundet.

„Die Kulturtechnik des Lesens war lange Zeit darauf beschränkt, von Menschen ausgeübt zu werden. [...] heute kombinieren wir ganz selbstverständlich das dem Menschen eigene intellektuelle, semantische Lesen mit dem oberflächlichen, syntaktischen, aber außerordentlich schnellen Lesen des Computers. Eine Suchmaschine ist eigentlich nichts anderes als eine Lesemaschine, mit deren Hilfe wir unsere zeitliche Begrenztheit im Leseprozess zu überwinden suchen. Lesen ist damit zu einer hybriden Kulturtechnik geworden.“²⁴⁰

Das Zeitregime der Moderne, wesentlich durch das Paradoxon von technikgetriebener Beschleunigung bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Zeitknappheit (Hartmut Rosa, 2005) charakterisiert,

²³⁵Ebd., S. 157.

²³⁶Vgl. Ceynowa, Klaus (2015) Vom Wert des Sammelns und vom Mehrwert des Digitalen. In: Bibliothek – Forschung und Praxis, 39(2015)3, hier S. 274.

²³⁷Ebd., S. 274. Ceynowa lässt hier offen, ob er hier willentlich an den Simulakrum-Begriff von Jean Baudrillard anknüpft, den dieser in eher modernisierungskritischer Haltung in die Diskussion Ende der 70-iger Jahre einbringt; vgl. Baudrillard, Jean (1978) La précession du simulacre. In: Traverses, 10.1978 sowie (1985) Simulacres et simulation.

²³⁸Ceynowa, Klaus (2016) Anker im Fluss des Wissens. Begehrte „Ruinen“. Die Bibliothek der Zukunft muss dynamischen Objekten Dauer verleihen. In: FAZ Nr. 74.2016 vom 30.03.2016, S. N4. Siehe auch den Beitrag von Steffen Heizereder: Das Buch lebt ... und lebt ... und lebt ... In: Bub 68(2016)4, S. 152-153.

²³⁹Bruijnzeels, Rob (2015): Die Bibliothek: aussterben, überleben oder erneuern? In: Bibliothek – Forschung und Praxis, 39(2015)2, S. 225-234.

²⁴⁰Klawitter, Jana (et al., 2011) Kulturwissenschaftliche Forschung, S. 10.

verkürzt gesagt durch ein individuell nicht mehr ausschöpfbares Wachstum an Handlungsoptionen (in unserem Kontext „Informationsflut“ durch Totaldigitalisierung von Kultur), wurde als eine Systemvariable herausgestellt, die als solche auch auf Leseprozesse entscheidenden Einfluss hat. „Lesen unter den Bedingungen der Moderne steht unter dem Diktat der Zeit.“²⁴¹

Zum systemischen Umfeld der hier in den Blick genommenen Spezialbibliotheken gehören die Geisteswissenschaften selbst. Daher wurde ein Blick auf die Trends in den Digital Humanities geworfen. Werden sie zur Leitdisziplin in den Kulturwissenschaften? Wird xml oder eine andere Auszeichnungssprache als gleichwertig anerkannt werden wie Sprachkenntnisse im Französischen oder Latein? Wird man die Syntax und Semantik von Code studieren, Algorithmen auf die in ihnen enthaltenen Herrschaftsstrukturen hin untersuchen, Computerrituale des Alltags analysieren? Ist Software anerkannte Quelle und Hardware ihre Realie? Verdrängt das „computational subject“ (David M. Berry 2012) den Wissensarbeiter „alten Stils“ (Peter-André Alt 2014)?

Oder werden die Digital Humanities schlicht, was jüngst feststellbare Tendenz ist, dem Werkzeugkasten des Historikers hinzugefügt? Es gibt deutliche Anzeichen dafür. Aber auch hier ist diese spannungsgeladene Stillstandssituation bei konzeptueller Verunsicherung zu spüren. Christian Rohr (2015) in eben dieser verstetigten Rhetorik der Verunsicherung in seiner Einleitung zu „Historische Hilfswissenschaften“:

„Wozu brauchen wir Historische Hilfswissenschaften? Diese Frage haben sich in den letzten beiden Jahrzehnten [sic] vermutlich viele Fakultäten bzw. Institute gestellt [...]. Sind Historische Hilfswissenschaften nicht mehr zeitgemäß? Repräsentieren sie gleichsam eine vergangene Geschichtssicht [...]. Haben sie in Zeiten, in denen für neuere Teilstächer [...] neue Lehrstühle geschaffen werden, keine Daseinsberechtigung mehr? [...] was haben die Vertreter dieser Disziplin falsch gemacht, dass sie so in die Defensive geraten sind? Warum verschwinden die Hilfswissenschaften [...]? Warum wirkt auf viele die Arbeit mit Archivquellen als altmodisch und verstaubt? Es scheint, dass die Historischen Hilfswissenschaften ein Problem damit haben, ihre Relevanz [...] deutlich genug aufzuzeigen. [...] Man spricht lieber von“Digital Humanities“[...].“²⁴²

Zunächst also wie für das Bibliothekswesen verstetigte Untergangsszenarien, „dead-end-job“-Ängste, Verdrängungsphantasmen und allgemeiner „context of justification“ und dann doch ein ganz unspektakuläres, pragmatisches „Trotzdem“: Auf den folgenden 280 Seiten erklärt der Autor engagiert, was die traditionellen Hilfswissenschaften aktuell leisten und wozu sie dienen.

Dies illustriert die Tragweite von Aleida Assmanns Feststellung: „Ohne die stetige Erneuerung von Wertschätzung gibt es kein Überleben im kulturellen Gedächtnis.“²⁴³

„Wenn Software und Code die Möglichkeitsbedingung für die Vereinheitlichung der heute an der Universität produzierten Wissensformen werden, dann könnte die Fähigkeit zum selbstständigen Denken [...] weniger wichtig werden. [...] Das Den-

²⁴¹ Zedelmaier, Helmut (2015) Werkstätte des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung, S. 16. Vgl. ausführlich diachronisch vom 16.-21. Jahrhundert dazu Waquet, Françoise (2015) L'ordre matériel du savoir, besonders S. 249-273.

²⁴² Rohr, Christian (2015) Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung. Wien [u.a.]: Böhlau, 2015. S. 11.

²⁴³ Assmann, Aleida (2001) Aufmerksamkeiten. Einleitung, S. 13.

ken könnte sich stattdessen einer [...] Denkmethode zuwenden, [...] wie man die Technik nutzen muss, um ein brauchbares Ergebnis zu erzielen – ein umwälzender Prozess des reflexiven Denkens und des gemeinschaftlichen Überdenkens. [...] Das computergestützte Subjekt ist entscheidend für ein datenzentriertes Zeitalter [...]. Kurzum, Bildung ist noch immer eine Schlüsselidee an der digitalen Universität, aber [...] für ein Subjekt, das [...] offen für neue pädagogische Methoden ist, die dies ermöglichen. [...] Dies ist ein Subjekt, das bevorzugt per Computer kommuniziert [...].”²⁴⁴

Diese Positionen der „Third-wave-digital-humanities“ von David M. Berry (2014) kommen im Grunde der Aufkündigung einer Wertschätzung der etablierten Wissenspraktiken in den Kulturwissenschaften gleich. So bleibt Wolfgang Giesecke (2002) trotz diverser Versuche der „Verschmelzung“ von Medienklassen immer noch unwiderlegt: „Was die Kombination der verbalen, nonverbalen, natürlichen und technisierten Medien angeht, tappt unsere Kultur im Dunkeln.“²⁴⁵

Zeitgleich ist daher auch eine Tendenz zur Entdeckung oder Wiederentdeckung der Kulturschicht intellektueller Wissenspraktiken erkennbar und ein Interesse am Aufarbeiten der Materialität von Wissensgenerierung²⁴⁶ und facheigener Arbeitstechniken durch historische Wissensforschung. Helmut Zedelmaier (2015):

„Wie wir Informationen suchen, wie wir lesen und das Gelesene verarbeiten, all das hat sich radikal verändert. [...] Die Erfahrung von Veränderung fordert Differenzierung und schärft die historische Aufmerksamkeit. Daraus erklärt sich das Interesse für die Vergangenheit des Wissens und die damit verbundenen Praktiken. [...] Erfahrungskontexte neuer Kommunikationstechnologien haben die historische Aufmerksamkeit durchdrungen. ‚Wissensgeschichte‘ hat Konjunktur. [...] Auch darum geht es in diesem Buch: um die historische Relativierung der viel beschworenen ‚digitalen Revolution‘, die einiges von ihrem revolutionären Charakter verliert, sobald man sich genauer auf die buchgestützte Welt und ihre Werkstätten einlässt.“²⁴⁷

Bei dem in dieser Arbeit konstatierten Phänomen einer konzeptionellen Verfestigung durch Verharren im Hybridmodell in den geschichtswissenschaftlichen „Werkstätten“ könnte es sich vom Ergebnis her um eine „Reauratisierung der Leseerfahrung“²⁴⁸ handeln, um eine Wiederentdeckung der „Eigenzeiten“²⁴⁹ von wissensgenerierenden Leseprozessen gegenüber digital induzierter systemischer Beschleunigung, um einen „Gegenfluss von Aufmerksamkeit“²⁵⁰ für analoge Festkörperwelten, einen „material turn“:

²⁴⁴Berry, David M. (2014) *Die Computerwende*, S. 60.

²⁴⁵Giesecke, Wolfgang (2002) *Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft*, S. 425. Zeitnah dazu Zimmer, Dieter E. (2000), S. 57: „Das epochale Wunder, das manche zu erwarten scheinen, sobald sich die Narration von der leidigen Linearität befreit, dürfte jedoch auf sich warten lassen.“ Ähnlich resümiert Jakob Krameritsch (2007) *Geschichte(n) im Netzwerk*, S. 21f: „Nach dem – vor allem auf der Diskursebene inszenierten Hype rund um den Hypertext, begann sich angesichts der spärlichen überzeugenden Hypertext-Produkte bzw. –Prozesse Anfang des 21. Jahrhunderts zunehmend Ernüchterung breit zu machen.“

²⁴⁶Vgl. Waquet, Françoise (2015) *L'ordre matériel du savoir. Comment les savants travaillent. XVIe – XXIe siècles*, S. 14: „Cet inventaire laisse apercevoir la nature hybride de bien des techniques intellectuelles.“

²⁴⁷Zedelmaier, Helmut (2015) *Werkstätte des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung*. Tübingen : Mohr Siebeck, 2015. Einleitung S. 1-3.

²⁴⁸Thiel, Thomas (2009) Rezension Maryanne Wolf: *Das lesende Gehirn*. In: FAZ, 28.09.2009, S. 8.

²⁴⁹Rosa, Hartmut (2005) *Beschleunigung*. S. 439.

²⁵⁰Vgl. Assmann, Aleida (2001) *Aufmerksamkeiten*. Einleitung, S. 12.

„Möglicherweise besteht mittelfristig das Privileg nicht mehr darin, im Digitalen präsent zu sein [...], sondern eher darin, im Analogen zu existieren. Durch das Ausweichen ins Analoge könnte man einerseits der Gefahr der digitalen Überwachung entgehen, andererseits aber auch der Gefahr des digitalen Vergessens entgegenwirken. Denn das Analoge (in Form des säurefreien Papiers, des Pergaments oder noch besser: des gemeißelten Steins[sic]) ist am ehesten dazu in der Lage, langfristiges Überleben im kulturellen Gedächtnis zu sichern.“

Diese Wiederentdeckung analoger Herkunftswelten verweist in letzter Konsequenz eigentlich auf nichts anderes als die Bewahrung lebensweltlicher Realitäten²⁵¹ des Menschen an sich. Die gegenstands- und bedeutungslos gewordenen „Informationswissenschaften“, wie Winfried Gödert alarmiert konstatierte,²⁵² müssten vermutlich deutlicher den Fokus „Mensch“²⁵³ in spätmodernen Zeiten wiedergewinnen,²⁵⁴ damit sie in der digitalen Cloud kondensieren und realweltlich wieder auf die Erde zurückfallen könnten.

Literaturverzeichnis

Alt, Peter-André (2014), Artikelflut und Forschungsmüll. In: Süddeutsche Zeitung vom 23. 06. 2014, Nr. 141, S. 12.

Assmann, Aleida (Hg. et al. 2001) Aufmerksamkeiten. Archäologie der literarischen Kommunikation VII. München : Fink, 2001.

Assmann, Aleida (2016) Formen des Vergessens. Göttingen : Wallstein, 2016.

Assmann, Aleida (2013) Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne. München : Hanser, 2013.

Bachmann-Medick, Doris (2006) Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg : Rowohlt, 2006.

Baillet, Anne ; Schnöpf, Markus (2015) Von wissenschaftlichen Editionen als interoperable Objekte. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 139-156.

Ball, Rafael (2013) Was von Bibliotheken wirklich bleibt. Das Ende eines Monopols. Ein Lesebuch. Wiesbaden : Dinges & Fricke, 2013.

²⁵¹Dazu aus soziologischer Perspektive auf aktuellem Forschungsstand Rosa, Hartmut (2016) Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin, 2016.

²⁵²Vgl. Fußnote 13.

²⁵³Zur Diskussion um eine transdisziplinäre Rezentrierung auf den Fokus „Mensch“ siehe den Sammelband der Heidelberger Jahrbücher 54, hrsg. von Markus Hilgert et al.: Menschen-Bilder. Darstellungen des Humanen in der Wissenschaft. Heidelberg, 2012.

²⁵⁴Wersig, Gernot (2000) Zur Zukunft der Metapher „Informationswissenschaft“. In: Schröder, Thomas A. (Hg. 2000) Auf dem Weg zur Informationskultur wa(h)re Information?, S. 275f.: „Vielleicht ist es das, woran Informationswissenschaftler immer Angst gehabt haben, daß sich ganz unten in der Tiefenstruktur von Informationswissenschaften das Bedürfnis nach einer Wissenschaft verborgen hat, die sich einfach mit Menschen befaßt, die für ihr ständiges Handeln verschiedene Formen von Handlungsgrundlagen brauchen – Wissen, Vernunft, Werte, Urteile usw. – und diese sich auf unterschiedliche Art und Weise aneignen und für unterschiedliche Handlungszusammenhänge benutzen. [...] Und vielleicht hatten sie alle gemeinsam, daß ihnen vor einer solchen Wissenschaft schwindelte, die zumindest Elias einmal als „Menschenwissenschaft“ gesprochen hatte.“

Bellingradt, Daniel: [Rezension zu:] Stöber, Rudolf: Neue Medien. Von Gutenberg bis Apple und Google. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte, 15.2013, S. 167-169.

Berry, David M. (Hg., 2012), Understanding digital humanities. Hounds Mills : Palgrave Macmillan, 2012.

Berry, David M. (2014), Die Computerwende. Gedanken zu den Digital Humanities. In: Reichert, Ramón (Hg.) 2014, Big Data, S. 47-64.

Boes, Andreas (2016 et al.): Digitalisierung und „Wissensarbeit“. Der Informationsraum als Fundament der Arbeitswelt der Zukunft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 66(2016)18-19, S. 32-39.

Bolz, Norbert (1993) Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse. München : Fink, 1993.

Bonte, Achim (2015) Was ist eine Bibliothek? Physische Bibliotheken im digitalen Zeitalter. In: ABI Technik, 35(2015)2, S. 95-104.

Boorstin, Daniel J. (1974): A design for an anytime, do-it-yourself, energy-free communication device. In: Harpers Magazine, Jan. 1, 1974 (248), S. 83-86.

Borscheid, Peter (2004): Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung. Frankfurt, Main : Campus, 2004.

Bredenkamp, Horst (2016) Die Insistenz des Homo imaginens. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg. et al. 2016) Die Zukunft der Wissensspeicher. Konstanz ; München : UVK Verlagsgesellschaft, 2016, S. 131-143.

Burke, Peter (zuerst 2012, dt. Übers. 2014) Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia. Berlin : Wagenbach, 2014.

Buschhaus, Markus (2008) Am einen & am anderen Ende der Gutenberg-Galaxis. In: Grampp, Sven (Hg. et al., 2008) Revolutionsmedien – Medienrevolutionen, S. 205-228.

Carstensen, Tanja (Hg. et al. 2014) Digitale Subjekte. Praktiken der Subjektivierung im Medienumbruch der Gegenwart. Bielefeld : transcript, 2014.

Carvajal, Rigoberto (2015) Wie groß ist Big Data? In: Kulturaustausch 65(2015)4, S. 52-53.

Ceynowa, Klaus (2014) Der Text ist tot. Es lebe das Wissen! Kultur ohne Text. In: Hohe Luft, 1.2014, S. 52-57.

Ceynowa, Klaus (2015) Vom Wert des Sammelns und vom Mehrwert des Digitalen. Verstreute Bemerkungen zur gegenwärtigen Lage der Bibliothek. In: Bibliothek – Forschung und Praxis, 39(2015)3, S. 268-276.

Ceynowa, Klaus (2016) Anker im Fluss des Wissens. Begehrte „Ruinen“. Die Bibliothek der Zukunft muss dynamischen Objekten Dauer verleihen. In: FAZ Nr. 74.2016 vom 30.03.2016, S. N4.

Christians, Heiko (Hg. et al 2015), Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. Köln : Böhlau, 2015.

Cole, Tim (2015) Kein Grund zur Panik. Warum wir der digitalen Zukunft optimistisch entgegentreten sollten. In: Kulturaustausch 65(2015)4, S. 18-19.

Crawford, Matthew B. (2015) Erfahrungen aus zweiter Hand. In: Kultauraustausch 65(2015)4, S. 36-37.

Deutsches Historisches Institut Paris : Jahresbericht 1. September 2011 – 31. August 2012. Paris : Deutsches Historisches Institut Paris, 2012.

Diekmann, Stefanie (Hg. et al. 2007) Latenz. 40 Annäherungen an einen Begriff. Berlin : Kadmos, 2007.

Eigenbrodt, Olaf (2014), Auf dem Weg zur Fluiden Bibliothek. Formierung und Konvergenz in integrierten Wissensräumen. In: Ders. (Hg. et al. 2014): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin : de Gruyter Saur, 2014. S. 207-220.

Eigenbrodt, Olaf (Hg. et al., 2014): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin : de Gruyter Saur, 2014.

Ellrich, Lutz (Hg. et al. 2009) Die Unsichtbarkeit des Politischen. Theorie und Geschichte medialer Latenz. Bielefeld : Transcript, 2009.

Evans, Leighton; **Rees**, Sian (2012): An interpretation of digital humanities. In: Berry, David M. (Hg. 2012) Understanding digital humanities. Hounds mills, 2012, S. 21-41.

Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 1983.

Faulstich, Werner (2002) Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme, Methoden, Domänen. München, 2002.

Faulstich, Werner (1998) Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400 – 1700). Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 1998.

Faulstich, Werner (2005) Begann die Neuzeit mit dem Buchdruck? Ist die Ära der Typographie im Zeitalter der digitalen Medien endgültig vorbei? Podiumsdiskussion unter der Leitung von Winfried Schulze. In: Historische Zeitschrift. Beihefte (Neue Folge), 41.2005, S. 11-38.

Frabetti, Federcia: Eine neue Betrachtung der Digital Humanities im Kontext originärer Technizität. In: Reichert, Ramón (2014) Big Data, S. 85-102.

Frankenberger, Rudolf (2004 et al.) Die moderne Bibliothek. Ein Kompendium der Bibliotheksverwaltung. München : Saur, 2004.

Frühwald, Wolfgang (2002) Gutenberg's Galaxis im 21. Jahrhundert. Die wissenschaftliche Bibliothek im Spannungsfeld von Kulturauftrag und Informations-Management. Plenarvortrag beim 92. Deutschen Bibliothekartag am 9. April 2002 in Augsburg. In: ZfBB 49(2002)4, S. 187-194.

Frühwald, Wolfgang (2011) Gutenberg's Galaxis oder Von der Wandlungsfähigkeit des Buches. In: Zintzen, Clemens (Hg., 2011) Die Zukunft des Buches. S. 9-21.

Füssel, Stephan (Hg.) Medienkonvergenz – transdisziplinär. Berlin : de Gruyter, 2012.

Fuhrmans, Marc (2016) Change Management – Mainstream oder unverzichtbarer Werkzeugkasten? In: Perspektive Bibliothek, 5.1(2016), S. 3-24.

Ghanbari, Nacim (2013 et al.) Was sind Medien kollektiver Intelligenz? Eine Diskussion. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft, 2013, H. 8, S. 145-155

Gantert, Klaus (2011) Elektronische Informationsressourcen für Historiker.

Gersmann, Gudrun (2005) Begann die Neuzeit mit dem Buchdruck? Ist die Ära der Typographie im Zeitalter der digitalen Medien endgültig vorbei? Podiumsdiskussion unter der Leitung von Winfried Schulze. In: Historische Zeitschrift. Beihefte (Neue Folge), Bd. 41.2005, S. 11-38.

Gfrereis, Heike (Hg. et al. 2013) Zettelkästen. Maschinen der Phantasie. Marbach a.N. : Deutsche Schillergesellschaft, 2013.

Goldsmith, Kenneth (2015) Der digitale Todestrieb. In: Kulturaustausch 65(2015)2, S. 55.

Gombrich, Ernst H. (zuerst 1970, dt. Ausgabe 1992) Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie. Hamburg : Europäische Verlagsanstalt, 1992.

Grampp, Sven (Hg. et al. 2008) Revolutionsmedien – Medienrevolutionen. Konstanz : UVK, 2008.

Griebel, Rolf (Hg. et al. 2015) Praxishandbuch Bibliotheksmanagement. Berlin [u.a.] : de Gruyter Saur, 2015. 2 Bde.

Groebner, Valentin (2012) Wissenschaftssprache – eine Gebrauchsanweisung. Konstanz : Konstanz university press, 2012.

Groebner, Valentin (2014) Wissenschaftssprache digital. Konstanz : Konstanz university press, 2014.

Grunert, Frank (Hg. et al. 2015) Wissensspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen. Berlin [u.a.] : de Gruyter, 2015.

Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg. et al. 2011) Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2011.

Gumbrecht, Hans Ulrich (2014) Das Denken muss nun auch den Daten folgen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 59 vom 11.03.2014, S. 14.

Haber, Peter (2005) Archive des Wissens. Neue Herausforderungen für ein altes Problem. In: Historisches Forum 7(2005)1, S. 73-85.

Habermas, Rebekka (Hg. et al. 2004) Interkultureller Transfer und nationaler Eigensinn. Europäische und anglo-amerikanische Positionen der Kulturwissenschaften. Göttingen : Wallstein, 2004.

Hacker, Gerhard (2005) Die Hybridbibliothek – Blackbox oder Ungeheuer? In: Ders. (Hg. et al. 2005) Bibliothek leben. Das deutsche Bibliothekswesen als Aufgabe für Wissenschaft und Politik. Wiesbaden, 2005, S. 278-295.

Hagner, Michael ; **Hirschi**, Caspar (2013) Editorial. In: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte, 9.2013, S. 7-11.

Hagner, Michael (2011) Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch; keine Datei. In: Zintzen, Clemens (Hg. 2011) Die Zukunft des Buches. Stuttgart : Steiner [u.a.], 2011. S. 49-51.

Hagner, Michael (2015) Zur Sache des Buches. 2., überarb. Aufl. Göttingen : Wallstein, 2015.

Harnischfeger, Horst (2005) Zwischen Gutenberg und Google – Medien. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg., 2005) Kultur und Außenpolitik, S. 161-171.

Heibach, Christiane (2011), (De)Leth(h)e. Über das Problem des Vergessens im Digitalen Zeitalter. In: Jochum, Uwe (Hg. et al. 2011) Das Ende der Bibliothek?, S. 53-70.

Heizereder, Steffen (2016): Das Buch lebt ... und lebt ... und lebt ... In: Bub 68(2016)4, S. 152-153.

Heßler, Martina (2016): Zur Persistenz der Argumente im Automatisierungsdiskurs. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 66(2016)18-19, S. 17-24.

Hilgert, Markus (Hg. et al. 2012) Menschen-Bilder. Darstellungen des Humanen in der Wissenschaft. Heidelberg : Springer, 2012.

Hölscher, Lucian (2009) Semantik der Leere. Grenzfragen der Geschichtswissenschaft. Göttingen : Wallstein, 2009.

Hörisch, Jochen (zuerst 2001) Eine Geschichte der Medien. Vom Urknall zum Internet. 4. Aufl., Nachdr. Frankfurt, Main : Suhrkamp, 2010.

Holtorf, Christian (2013), Der erste Draht zur Neuen Welt. Göttingen, 2013.

Horstmann, Wolfram: Die Bibliothek als Werkstatt der Wissenschaft. Rede zur Amtseinführung, Göttingen am 24. Juli 2014. In: Bibliothek, Forschung und Praxis 38(2014)3, S. 503-505.

Hotea, Meda Diana (2015) ETHorama. Ein unkomplizierter Zugang zu digitalen Bibliotheksinhalten. In: ABI Technik. 35(2015)1, S. 11-22.

Hug, Theo (2012) Kritische Erwägungen zur Medialisierung des Wissens im digitalen Zeitalter. In: Brigitte Kossek (Hg. et al, 2012) Digital Turn?, S. 23-46.

Illich, Ivan (zuerst 1990) Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. (Dt. Übers.) Frankfurt, Main : Luchterhand, 1991.

Jabré, Ferris (2013) Why the brain prefers paper. In: Scientific American, 309(2013)5, S. 48-53.

Jochum, Uwe (2007) Kleine Bibliotheksgeschichte. 3. Aufl., Stuttgart, 2007.

Jochum, Uwe (2011) Die Selbstabschaffung der Bibliotheken. In: Ders. (Hg. et al, 2011) Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogen, S. 11-25.

Jochum, Uwe ; **Schlechter**, Armin (Hg. 2011) Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogen. Frankfurt, Main : Klostermann, 2011.

Jochum, Uwe (2015): Bücher. Vom Papyrus zum E-Book. Darmstadt : Zabern, 2015.

Jungbluth, Anja: Vor Kindle. Die Anfänge des E-Books. In: Perspektive Bibliothek, 4(2015)2, S. 87-106.

Karpenstein-Eßbach, Christa (2004) Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien. Paderborn : Fink, 2004.

Keller, Reiner (2013) Diskursanalyse. In: Umlauf, Konrad (Hg. et al. 2013) Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. S. 425-443.

Kempf, Klaus (2003) Erwerbung und Beschaffung in der Hybridbibliothek. In: Littger, Klaus Walter (Hg. et al. 2003) Entwicklungen und Bestände. Bayerische Bibliotheken im Übergang zum 21. Jahrhundert. S. 35-67.

Kempf, Klaus (2014) Bibliotheken ohne Bestand? In: Bibliothek : Forschung und Praxis 2014 (38), 3. S. 365-397.

Kirchmann, Kay (1998) Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck. Grundzüge einer Theorie der Interdependenzen von Medien, Zeit und Geschwindigkeit im neuzeitlichen Zivilisationsprozess. Wiesbaden : Springer Fachmedien, 1998.

Klawitter, Jana (Hg. et al. 2011) Kulturwissenschaften digital. Neue Forschungsfragen und Methoden. Frankfurt, Main [u.a.] : Campus, 2011.

Klawitter, Jana (2011 et al.) Kulturwissenschaftliche Forschung. Einflüsse von Digitalisierung und Internet. In: Dies. (Hg. et al. 2011) Kulturwissenschaften digital, S. 9-29.

Köstlbauer, Josef (2015): Spiel und Geschichte im Zeichen der Digitalität. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 95-124.

Kopp, Vanina (2016) Der König und die Bücher. Sammlung, Nutzung und Funktion der königlichen Bibliothek am spätmittelalterlichen Hof in Frankreich. Ostfildern : Thorbecke, 2016.

Kossek, Brigitte (Hg. et al. 2012), Digital turn? Zum Einfluss digitaler Medien auf Wissensgenerierungsprozesse von Studierenden und Hochschullehrenden. Göttingen : V & R unipress, 2012.

König, Mareike (2015) Blogs als Wissensorte der Forschung. Konferenzbeitrag. In: Die Zukunft der Wissensspeicher. Forschen, Sammeln und Vermitteln im 21. Jahrhundert. Düsseldorf, 5.-6. März 2015.

König, Mareike (2015) Herausforderung für unsere Wissenschaftskultur. Weblogs in den Geisteswissenschaften. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 57-74.

Kotter, John P. (2014) Accelerate. Building strategic agility for a faster-moving world. Boston : Harvard, 2014. [Dt. Übers. München : Vahlen, 2015].

Krakauer, Siegfried (zuerst 1929) Über Arbeitsnachweise. Konstruktion eines Raumes. In: Ders., Werke, Bd. 5,3: Essays, Feuilletons, Rezensionen 1928 – 1931. Hrsg. von Mülder-Bach, Inka. Berlin : Suhrkamp, 2011. S. 249-257.

Krameritsch, Jakob (2007) Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung. Münster : Waxmann, 2007.

Krebs, Stefan (2015) Zur Sinnlichkeit der Technik(geschichte). Ist es Zeit für einen „sensorial turn“. In: Technikgeschichte 82(2015)1, S. 3-9.

Kuhlen, Rainer (2002): Abendländisches Schisma. Der Reformbedarf der Bibliotheken. In: FAZ Nr. 81.2002 vom 08.04.2002, S. 46.

Landwehr, Achim (2016) Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie. Frankfurt, Main : Fischer, 2016.

Lemke, Matthias (Hg. et al. 2016) Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse. Wiesbaden : Springer, 2016.

Lepper, Marcel (Hg. et al. 2016) Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart : Metzler, 2016.

Lipp, Thordolf: Arbeit am medialen Gedächtnis. Zur Digitalisierung von Intangible Cultural Heritage. In: Robertson-von Trotha, Caroline Y. (Hg. et al. 2011) Neues Erbe, S. 39-67.

Littger, Klaus Walter (Hg. et al. 2003): Entwicklungen und Bestände. Bayerische Bibliotheken im Übergang zum 21. Jahrhundert. Wiesbaden : Harrassowitz, 2003.

Lübbe, Hermann (Hg. 1978) Wozu Philosophie? Stellungnahmen eines Arbeitskreises. Berlin [u.a.] : de Gruyter, 1978.

Lübbe, Hermann (1988) Der verkürzte Aufenthalt in der Gegenwart. Wandlungen des Geschichtsverständnisses. In: Kemper, Peter (Hg.) „Postmoderne“ oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt, Main : Fischer, 1988, S. 145-164.

Mallinckrodt, Rebekka von (2004) „Discontenting, surely, even for those versed in French intellectual pyrotechnics“. Michel de Certeau in Frankreich, Deutschland und den USA. In: Habermas, Rebekka (Hg. et al. 2004) Interkultureller Transfer und nationaler Eigensinn. Göttingen : Wallstein, 2004. S. 221-241.

Marquard, Odo (1984) Entlastungen. Theodizeemotive in der neuzeitlichen Philosophie. In: Jahrbuch Wissenschaftskolleg 1982/83. Berlin : Siedler, 1984. S. 245-258.

Marquard, Odo (1985) Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: Marquard, Odo: Apologie des Zufälligen. Stuttgart : Reclam, 1986. S. 98-116.

Marquard, Odo (1986) Apologie des Zufälligen. Stuttgart : Reclam, 1986.

Maasen, Sabine; **Sutter**, Barbara (2016) Dezentraler Panoptismus. Subjektivierung unter technosozialen Bedingungen im Web 2.0. In: Geschichte und Gesellschaft, 42(2016)1, S. 173-194.

McLuhan, Herbert Marshall (amerikan. Erstausg. 1962) Die Gutenberg-Galaxis. Die Entstehung des typographischen Menschen. Dt. Übers. Hamburg : Ginko Press, 2011.

Meckel, Miriam (2011), Next. Erinnerungen an eine Zukunft ohne uns. Erinnerungen eines ersten humanoiden Algorithmus. Reinbek bei Hamburg, 2011.

Meier, Urs (2014) 100 Jahre Riepl'sches Gesetz. In: Kappes, Christoph (Hg. et al. 2014) Medienwandel kompakt 2011 – 2013. Netzveröffentlichungen zu Medienökonomie, Medienpolitik & Journalismus. Wiesbaden : Springer VS, 2014, S. 11-17.

Meßner, Daniel (2015) Coding History. Software als kulturwissenschaftliches Forschungsobjekt. In: Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities, S. 157-174.

Metzinger, Thomas (2016) Wer, ich? Spiegel-Gespräch. In: Der Spiegel 2016, Nr. 19 vom 7.5.2016, S. 68-71.

Mittelstraß, Jürgen (Hg. et al. 2016) Die Zukunft der Wissensspeicher. Forschen, Sammeln und Vermitteln im 21. Jahrhundert. Konstanz ; München : UVK Verlagsgesellschaft, 2016.

Mittelstraß, Jürgen (2016) Die Zukunft der Wissensspeicher. Eine Einführung. In: Ders. (Hg. et al. 2016) Die Zukunft der Wissensspeicher. Forschen, Sammeln und Vermitteln im 21. Jahrhundert. Konstanz ; München : UVK Verlagsgesellschaft, 2016, S. 11-13.

Mittler, Elmar (2012) Wissenschaftliche Forschung und Publikationen im Netz. In: Füssel, Stephan (Hg. 2012) Medienkonvergenz – transdisziplinär, S. 31-80.

Müller-Funk, Wolfgang (1995) Erfahrung und Experiment. Studien zur Theorie und Geschichte des Essayismus. Berlin : Akademie-Verlag, 1995.

Mulsow, Martin (2012) Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit. Berlin : Suhrkamp, 2012.

Nekroponte, Nicholas (1995): Being digital. Dt.: Total digital (1995). München : Goldmann, überarb. Ausg. 1997.

Oexle, Otto Gerhard (Hg. 1998) Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität? Göttingen : Wallstein, 1998.

Olbertz, Jan-Hendrik (2014), Kein Grund für Kulturpessimismus, aber ... In: Die Politische Meinung 59.2014, Nr. 526, S. 47-51.

Olms, Dietrich: Bücher ohne Verlage – Verlage ohne Bücher. Stand und Zukunft der Informationsvermittlung in den Geisteswissenschaften. In: Zintzen, Clemens (Hg., 2011) Die Zukunft des Buches. Mainz : Akademie der Wissenschaften und der Literatur [u.a.], 2011. S. 65-74

Oppenheim, Charles; **Smithson**, Daniel (1999), What is the hybrid library? In: Journal of information science 25(1999)2, S. 97-112.

Ott, Karl-Heinz (2014), Gewichtige Werke oder digitales Gewurstel. In: Die Politische Meinung 59(2014)526, S. 84-89.

Paravicini, Werner (Hg. 1994) Das Deutsche Historische Institut Paris. Festgabe. Sigmaringen : Thorbecke, 1994.

Paravicini, Werner (2010) Die Wahrheit der Historiker. München : Oldenbourg, 2010.

Peschl, Markus E.; **Fundneider**, Thomas (2012) Vom „digital turn“ zum „socio-epistemological creative turn“. In: Kossek, Brigitte (Hg. et al. 2012) Digital Turn? Zum Einfluss digitaler Medien auf Wissensgenerierungsprozesse von Studierenden und Hochschlulehrenden. Göttingen : V&R unipress, 2012. S. 47-62.

Pfeifer, Wolfgang (Hg. 1993) Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Bd. 1 (1993), 2. Aufl.

Plassmann, Engelbert ; **Syré**, Ludger (2004) Die Bibliothek und ihre Aufgabe. In: Frankenberger, Rudolf (Hg. et al 2004) Die moderne Bibliothek. Ein Kompendium der Bibliotheksverwaltung. München : Saur, 2004. S. 11-41.

Pscheida, Daniela (2013), Wissen und Wissenschaft unter digitalen Vorzeichen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 63(2013)18-20, S. 16-22.

Radke-Uhlmann, Gyburg (2010) Zur Dialogizität des platonischen Parmenides. In: Hempfer, Klaus W. (2010 et al.) Der Dialog im Diskursfeld seiner Zeit. Von der Antike bis zur Aufklärung. Stuttgart : Steiner, 2010. S. 27-45.

Raulff, Ulrich (2003) Wilde Energien. Vier Versuche zu Aby Warburg. Göttingen : Wallstein, 2003.

Reichert, Ramón (Hg. 2014) Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie. Bielefeld : transcript, 2014.

Reiterer, Harald (2014) Blended Interaction. Ein neues Interaktionsparadigma. In: Informatik-Spektrum, 37(2014)5, S. 459-463.

Reiterer, Harald (2016) Blended Interaction. Konzepte für die Bibliothek der Zukunft. In: Mittelstraß, Jürgen (2016 et al.) Die Zukunft der Wissensspeicher, S. 161-172.

Riepl, Wolfgang (zuerst 1913) Das Nachrichtenwesen des Altertums (Nachdr.) Hildesheim : Olms, 1972.

Robertson-von Trotha, Caroline Y (Hg. et al. 2011) Neues Erbe. Aspekte, Perspektiven und Konsequenzen der digitalen Überlieferung. Karlsruhe : Karlsruher Institut für Technologie (KIT), 2011.

Robertson-von Trotha, Caroline Y (Hg. et al. 2015) Digitales Kulturerbe. Bewahrung und Zugänglichkeit in der wissenschaftlichen Praxis. Karlsruhe : Karlsruher Institut für Technologie (KIT), 2015.

Rödder, Andreas (2015) 21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. München : Beck, 2015.

Rösch, Hermann (2004) Wissenschaftliche Kommunikation und Bibliotheken im Wandel. In: B.I.T. online 7(2004) 2, S. 113-124.

Rösch, Hermann (2005) Wissenschaftliche Kommunikation und Bibliotheken im Wandel. Sammeln und Ordnen, Bereitstellen und Vermitteln in diversen medialen Kontexten und Kulturen. In: Historisches Forum 7(2005) 1, S. 87-113.

Rohr, Christian (2015) Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung. Wien [u.a.] : Böhlau, 2015.

Rosa, Hartmut (2005) Beschleunigung. Frankfurt, Main : Suhrkamp, 2005.

Rosa, Hartmut (2016) Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin : Suhrkamp, 2016.

Sahle, Patrick (2013) Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Dissertation in 3 Bände. Norderstedt : Books on Demand, 2013.

Schachtner, Christina; Duller, Nicole (2014) Kommunikationsort Internet. Digitale Praktiken und Subjektwerdung. In: Carstensen, Tanja (Hg. et al. 2014) Digitale Subjekte, S. 81-154.

Schaefer-Rolffs, Aike (2013) Hybride Bibliotheken. Navigatoren in der modernen Informationslandschaft. Strategien und Empfehlungen für Bibliotheken/Informationsexperten. Berlin : Simon-Verlag für Bibliothekswissen, 2013.

Schmale, Wolfgang (Hg. 2015) Digital Humanities. Praktiken der Digitalisierung, der Dissemination und der Selbstreflexivität. Stuttgart : Steiner, 2015.

Schmale, Wolfgang (2015), Einleitung Digital Humanities. In: Schmale, Wolfgang (Hg., 2015) Digital Humanities. Praktiken der Digitalisierung, der Dissemination und der Selbstreflexivität. Stuttgart : Steiner, 2015. S. 9-13.

Schneider, Ulrich Johannes (2015) Wozu Lesesäle? In: FAZ Nr. 186 vom 13. August 2015, S. 12.

Schneider, Ulrich Johannes (2016) Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Bibliothek ist offen. Interview. In: Kongressnews b.i.t. online Nr. 1 vom Montag, den 14. März 2016, S. 4-6.

Sloterdijk, Peter (1993) Zum Empfang des Ernst-Robert-Curtius-Preises für Essayistik. Bonn : Bouvier, 1993. S. 43-56.

Sloterdijk, Peter (1999) Sphären II, Globen. Frankfurt, Main : Suhrkamp, 1999.

Sloterdijk, Peter (2014) Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Über das anti-genealogische Experiment der Moderne. Berlin : Suhrkamp, 2014.

Stalder, Felix (2016) Kultur der Digitalität. Berlin : Suhrkamp, 2016.

Stegbauer, Christian (2014) Beziehungsnetzwerke im Internet. In: Weyer, Johannes (Hg., 2014) Soziale Netzwerke. München : de Gruyter Oldenbourg, 2014. S. 239-263.

Stiegler, Bernard (2014): Licht und Schatten im digitalen Zeitalter. Programmatische Vorlesung auf dem Digital Inquiry Symposium am Berkeley Center for New Media. In: Reichert, Ramón (2014) Big Data, S. 35-46.

Stöber, Rudolf (2013) Neue Medien. Geschichte. Von Gutenberg bis Apple und Google. Medieninnovation und Evolution. [Gründlich revidierte, aktualisierte Neuaufl.] – Bremen : edition lumière, 2013.

Strauss, Simon (2015) Und wo sind hier die Bücher. Bibliothek der Zukunft. In: FAZ Nr. 229 vom 2. Okt. 2015, S. 20.

Strohschneider, Peter (2012), Faszinationskraft der Dinge. Über Sammlung, Forschung und Universität. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, 8(2012), S. 9-26.

Sühl-Strohmenger; Wilfried (2016) Das hochkomplexe Feld des Publizierens. [Rezension zu:] Michael Hagner: Zur Sache des Buches. In: Bub 68(2016)4, S. 208-209.

Sutton, Stuart A. (1996) Future service models and the convergence of functions. The reference librarian as technician, author and consultant. In: Low, Kathleen (Hg.) The roles of reference librarians today and tomorrow. New York : Haworth, 1996. S. 125-143.

Thiel, Thomas (2009) [Rezension zu:] Maryanne Wolf: Das lesende Gehirn. In: FAZ, 28.09.2009, S. 8.

Thiel, Thomas (2012) Eine Wende für die Geisteswissenschaften? Standardisierung und Digitalisierung. Der Wissenschaftsrat wertet Forschungsinfrastrukturen auf. In: FAZ Nr. 171 vom 25. Juli 2012, S. N5.

Ulucan, Sibel: Hybride Bibliotheken – eine Begriffsneubestimmung. In: Libreas, 21(2012)2, S. 87-92.

Umlauf, Konrad (Hg. et al. 2012) Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart : Metzler, 2012.

Umlauf, Konrad (Hg. et al. 2013) Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. Bibliotheks-, Benutzerforschung, Informationsanalyse. Berlin ; Boston : de Gruyter Saur, 2013.

Waquet, Françoise (2015) L'ordre matériel du savoir. Comment les savants travaillent. XVIe – XXIe siècles. Paris : CNRS Éditions, 2015.

Warwick, Claire (Hg. 2012), Digital Humanities in practice. London : Facet, 2012.

Weidenbach, Lukas (2015) Buchkultur und digitaler Text. Zum Diskurs der Mediennutzung und Medienökonomie. Hamburg : Diplomica-Verlag, 2015.

Weltweit vor Ort. Das Magazin der Max Weber Stiftung. Bonn : Max Weber Stiftung, 2011ff.

Wersig, Gernot (2000) Zur Zukunft der Metapher „Informationswissenschaft“. In: Schröder, Thomas A. (Hg.) Auf dem Weg zur Informationskultur wa(h)re Information? Festschrift für Norbert Henrichs zum 65. Geburtstag. Düsseldorf : Univ.- u. Landesbibliothek Düsseldorf, 2000. S. 267-276.

Weyer, Johannes (2014) Netzwerke in der mobilen Echtzeit-Gesellschaft. In: Weyer, Johannes (Hg.) Soziale Netzwerke. 3., überarb. Aufl., München : de Gruyter Oldenbourg, 2014. S. 3-37.

Wirth, Sabine (2014): [Artikel] Computer/Internet. In: Wodianka, Stephanie (Hg. et al.) Metzler Lexikon moderner Mythen (2014) S. 84.

Wodianka, Stephanie (Hg. et al.) Metzler Lexikon moderner Mythen. Stuttgart : Metzler, 2014.

Wyss, Beat (2010) Bilder von der Globalisierung. Die Weltausstellung von Paris 1889. Berlin : Insel Verlag, 2010.

Zedelmaier, Helmut (2015) Werkstätte des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung. Tübingen : Mohr Siebeck, 2015.

Zimmer, Dieter E. (2000) Die Bibliothek der Zukunft. Text und Schrift in den Zeiten des Internet. Hamburg : Hoffmann und Campe, 2000.

Zintzen, Clemens (Hg. 2011) Die Zukunft des Buches. Vorträge des Symposions der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse und der Klasse der Literatur in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, am 20. Mai 2010. Mainz : Akademie der Wissenschaften und der Literatur [u.a.], 2011.

Online-Ressourcen

Letzte Prüfung der Verfügbarkeit: 30. Juni 2016.

Gebhardt, Christoph; Rädle, Roman; Reiterer, Harald (2014) Employing blended interaction to blend the qualities of digital and physical books. In: M & C Best Paper, 3.2014, S. 36-42. <http://hci.uni-konstanz.de/downloads/icom.2014.0028.pdf>

Gödert, Winfried (2015), Hashtag Erschließung : eine vermutlich Konsequenzen lose Besinnung bei dräuendem Cloud-Gewitter. <http://eprints.rclis.org/24643/>

Haber, Peter (2010), Reise nach Digitalien und zurück. Ein historiographischer Betriebsausflug. Habilitationsvorlesung Basel, 2. November 2010. <http://www.histnet.ch/repository/hnwps/hnwps-01.pdf>

König, Mareike (2016) Was sind Digital Humanities? Definitionsfragen und Praxisbeispiele aus der Geschichtswissenschaft. <https://dhdhi.hypotheses.org/2642>

Meier, Urs (2013) 100 Jahre Riepl'sches Gesetz. In: Journal21.ch vom 23. Januar 2013. <https://www.journal21.ch/100-jahre-rieplsches-gesetz>

Nielsen, Jakob (2006) The 90-9-1 rule for participation inequality in social media and online communities: <https://www.nngroup.com/articles/participation-inequality/>

Paperage: <https://www.youtube.com/watch?v=OujTD3TAFYY>

Pinfield, Stephen (et al., 1998) Realizing the Hybrid Library. In: D-Lib Magazine, october 1998. <http://www.dlib.org/dlib/october98/10pinfield.html>

Rusbridge, Chris (1998), Towards the hybrid library. In: D-Lib Magazine, july / august 1998. <http://www.dlib.org/dlib/july98/rusbridge/07rusbridge.html>

Schaefer-Rolffs, Aike: Kurzvita auf <http://www.simon-bw.de/schaefer-rolffs/index.php>

Umlauf, Konrad (2015) Dankesrede des Preisträgers zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille am 30. Okt. 2015. https://bideutschland.de/download/file/KPM_2015_Dankesrede.pdf

Andreas Hartsch (MA L.I.S.) ist Bibliothekar in der Spezialbibliothek zur Geschichtswissenschaft des Deutschen Historischen Instituts Paris. Interessenschwerpunkte in Kulturwissenschaften, Medientheorie, Informationswissenschaft. Studium in Hannover, Stuttgart und Köln. Als Bibliothekar zuvor tätig an der Universitätsbibliothek Heidelberg.

(X) Disziplinarität der Informationswissenschaft

Sandra Balck

In zahlreichen informationswissenschaftlichen Texten wird auf die x-disziplinäre Ausrichtung der Disziplin hingewiesen. Der Beitrag befasst sich mit wissenschaftstheoretischen und -soziologischen Bedingungen disziplin- und systemübergreifender Zusammenarbeit und Vernetzung. Der Schwerpunkt liegt auf der Informationswissenschaft als „Wissenschaft der Information“ und ihrer Aufgabe/Bedeutung in Zeiten stetig wachsender und unüberschaubar werdender Informations- und Wissensbestände. Ausgehend von einer allgemeinen Einordnung von Wissenschaft und das durch sie hervorgebrachte Wissen, werden die Voraussetzungen für eine systematische Ordnung der modernen Wissenschaft und die daraus resultierende Notwendigkeit x-disziplinärer Kooperation dargestellt. Es folgt eine disziplinäre Verortung der Informationswissenschaft innerhalb des wissenschaftlichen Systems; neben dem Begriff der Information wird die paradigmatische Entwicklung der Informationswissenschaft skizziert. Durch Auswertung einschlägiger Publikationen, Gegenüberstellung und diskursiver Einordnung der themenspezifischen (impliziten sowie expliziten) Stellungnahmen wird, darauf aufbauend, der x-disziplinäre Fachdiskurs der Informationswissenschaft dargestellt.

Disziplinen als Einheiten des modernen Wissenschaftssystems

Wissenschaft – als ein System methodisch gewonnener Aussagen – lässt sich in erster Linie durch wissenschaftliche Disziplinen charakterisieren. Die Unterteilung in disziplinäre Strukturen, wie sie aktuell Anwendung findet, stellt ein relativ junges Phänomen dar. Grund dieser Ausdifferenzierung war unter anderem die stetige Zunahme wissenschaftlichen Wissens. Durch die Konzentration auf bestimmte Bereiche sollte eine intensivere Bearbeitung wissenschaftlicher Fragestellungen ermöglicht werden. Disziplinen bildeten sich um Gegenstandsbereiche und Problemstellungen herum und prägten so „[...] die kognitive Schematisierung der Wirklichkeit [...].“ (Stichweh 1994, S.19).

In der Wissenschaftsforschung bestehen unterschiedlichste Konzepte zur Auslegung des Begriffs *Disziplin*. Besonders im x-disziplinären Diskurs lassen sich etliche Definitionsversuche ausmachen. Als zentral gelten, besonders in diesem Zusammenhang, die Arbeiten des Wissenschaftssoziologen Rudolf Stichweh. Stichweh definiert Disziplinen als „[...] primäre Einheiten der internen Differenzierung der Wissenschaft [...].“ (Stichweh 2013, S.2) Er nimmt damit Bezug auf die Entstehung moderner Wissenschaft – welche er zudem in Aus- und Innendifferenzierung unterscheidet. Ausdifferenzierung stellt in diesem Zusammenhang einen Prozess dar, in welchem sich die Wissenschaft als „autonomes Handlungssystem konstituiert und sich

von anderen Funktionskontexten abtrennt [...]." (Ebd. 2013, S. 15) Die Innendifferenzierung der Wissenschaft hingegen beschreibt die Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen als eine „[...] wissenschaftsinterne Wiederholung des Systembildungsprozesses [...].“ (Ebd, 2013, S.15) Eine Disziplin bildet demzufolge ein eigenes autonomes Handlungssystem, welches sich von anderen Kontexten und Gegenstandsbereichen abtrennt. Ein ähnliches Konzept des disziplinären Differenzierungsprozesses ist bei Guntau zu finden: „[...] bei der Entstehung einer Disziplin [lösen sich] die auf unterschiedliche Weise gewonnen Wissenselemente aus ihrem ursprünglichen Entstehungszusammenhängen heraus und bilden ein eigenständiges Wissenschaftliches System des Erkennens.“ (Guntau 1987, S.4)

Disziplinen sind demnach: auf bestimmte Ausschnitte der Umwelt der Wissenschaft spezialisierte Einheiten. Diese differenzierten Einheiten sind die Basis der internen Differenzierung der Wissenschaft und bilden die Grundlage einer „[...] hierarchisch geordneten Wirklichkeitskonzeption [...]“ (Stichweh 1994, S.31) Als Grundelemente wissenschaftlicher Disziplinen ergeben sich daraus: Gegenstandsbereiche und darauf bezugnehmende Problemstellungen. (vgl. Ebd. 1994, S.18f.)

Der Systembildungsprozess lässt sich auf drei Ebenen abbilden: auf kognitiver, sozialer und kommunikativer Ebene. Die kognitive Ebene beschreibt die Bildung von Begriffen, Theorien und Methoden, welche sich um Gegenstandsbereiche und Problemstellungen formen. Diese Theorien und Begriffe – das anerkannte wissenschaftliche Wissen einer Disziplin – ist in wissenschaftlichen Publikationen repräsentiert und wird in diesen fortlaufend hinterfragt, indem sie „[...] mittels Zitationen auf frühere Publikationen referieren und mittels prinzipiell kontingenter Akte des Referierens die Grenzen des Sozialsystems Disziplin laufend neu definieren [...].“ (Stichweh 2014, S.2) Dieser Prozess ist der Ebene der Kommunikation zuzuordnen – die Sammlung von Publikationen und das damit entstehende Kommunikationsnetzwerk, welches den Aufbau gemeinsamen Wissens ermöglicht. Die soziale Ebene beschreibt das Bestehen einer Gemeinschaft von Spezialisten – *Scientific Community* – welche über die Wichtigkeit spezifischer Probleme und die Akzeptanz der jeweiligen Theorien und Methodensets entscheidet. Die Zugehörigkeit zur *Community* wird durch eine spezifische disziplinbezogene Karriere- und Sozialisationsstruktur bestimmt. Damit regulieren institutionelle und disziplinäre Strukturen das wissenschaftliche System. (vgl. Balsiger 2005, S.72)

Disziplinen, Interdisziplinarität und die neue Unübersichtlichkeit

Die Entstehung von wissenschaftlichen Disziplinen und Spezialgebieten wird, wie zuvor erläutert, als „[...] wissenschaftsinterne Wiederholung des Systembildungsprozesses [...]“ (Stichweh 2013, S.15) verstanden – als ein autonomes Handlungssystem, welches sich von anderen Disziplinen und Gegenstandsbereichen abtrennt. „Das wichtigste Motiv [...] ist dasjenige der notwendigen Reduktion eines Erkenntnisganzen (Welt). Ohne eine solche Reduktion ist keine Erkenntnisleistung zu erbringen.“ (Balsiger 2005, S.57) Die Differenzierung dient der Förderung von Innovation und Wachstum. Das Wachstum wissenschaftlicher Erkenntnisse wird durch zwei Modelle begründet: dem endogenen und dem exogenen Modell. Das endogene Modell beschreibt, dass jedes durch die Wissenschaft gelöste Problem ein oder mehrere ungelöste Probleme nach sich zieht. Um eine intensive Bearbeitung der Probleme zu gewährleisten, wiederholt sich der Differenzierungsprozess fortwährend. „Differenzierung als eine Auflösung des

Forschungsfeldes in eine Mehrzahl von Forschungsfeldern um den Übergang von einer extensiven zu intensiven Exploration des Feldes zu ermöglichen.“ (Stichweh 1994, S.45) Das endogene Modell besagt, dass diese Differenzierung abermals die Zunahme wissenschaftlichen Wissens nach sich zieht, da diese die Anzahl der Probleme erhöht, die innerhalb eines Forschungsfeldes generiert werden können. Das Wachstum der Wissenschaft entspringt damit einer durch das Wachstum selbst ausgelösten Differenzierung der Wissenschaft. (vgl. Stichweh 1994, S.44f.) „Resultat: [...] eine stets weiter in feinere Unterteilungen vorangetriebene Auffächerung des Systems, die im Maße, in dem sie die Einheit der Wissenschaft unanschaubar machen lässt, die Wissenschaft zwingt, sich über ihren eigenen Zusammenhang Gedanken zu machen.“ (Stichweh 1994, S.48)

Mit der kontinuierlichen Zunahme von wissenschaftlichem Wissen wird eine immer feinere und spezialisiertere Unterteilung notwendig. Infolgedessen erhöht sich die Anzahl der Gegenstandsbereiche, was wiederum eine strukturell größere Differenzierung des Wissenschaftssystems in immer mehr (Teil-) Disziplinen erfordert. Die Ordnung des wissenschaftlichen Systems droht mit zunehmender Differenzierung in ein unüberschaubares Netz wissenschaftlicher Disziplinen zu zerfallen und generiert so eine neue Dimension der Unübersichtlichkeit wissenschaftlicher Dinge. (vgl. Mittelstraß 2007, S.6)

Konsequenzen: „Produktion von Wahrheiten als Primärfunktion von Wissenschaft wird von den Disziplinen nicht in einem Arbeitsteiligen Zusammenwirken erbracht, vielmehr nimmt jede Disziplin die »Wahrheiten« über ihren Gegenstandsbereich in eigene Regie.“ (Stichweh 1994, S.22) Die fortschreitende Differenzierung zieht unter anderem „disziplinäre Identitätsbildung durch Fachsprachen oder [...] zunehmender Grad an Abstraktion innerhalb von Theorien [...]“ (Balsiger 2005, S.18) nach sich; die durch Disziplinen entwickelten Begriffe, Theorien und Methoden werden immer spezialisierter und Wissensbestände immer umfangreicher. Die zunehmende Abstraktheit wissenschaftlicher Arbeit führt zu Kommunikationsproblemen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft. Das hat den Ausschluss von Wissenschaftler_innen anderer Disziplinen und besonders den Ausschluss von Nichtwissenschaftler_innen zur Folge. „Für das alltägliche Bewusstsein besteht Wissenschaft aus Methoden und Theorien die nur die Wissenschaft selbst versteht.“ (Mittelstraß 1997, S.15)

Gesellschaftliche Probleme werden immer komplexer und sind nur selten genau einer Disziplin unterzuordnen. Um eine zufriedenstellende Lösung hervorbringen zu können, erfordert es deshalb einer Zusammenarbeit unterschiedlicher Disziplinen und teilweise auch die Beteiligung außerwissenschaftlicher Akteure. Als Reaktion auf diese Herausforderung entwickelten sich x-disziplinäre Konzepte in Form von disziplin- und systemübergreifender Zusammenarbeit. X-Disziplinarität versucht, durch Neugestaltung der wissenschaftlichen Praxis und des wissenschaftlichen Bewusstseins, disziplinäre Einengungen zu überwinden. (vgl. Bogner 2010, S. 7f.)

X-disziplinäre Konzepte als Form eines wissenschaftlichen Krisendiskurses

In den 1960er Jahren wuchs, aufgrund der zunehmenden Spezialisierung, die Angst vor einem Relevanzverlust der Wissenschaft und sorgte so für den Aufschwung des Konzeptes Interdisziplinarität. Der Begriff ist als Ausdruck eines „[...] innerwissenschaftlichen Krisendiskurses“ (Bogner 2010, S.7) zu verstehen. Interdisziplinarität als „Reparaturvorstellung“ ist der

Versuch, durch Überwindung disziplinärer Grenzen, gesellschaftlichen Problemstellungen gerecht zu werden. (vgl. Bogner 2010, S.7f.) Doch „[w]ährend in den 1960er und 70er Jahren die Interdisziplinarität als euphorisches Schlagwort einer wissenschaftskritischen Einstellung galt, lässt sich heute eine semantische Verwässerung des Begriffs und eine Anwendung auf unzählige Forschungs- und Gesellschaftsbereiche beobachten.“ (Ryser 2016)

Mit der Zeit entwickelten sich weitere Konzepte mit dem Ziel der Abgrenzung von dem Begriff der Interdisziplinarität, welcher mittlerweile für wissenschaftliche Zusammenarbeit jeglicher Art verwendet wird und somit, wie das wissenschaftliche System, welches es kritisiert, selbst unüberschaubar geworden ist.

Multidisziplinarität

Multidisziplinarität beschreibt nach Jantsch eine „[...] gleichzeitig angebotene Mannigfaltigkeit von Disziplinen, ohne jedoch mögliche Beziehungen anzugeben.“ (zitiert nach Jantsch, In: Balsiger 2005, S.151). Eine nähere Umschreibung der spezifischen Intensität der Grenzüberschreitung liefert Heckhausen; dieser sieht Multidisziplinarität als eine Kooperation von „Fächer[n] mit deutlich unterschiedlicher Disziplinarität[, welche] einen gemeinsamen Gegenstand des materiellen Feldes aus der jeweiligen fachlichen Perspektive des Gegenstandaspektes und des theoretischen Integrationsniveaus [...]“ (Heckhausen 1970, S.139) bearbeiten. Hierbei werden die jeweiligen Ergebnisse „facettenartig“ zusammengesetzt. Diese nehmen aber keinen direkten Bezug aufeinander und verschmelzen nicht zu einer einheitlichen Aussage. Multidisziplinarität ist damit lediglich eine höhere Stufe der herkömmlichen disziplinären Zusammenarbeit. Mehrere sich unterscheidende Disziplinen untersuchen unabhängig voneinander, unter eigenen methodischen sowie theoretischen Aspekten, Teilbereiche eines disziplinübergreifenden Problems. Im Gegensatz zu rein disziplinärer Zusammenarbeit wird sich darum bemüht, die Ergebnisse den anderen, das Problem bearbeitenden, Disziplinen zu kommunizieren und so eine Erweiterung der Perspektive auf das gemeinsame Themengebiet zu ermöglichen. (vgl. Balsiger 2005, S.152)

Interdisziplinarität

Die Spannweite des Verständnisses von Interdisziplinarität ist sehr breit und reicht, so Balsiger, von der Vorstellung der Interdisziplinarität als „[...] reine Übersetzungsleistung unter Vertretern unterschiedlicher Disziplinen“ (Ebd. 2005, S.158), einer Form disziplinübergreifender Kommunikation, bis hin zur Interdisziplinarität als „eigene Form des Erkenntnisgewinns“ (Ebd. 2005, S.158) – eine eindeutige Abgrenzung zu anderen Konzepten lässt sich demnach nur bedingt treffen.

Balsiger definiert Interdisziplinarität aus wissenschaftstheoretischer Sicht als „eine Form kooperativen wissenschaftlichen Handelns in Bezug auf gemeinsam erarbeitete Problemstellungen und Methoden, welche darauf ausgerichtet ist, durch Zusammenwirken [...] unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen, das jeweils angemessenste Problemlösungspotential für gemeinsam bestimmte Zielsetzungen bereitzustellen.“ (Balsiger 2005, S.173) Er verfolgt damit eine prozessuale Definition, die gezielt auf den Handlungsaspekt eingeht und hebt den immer neu zu gestaltenden Prozess innerhalb interdisziplinärer Zusammenarbeit hervor. Er fügt seiner Definition erklärend hinzu, dass sie „[...] nicht den Versuch dar[stellt], den von vielen unterstellten und gleichzeitig beklagten Verlust der Einheit der Wissenschaft zu mildern oder gar rückgängig zu machen. Vielmehr soll sie vermehrt Raum zur Reflexion bieten, die durch die scheinbar wachsende Komplexität der wissenschaftlichen Problemstellungen und durch den wachsenden Zwang zur Erkenntnisproduktion unter Druck geraten ist.“ (Ebd. 2005, S.173)

Interdisziplinarität führt, im Gegensatz zur Multidisziplinarität, zu einer tatsächlichen Überschreitung, bei der die Grenzen für Methoden sowie Fragestellungen für eine zeitlich begrenzte gemeinschaftliche Erarbeitung durchlässig werden.

Transdisziplinarität

Transdisziplinarität beschreibt die Loslösung von disziplinären Grenzen und das Zusammenwirken mehrerer Disziplinen in einem disziplinübergreifenden, integrativen Prozess. Laut Stichweh sind transdisziplinäre Konzepte, „Konzepte, die von vornherein auf einer Ebene angesiedelt sind, auf der ihr Bedeutungsgehalt nicht auf spezifische Probleme einzelner Disziplinen referiert“ (Stichweh 1994, S.36) – eine Art „disziplinübergreifende Ressource“. Transdisziplinarität stellt damit für Stichweh keinen Prozess dar, sondern eine wissenschaftssystematische Gegebenheit. Mittelstraß hingegen sieht Transdisziplinarität als Konzept, dass „[...] sich aus [seinen] disziplinären Grenzen löst, [...] [seine] Probleme disziplinübergreifend definiert und disziplinunabhängig löst.“ (Mittelstraß 2012, S.13) Gegenstände, Begriffe und Methoden sind hierbei nicht disziplinär vorbestimmt, sondern werden in einem deduktiv-rekursiven Verfahren gemeinschaftlich erarbeitet (Abb. 1). (vgl. Wille 2014, S.43ff.) Die Forschungstätigkeit richtet sich an den an die Wissenschaft herangetragenen Forschungsfragen und Problemstellungen aus und umgeht damit einer strikten disziplinären Eingrenzung.

Transdisziplinäre Kooperation kann sich im Prozess zu einem zeitlich unbegrenzten Konzept – Transdisziplin – entwickeln, eine „Kooperation [die] zu einer andauernden, die fachlichen und disziplinären Orientierungen selbst verändernden wissenschaftssystematischen Ordnung führt.“ (Mittelstraß, 2003, S.9) Disziplinen dieses Typs sind „Intentional für transdisziplinäre Forschungsinteressen generiert worden.“ Kritisiert werden kann, dass die Entstehung neuer Transdisziplinen eine Differenzierungsform darstellt und so die Spezialisierung vorantreibt, anstatt ihr entgegen zu wirken. Eine weitere Auslegung des Begriffs zielt auf die Einbeziehung außerwissenschaftlicher Akteure zur Gewinnung sozial relevanten Wissens – dieses Konzept wird aus differenzierungstheoretischer Sicht unter dem Begriff der Transwissenschaft geführt.

Transwissenschaft

In Transwissenschaft deutet „trans“ – „über“ – auf eine Überwindung der Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft hin, diese Grenzöffnung wird durch den Einbezug nichtwissenschaftlicher Akteure, der Umwelt auf die sich die wissenschaftliche Tätigkeit bezieht, realisiert. „[...] Transwissenschaft [als] Einbezug außerwissenschaftlicher Wissensbestände und Perspektiven.“ (Bogner 2010, S.13) Transwissenschaft ist ein partizipatives Konzept, dass darauf zielt, das wissenschaftliche Wissen unter Beteiligung der betroffenen Öffentlichkeit durch lokales, „sozial robustes“ Wissen zu erweitern. „Bereitstellung von sozial robustem Wissen zur Lösung konkreter gesellschaftlicher Probleme [steht] im Vordergrund – und damit der Aspekt der Wissensqualität.“ (Bogner 2010, S.8)

Verortung der Informationswissenschaft

Die disziplinäre Verortung der Informationswissenschaft steht im engen Zusammenhang mit dem jeweiligen Verständnis ihres Hauptgegenstandes „Information“ und den, mit diesem einhergehenden, Elementen – Daten, Wissen und im weiteren Sinne dem Dokument. Nahezu jede



Abbildung 1: Metamorphose der X-Disziplinarität

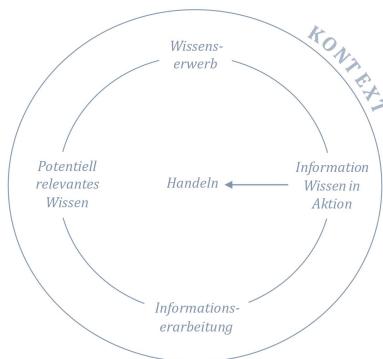


Abbildung 2: Transformationsprozess von Information und Wissen nach Kuhlen

wissenschaftliche Disziplin beschäftigt sich mit Information und beansprucht ein eigenes, von einander sehr unterschiedliches Verständnis dieser. Information, das Nutzen und Nachdenken über diese, verändert sich stetig und ist besonders aufgrund ihrer gesellschaftlichen Bedeutung von politischen, rechtlichen und sozialen Entwicklungen beeinflusst. In Hinblick auf eine Einordnung der Informationswissenschaft ist es wichtig, eine Beschreibung von Information vorzunehmen, die zeitlich und disziplinär lokal ist.

Lange Zeit bezog man sich innerhalb der Informationswissenschaft auf das Sender-Empfänger-Modell von Claude Shannon und Warren Weaver. Dieses geriet jedoch aufgrund seines rein statistisch-mathematischen Verständnisses von Information in die Kritik. Im deutschsprachigen Raum sind aktuell die Definitionsversuche Rainer Kuhlen's maßgebend, der beschreibt, dass Information ihren Ausgang von Wissen nehme und Wissen somit den Grundstoff zur Entstehung von Informationen darstelle. Kuhlen spricht von einem doppelten Transformationsprozess: Transformation 1: Durch einen Prozess der Informationserarbeitung transformiert sich potentiell relevantes Wissen in Information. Transformation 2: Information wird durch den Prozess des zu potentiell relevantem Wissen. (vgl. Kuhlen 2013, S.4) Es kommt aufgrund des Informationsprozesses zur Veränderung der Wissensstruktur.

Wissen kann als „Bündel von Aussagen über materielle oder immaterielle Objektbereiche“ verstanden werden, welches „verfügbar [ist] sobald es in irgendeiner medialen Form repräsentiert ist.“ (Kuhlen 2013, S.2) Die mediale Form beschreibt nicht zwingend ein sprachlich oder schriftlich fixiertes Dokument, sondern vielmehr das „kognitive Objekt“ ein „immaterielles Substrat“. Information stellt eine „[...] subjektive Rezeption von repräsentiertem Wissen [...]“ (Ebd. 2013,

S.2) dar – eine vom Kontext des Rezipienten abhängige Interpretation. Diese Information gilt erst als solche, sobald sie für den Rezipienten von Nutzen und somit handlungsrelevant ist. Anstelle eines hierarchischen Modells, wie beispielsweise in der DIKW-Hierarchie nach Russell L. Ackoff, vertritt Kuhlen eine funktionale Unterscheidung zwischen formalsyntaktischen, semantischen und pragmatischen Ebenen von Information.

Parallelen zu Kuhls Theorie sind beispielsweise in Michael Bucklands dreiteiliger Informations-Definition zu erkennen. Buckland unterteilt in: [1] *Information-as-knowledge* – erlangtes Wissen, dieses wurde dadurch erlangt, informiert worden zu sein [2], *Information-as-process* – über etwas informiert werden [3], *Information-as-thing* – das physische Dokument.

Die erste Ebene ähnelt Kuhls Transformationsprozess 2: Information wird durch Wissenserwerb (den Prozess informiert worden zu sein) zu potentiell relevanten Wissen. Die zweite Ebene gleicht dem Transformationsprozess 1: in diesem entsteht durch den Erhalt relevanter Information im Prozess (aus Wissen) Information. Auch Buckland sieht Informationen als situationsgebunden und damit handlungsrelevant. Wissen und Information bilden *intangible* – unfassbare – Einheiten. Die dritte Ebene widmet sich deshalb explizit der physischen Repräsentation von Wissen, in Form von Dokumenten.

Kuhlen leitet aus den dargestellten Überlegungen die Definition „Information ist Wissen in Aktion und Kontext“ (Kuhlen 2013, S.2) ab und hebt besonders die Handlungsrelevanz hervor. Die ursprüngliche Definition bezog sich lediglich auf „Wissen in Aktion“ und blendete vorerst den Kontext aus. Deutlich wird eine einschlägige Veränderung des Verständnisses des Hauptgegenstandes und damit einhergehend eine Veränderung des Verständnisses der Disziplin als Ganzes. Besondere Bedeutung hat für die Informationswissenschaft, der Definition von Kuhlen zufolge, der Aspekt der Handlungsrelevanz und damit einhergehend die Nutzung und Nutzbarmachung von Informationen. Die Abwendung vom technischen hin zum eher pragmatischen Informationsbegriff ist in der Entwicklung der Informationswissenschaft deutlich nachzuverziehen.

Die paradigmatische Entwicklung der Informationswissenschaft

Disziplinen sind „[...] nichts Naturgegebenes, sondern etwas durch die Wissenschaftsgeschichte Gegebenes.“ (Mittelstraß, 1987, S.153) Ihre Grenzen, wie Mittelstraß mit diesem Satz aussagen will, sind historische und nicht nur theoretische. Auch die Informationswissenschaft ist – wie jede wissenschaftliche Einheit – historisch gewachsen.

Thomas S. Kuhn prägte den Begriff des Paradigmas. Dieses beschreibt bestimmte Entwicklungen innerhalb der wissenschaftlichen Praxis, welche die aktuelle Forschung formen und leiten. Nach Kuhn wird die Entstehung und Veränderung einer Disziplin durch wissenschaftliche Revolutionen ausgelöst. Innerhalb einer wissenschaftlichen Revolution stehen sich zwei oder mehrere Paradigmen, in Form von Theorien, gegenüber. Häufig stellt sich die alte Theorie als Grenzfall der Neuen heraus und es kommt zu einer „[...] Verschiebung des Begriffsnetzes [...], durch welches die Wissenschaftler die Welt betrachten.“ (Kuhn 1976, S 115) – eine kollektive Wahrnehmungsverschiebung. (vgl. Kuhn 1976) Paradigmatisch lassen sich für die Informationswissenschaft vier Hauptphasen bestimmen (vgl. Capurro 2001; Kuhlen 2013; Bawden, Robinson 2012):

[1] Klassifikations-Paradigma

Ende des 19. Jahrhunderts kam es aufgrund des wissenschaftlichen Fortschritts zu einer runden Zunahme wissenschaftlichen Wissens, ausgelöst unter anderem durch starke Publikationszuwächse. Eine Ordnung und Strukturierung der vorliegenden Wissensbestände wurde dringend erforderlich. So entstanden in dieser Phase erste, universell angelegte Klassifikations- und Bibliothekssysteme mit dem Ziel der Optimierung beziehungsweise Nutzbarmachung von (wissenschaftlichem) Wissen. Allgemein ist die erste Phase durch eine bibliographisch-dokumentarische, klassifikatorische Sicht auf Information und Wissen charakterisiert. Sie kennzeichnet grundlegende Begriffe informationswissenschaftlicher Tätigkeiten: Auswerten, Bereitstellen, Suchen und Finden, Organisieren und Präsentieren von Information und Wissen. (vgl. Kuhlen 2013, S.12ff.)

[2] Retrieval-Paradigma

Die zweite Phase kennzeichnet eine Abwendung von der rein bibliographischen hin zur inhaltlichen Erschließung. Ein stark prägendes Ereignis war der Sputnik-Schock (1957) und die, mit diesem einhergehenden, Förderprogramme, welche wissenschaftlichen Fortschritt, Innovation und damit Wissenszuwachs vorantreiben sollten. Wie zuvor in der ersten Phase wurde die Rückständigkeit wissenschaftlicher Klassifikationssysteme und die fehlende Zugänglichkeit der zunehmenden Wissensbestände sichtbar. Beeinflusst durch den Weinbergreport (1963) kam es infolgedessen zu einer Intensivierung der Informationsarbeit und Ausweitung der Informationsinfrastruktur. Entwicklungen erster Online-Datenbanken sowie automatischer Indexierungsverfahren konnten aufgrund fortschreitender Computertechnik realisiert werden. Die Informationsarbeit gewann zunehmend an Bedeutung – es kam zur Institutionalisierung der Informationswissenschaft. (vgl. Stock, Stock 2012, S. 402f.) Das bibliographische Verständnis wandelt sich in der zweiten Phase, durch die Automatisierung der Informationsarbeit, hin zu einem mathematisch-technischen. (vgl. Kuhlen 2013, S. 12ff.)

[3] Kognitives Paradigma

Die dritte Phase begann in den 1980er Jahren. Ausschlaggebend für den Umbruch waren neue Forschungen der kognitiven Psychologie und der künstlichen Intelligenz, welche behaupteten, menschliche Informationsverarbeitung durch Computer nachbilden zu können. Diese eingeschränkte Betrachtung menschlichen Informationsverhaltens wurde von Vertreter_innen der Informationswissenschaft stark kritisiert. Die menschliche Informationsverarbeitung, so die Kritik, sei viel komplexer als sie zu diesem Zeitpunkt von Computern dargestellt werden könnte. Die Informationswissenschaft stellte, daraus resultierend, neben der technischen Komponente den Menschen (als kognitives Subjekt) in den Mittelpunkt ihrer Forschung. In dieser Phase entwickelte sich eine systemorientierte, technische Sicht auf Information, welche durch eine kognitive Sicht Ergänzung fand. (vgl. Kuhlen 2013, S.12ff.)

[4] Praxis-Paradigma

Ende des 20. Jahrhunderts kam es infolge übergreifender Vernetzung, durch technische Kommunikationssysteme und die Verbreitung des Internets, zu einer schrittweisen Öffnung vorliegender Informations- und Wissensbestände in allen Bereichen der Gesellschaft. In der sich entwickelnden Informations- und Wissensgesellschaft werden Fragen nach Offenheit, Freiraum

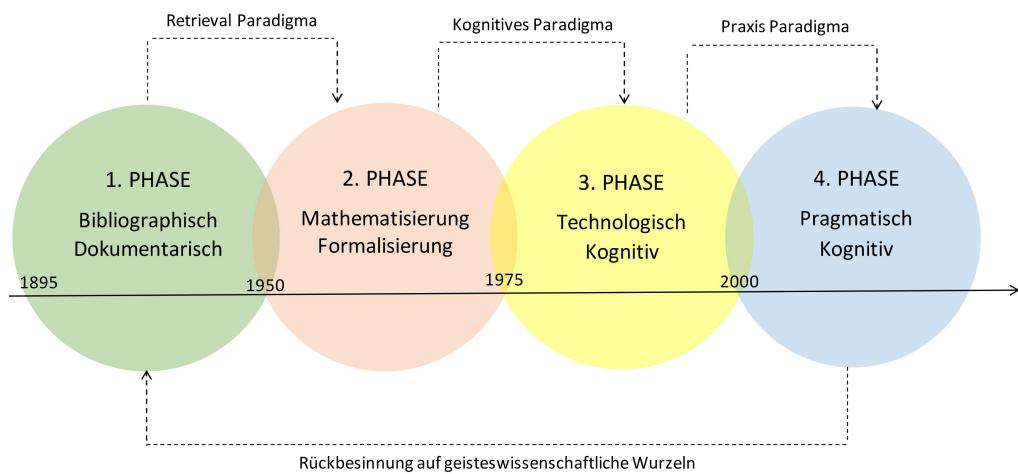


Abbildung 3: Vier-Phasen Entwicklung der Informationswissenschaft

sowie Recht auf Nutzung und Verbreitung von Information notwendig und stellen einen bedeutenden Themenbereich informationswissenschaftlicher Diskussionen dar. Die Informationswissenschaft entwickelt sich damit wieder zunehmend zu einer sozial-, geisteswissenschaftlich ausgerichteten Disziplin – der Mensch und sein Informationsbedürfnis rücken vermehrt in den Mittelpunkt. Zudem orientiert sich die Forschungstätigkeit der Informationswissenschaft, in theoretischer Hinsicht, an situativen und sozialen Praxisgegebenheiten und damit an dem direkten Gebrauch von Informationen. (vgl. Kuhlen 2013, S.13)

Die Informationswissenschaft entwickelte sich, wie auch am aktuellen Verständnis von Information deutlich geworden ist, von der anfänglich bibliographisch, zwischenzeitlich mathematisch-technisch stark beeinflussten, hin zu einer pragmatisch-kognitiven Disziplin. Die technische Seite, die mit den aktuellen Entwicklungen in direktem Verhältnis steht, darf in dieser Betrachtung jedoch nicht außer Acht gelassen werden: Informationswissenschaft als Geistes- und Sozialwissenschaft mit Blick auf (und direkter Beeinflussung durch) aktuelle technische Entwicklungen. Kuhlen plädierte deshalb bereits 2013, in Verbindung mit der aktuellen Verortung der Informationswissenschaft, für eine Kombination der dritten und vierten Phase. (vgl. Kuhlen 2013, S.12ff.) Und auch Rafael Capurro weist darauf hin, dass sich die Informationswissenschaft in ihrer Tätigkeit auf die gesellschaftlichen Fragen konzentrieren sollte. Die technischen Aspekte sollten zwar betrachtet, aber nicht als Hauptaufgabe der Forschung angesehen werden, sonst würde sich die Informationswissenschaft, so Capurro, nicht von der Informatik unterscheiden. (vgl. Treude, 2001)

X-Disziplinarität der Informationswissenschaft

Es wurde zuvor festgestellt, dass sich die Informationswissenschaft mit „Informationen“ auseinandersetzt; dabei begrenzt sie sich auf ausgewählte Ebenen des Begriffs: Sie vertritt ein pragmatisches Verständnis von Information und widmet sich, aus dieser handlungsrelevanten Sicht heraus, konkret der Nutzung und Nutzbarmachung von Informationen. Um dem Begriff der Information gerecht zu werden, erfordert es darüber hinaus x-disziplinärer Kooperation.

In zahlreichen Diskussionen wird demzufolge auf die X-Disziplinarität der Informationswissenschaften hingewiesen – eine einheitliche Meinung darüber, welche Disziplinaritätenart die Informationswissenschaften verkörpert oder was sie zu einer grenzüberschreitenden Wissenschaft macht, existiert nicht. Im Folgenden wird, auf der Grundlage der Konzept-Definitionen, der x-disziplinäre Fachdiskurs innerhalb der Informationswissenschaft untersucht und dargestellt. Es folgt eine Auswertung einschlägiger informationswissenschaftlicher Publikationen mittels Gegenüberstellung und diskursiver Einordnung der themenspezifischen (impliziten sowie expliziten) Stellungnahmen. Um die inhaltliche Bandbreite des Diskurses zu erfassen, sind die Aussagen in drei Hauptthemen unterteilt: wissenschaftshistorische, wissenschaftssoziologische und außerwissenschaftliche Begründungen.

Wissenschaftshistorische Begründungen

Die Bedingungen aus denen die Informationswissenschaft entstand, wurden bereits 1968 von Harold Borko als Grund für ihre Interdisziplinarität beschrieben: „[...] it is an interdisciplinary science derived from and related to such fields as mathematics, logic, linguistics, psychology [...].“ (Borko, 1968, S.1) Begründet wird die Interdisziplinarität unter anderem durch die Entstehung aus und der sich daraus ergebenden Verbindungen zu anderen Disziplinen. Borko bezieht sich auf die erste Phase der Entstehung der Informationswissenschaft, in welcher die Zugänglichmachung von Informationen für die Wissenschaft im Vordergrund standen: Die Informationswissenschaft stand nach dieser Auslegung als Informationsvermittlerin zwischen den Disziplinen – als „Inter“-Disziplin im angewandten, nicht im theoretischen Sinne.

Die Einordnung Borkos führte seitdem zur wiederholten Betitelungen der Informationswissenschaft als „von Natur aus interdisziplinär“. Buckland et al. wiesen kürzlich darauf hin, dass diese Aussage in aktuellen Diskussionen von den meisten Vertreter_innen als gegeben angesehen und ohne selbige zu hinterfragen, übernommen wird. (vgl. Arafat et al. 2014, S.1) In den 1960er Jahren hatte die Interdisziplinarität ihren Höhepunkt innerhalb wissenschaftstheoretischer und -politischer Diskussionen und fand auch in der Informationswissenschaft als „[...] euphorisches Schlagwort einer wissenschaftskritischen Einstellung [...]“ (Ryser 2016) seine Verwendung.

Neben der Interdisziplinarität finden, in Hinblick auf die wissenschaftshistorischen Begründungen, weitere x-disziplinäre Konzepte Verwendung. Bawden und Robinson beispielweise stellen die Informationswissenschaft mit dem Begriff der „Metadisziplin“ über die Disziplinen und vergleichen sie in diesem Zusammenhang mit der Philosophie. Philosophie, als Metawissenschaft betrachtet, hinterfragt das von der Wissenschaft hervorgebrachte Wissen, weshalb sich für jede wissenschaftliche Disziplin Anknüpfungspunkte an philosophische Erkenntnisse ergeben. Sie begründen ihre Aussage wie folgt: „[Information Science has] links with all other disciplines, since all have some information and knowledge extensions, and hence information scientists may contribute to all.“ (Bawden, Robinson 2013, S.6) Bawden und Robinson nehmen

damit direkt Bezug auf Marcia J. Bates' Modell der Meta-Disziplinen, welches die Informationswissenschaft als „orthogonal“ beschreibt: „The “orthogonal” disciplines, or, „meta-disciplines,” shape the subject matter of all the traditional disciplines according to the social purpose of the meta-discipline [...].“ (Bates 2007) Der Begriff Meta-Disziplin wird hier, ähnlich dem transdisziplinären Konzept von Stichweh, ausgelegt als: Eine Disziplin, die über allen Disziplinen steht und die Funktion einer „disziplinübergreifende Ressourcen“ einnimmt. Nach diesem Prinzip ist die Informationswissenschaft eine übergreifende Instanz, welche als Grundlage für diverse Disziplinen dient; Verbindungsgruppe: die Information.

Werner Kunz und Horst Rittel distanzierten sich bereits 1972 deutlich von der Bezeichnung Metawissenschaft: „Die Informationswissenschaften sind keine Metawissenschaften [...]. Sie erheben nicht den Anspruch, über den Wissenschaften zu stehen.“ (Kunz, Rittel 1972, S.12) Sie plädieren stattdessen für die Bezeichnung transdisziplinär: „Sie sind gewissermaßen ‚quer‘ zu den Objektbereichen der Disziplinen orientiert, weshalb man sie auch als transdisziplinär bezeichnet.“ (Ebd. 1972, S.12) Auch in aktuellen Theorien ist wieder eine Zunahme des Begriffs Transdisziplinarität zu erkennen, so gewinnt sie als „wissenschaftspolitisch[es] neues Schlagwort“ (Hobohm 2015, S.5) an Zuspruch. Die Informationswissenschaft versucht, „da mit einer Selbstzuschreibung als Interdisziplin mittlerweile die akademischen Pfründe verloren gehen [sic] [...]“ (Ebd. 2015, S.5), sich, aus der Not heraus, als Transdisziplin zu etablieren.

Hans-Christoph Hobohm beschreibt die Transdisziplinarität in diesem Zusammenhang nicht als „quer“ zu den Disziplinen, sondern, ähnlich der Definition von Mittelstraß, als eine Zusammenarbeit die „dort [...] notwendig [wird], wo i. w. S. globale Probleme zu einer Art übergreifenden Fachlichkeit führen [...].“ (Ebd. 2015, S.5) Dieser disziplinübergreifende Zusammenschluss generiert über einen nicht genau zu definierenden Zeitraum eine Transdisziplin. „Im Falle der Informationswissenschaften (im Plural) [...], so Hobohm, „[...] wage ich zu behaupten, dass wir hierzu gerade dabei sind am eigenen Leib, dieses Phänomen zu beobachten.“ (Ebd. 2015, S.5) Die sich auflösenden Disziplinen sind in diesem Fall die Bibliotheks-, Dokumentations- und Archivwissenschaft. In Frage steht jedoch, ob es sich bei diesen um eigenständige Disziplinen oder um Anwendungsfelder der Informationswissenschaft handelt: „One area of debate has been the relation with ‚adjacent‘ disciplines such as librarianship, archiving, information systems and computer science; views here have ranged from such disciplines being the same thing, entirely distinct, distinct but interdependent, distinct but naturally linked and part of a composite discipline.“ (Robinson, Karamuftuoglu 2010) So werden die Disziplinen auch bei Hobohm mal als Grund-, mal als Subdisziplinen bezeichnet. Als wissenschaftliche Subdisziplinen müssten sich diese zu irgendeiner Zeit von der Informationswissenschaft abgespalten haben und wären dieser in der hierarchischen Ordnung des wissenschaftlichen Systems untergeordnet. Die „übergreifende Fachlichkeit“ würde eine Entdifferenzierung – die Wiederherstellung der ursprünglichen Disziplinarität – beschreiben, was wiederum dem Ursprungsgedanken x-disziplinärer Konzepte – der Wiederherstellung der „Einheit der Wissenschaft“ – entspräche.

Hjørland beschreibt X-Disziplinarität, dieser Idee folgend, als einen Prozess, welcher mit der Multidisziplinarität beginnt und sich am Ende, als Ergebnis einer transdisziplinären Kooperation, als eigene Disziplin formiert: „[...] [S]ocial fields are dynamic and changing. LIS for example, can be viewed as a field that started as a multidisciplinary field [...] which is developing towards a monodiscipline in its own right.“ (Hjørland 2014, S.207) Im Unterschied zu Hobohm hat die Informationswissenschaft in dieser Betrachtung bereits die x-disziplinäre Entwicklung abgeschlossen und sich als Disziplin etabliert. Somit bestand die Informationswissenschaft

nicht als eigenständiges Konzept, sondern entwickelte sich erst durch den Zusammenschluss unterschiedlicher Disziplinen über die Zeit. Am Beispiel der Kooperation von Informationswissenschaft und Linguistik beschreibt unter anderem Volkmar Engerer einen solchen Zusammenschluss. Er bezeichnet die Kooperation als inter- beziehungsweise transdisziplinär, macht aber gleichzeitig deutlich, dass es sich um eine, von der Informationswissenschaft ausgehende, einseitige Kooperation – und damit „Nicht-Kooperation“ – handelt. (vgl. Engerer 2012) So beschreibt er die Linguistik unter der Überschrift „Das transdisziplinäre Paradigma: die Einverleibung linguistischer Konzepte“ als „aktive Spenderdisziplin“ (Engerer, 2012, S.81). Die Erweiterung erfolgte damit nicht durch kooperativen Zusammenschluss oder als, wie für die Interdisziplinarität kennzeichnend, temporäre Erweiterung des eigenen disziplinären Horizonts durch Überschreitung der Grenzen, bezogen auf ein spezifisches Problem und kennzeichnet damit keine X-Disziplinarität.

Wissenschaftssoziologische Begründungen

Kommunikative Ebene:

Weitere Begründungen lassen sich auf der kommunikativen Ebene festmachen; zu dieser zählen unter anderem Zeitschriftenartikel und Sammelände, welche zunehmend in Gemeinschaft verfasst und veröffentlicht werden, das führt vielfach zu der Annahme x-disziplinärer Kooperation – nicht selten wird jede Form der Zusammenarbeit mit Multi- oder Interdisziplinarität gleichgesetzt. Innerhalb der Informationswissenschaft weist unter anderem Kuhlen auf eine Multidisziplinarität des Publikationsverhaltens hin. Er bezieht sich auf eine 2012 von Lavière et al. durchgeführte Studie, die einschlägige englischsprachige Zeitschriften auswertet und auf zentrale Themenbereiche untersucht. Kuhlen hebt – neben der Diversität der innerhalb der Zeitschriften behandelten Themenbereiche – die steigende Anzahl der Artikel von Informationswissenschaftler_innen innerhalb der Publikationen anderer Disziplinen, sowie die Veröffentlichungen von Vertreter_innen anderer Disziplinen innerhalb informationswissenschaftlicher Publikationen hervor. (vgl. Kuhlen, 2013, S.11f.) Die Aussage der Multidisziplinarität steht unkommentiert im Raum: Es ist nicht ersichtlich in welcher Weise und Intensität eine Zusammenarbeit der unterschiedlichen Akteure erfolgte oder ob die Artikel einen Mehrwert für die jeweils andere Disziplin hatten. Multidisziplinarität beschreibt die Bearbeitung eines Themas zur Lösung eines disziplinübergreifenden Problems unter eigenen disziplinären Schwerpunkten mit anschließender Zusammenstellung der einzelnen Ergebnisse – es findet keine Grenzüberschreitung statt. Die Tatsache, dass Wissenschaftler_innen anderer Disziplinen in informationswissenschaftlichen Publikationsorganen unter übergreifenden Themen publizieren, begründet, dieser Beschreibung zufolge, eine Multidisziplinarität.

Kuhlen bezieht sich mit der Aussage jedoch nicht auf die eigentliche Publikationstätigkeit. Stattdessen stellt er im weiteren Textverlauf eine andere Begründung für die Diversität auf: „Die für die Informationswissenschaft festzustellende Multidisziplinarität ist [...] sicherlich der Attraktivität der Disziplin, da sie einer Vielzahl von WissenschaftlerInnen aus ursprünglich anderen Disziplinen ein attraktives Betätigungsfeld bietet [...].“ (Kuhlen 2013, S.12) Entscheidender Faktor ist demnach die „Attraktivität der Disziplin“ für Wissenschaftler_innen anderer Disziplinen und eine daraus resultierende Diversität von informationswissenschaftlichen Publikationen. Es stellt sich somit die Frage, ob sich Wissenschaftler_innen innerhalb der Informationswissenschaft als:

[1] primäre Vertreter_innen ihrer Herkunftsdisziplin sehen oder ob es

[2] Wissenschaftler_innen aus ehemals anderen Disziplinen sind, welche sich mittlerweile auf die Informationswissenschaft spezialisiert haben und sich als Informationswissenschaftler_innen verstehen und dadurch, im engeren Sinne, keine Wissenschaftler_innen anderer Disziplinen darstellen.

Angenommen Szenario eins trifft zu und sie verstehen sich, wie von Kuhlen angenommen, als Wissenschaftler_innen primär anderer Disziplinen: So findet sich in dem Zitat eine indirekte Kritik an der Informationswissenschaft. Die Aussage besagt, umgelegt auf das Prinzip der Multidisziplinarität: Die Informationswissenschaft ist eine Disziplin, welche ein attraktives Betätigungsfeld für Wissenschaftler_innen unterschiedlichster Herkunftsdisziplinen bietet. Diese befassen sich mit den Themen der Informationswissenschaft im Kontext ihrer ursprünglichen Disziplin, ohne dabei andere informationswissenschaftliche Theorien zu reflektieren. Multidisziplinarität als Zusammenstellung separater Theorien ohne gemeinsamen Konsens – Addition statt Interaktion und damit Kritik am fehlenden (x)disziplinären Diskurs.

Explizit negativ ausgelegt wird die Diversität der Herkunftsdisziplinen von Kaden et al. Diese stellen diesen Fakt jedoch unter das Schlagwort Interdisziplinarität. Die Vielfalt kennzeichnet sich, so Kaden et al., durch eine fehlende gemeinsame Linie und Grundausrichtung innerhalb der Disziplin. (vgl. Kaden et al. 2012, S.93) „Ein generelles Desiderat ist nach wie vor die Verortung des Faches im disziplinären Spektrum hinsichtlich Methode, Argumentationskonventionen, Theoriegerüst und Kommunikationsformen. [...] Deutlich ist, dass [...] in hohem Maße die individuelle Wissenschaftsbiografie der in der Informationswissenschaft Aktiven eine Rolle spielt, die zum überwiegenden Teil einen interdisziplinären Hintergrund haben.“ (Ebd. 2012, S.93) Kaden et al. beschreiben damit ein unzusammenhängendes Nebeneinander von Methoden und Theorien geprägt durch unterschiedlichste Ursprungsdisciplinen. Die Aussage bezieht sich vordergründig auf die deutsche Hochschullandschaft – diese steht unter Einfluss der disziplinspezifischen „Denkschulen“ der Lehrenden – woraus ein diverses Ausbildungs- und Forschungsprogramm resultiert. Kritisiert wird nicht die Diversität, sondern eine fehlende Zusammenarbeit und spezifische Schwerpunktlegung. (vgl. Kaden et al., 2012, S.93) Beschrieben wird demnach das Fehlen und nicht das Bestehen von Inter- oder besser Transdisziplinarität.

Auch Kuhlen zweifelt an der Sinnhaftigkeit „inter- bzw. multidisziplinärer“ informationswissenschaftlicher Studiengänge, die eher „Spezialthemen deren primäre Heimat andere Fächer sind“ (Kuhlen 2013, S.12) behandeln, anstatt disziplinäres Grundlagenwissen zu vermitteln. So lehrt die Ausbildung „genuine“ Informationswissenschaftler_innen lediglich Orientierungswissen. (Ebd. 2013, S.12) Hobohm wählt, für die Umschreibung des Masters Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam, die Bezeichnung „Wissenschafts- und Fachkonglomerat“, welche, wie er weiter ausführt, für die aktuelle Berufspraxis nur selten verständlich ist. (vgl. Hobohm 2015, S.1f.) So zeigt sich ein Bild, das die Studiengänge im Allgemeinen und die Hochschullandschaft im Besonderen als in sich zerrissen abbildet. Das Problem der Informationswissenschaft – eine fehlende Identität und Schwerpunktlegung – beginnt somit bereits in der wissenschaftlichen Ausbildung. „The danger in this is that students are not developing a professional identity and professional competencies [...].“ (Hjørland 2014, S.208) Diese wiederum sind zentrale Voraussetzungen für funktionierende x-disziplinäre Arbeit.

Kognitive Ebene:

Die fehlende Schwerpunktlegung innerhalb des vielfältigen Forschungsgebiets spiegelt sich im Weiteren in der Diversität der behandelten Themen der Informationswissenschaft wider. Mit der

Aussage „Deutlich ist für die Informationswissenschaft eine interdisziplinäre Perspektive auszumachen“, beschreibt Kuhlen neben einer Multidisziplinarität der Informationswissenschaft, eine durch die Themenvielfalt begründete Interdisziplinarität. (Kuhlen, 2013, S.11) Er nimmt Bezug auf eine eigens durchgeführte Untersuchung der drei zentralen Zeitschriften und der in diesen erschienenen Artikel. Als Beispiele interdisziplinärer Themenbereiche nennt er: Wissensorganisation und -produktion, Informationsmanagement und -politik sowie Informationsethik und -theorie. (vgl. Kuhlen 2013, S.11) Alle Bereiche stellen informationswissenschaftliche Themen dar, welche für die Gesellschaft sowie für andere Disziplinen relevant sind und eine gemeinschaftliche und übergreifende Zusammenarbeit erfordern. Deutlich wird durch diese Ausführungen die Notwendigkeit, weniger das Bestehen übergreifender Kooperation.

Eine von Dirk Lewandowski und Stefanie Haustein durchgeführte Studie macht die in der Informationswissenschaft vorzufindende Situation deutlich. Sie untersuchten das Handbuch „Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation“ mittels bibliometrischer Analysen auf das Zitierverhalten deutschsprachiger Informationswissenschaftler_innen und fanden dabei heraus, dass innerhalb der insgesamt 54 Kapitel, 97 % der zitierten Publikationen (verwendete Literatur in den unterschiedlichen Kapiteln, insgesamt 1.868 Literaturstellen) im gesamten Handbuch nur eine Zitation erhielten, 2,6 % erhielten zwei und nur 0,4 % drei Zitationen. (vgl. Lewandowski, Haustein 2015, S.93ff.) Dies zeigt eine unterschiedliche Schwerpunktlegung und starke Spezialisierung innerhalb der Informationswissenschaft: „German-language Information Scientist work in areas rather distant from one another.“ (Ebd. 2015, S.102) Zudem wird eine fehlende Bezugnahme untereinander und damit ein fehlender Diskurs innerhalb der deutschsprachigen *Scientific Community*, zum Teil resultierend aus einem weiten Themenspektrum, deutlich: „Authors reference their colleagues‘ work only moderately.“ (Ebd. 2015, S.102) Die Untersuchung zeigt ein breites Feld informationswissenschaftlicher Themen, welches aufgrund fehlender Bezugnahme sowie fehlender Zusammenführung einzelner Aspekte keinen gemeinsamen Rahmen schafft.

Innerhalb der Informationswissenschaft führt die Allgegenwärtigkeit ihres Gegenstandes zu unterschiedlichen Wahrnehmungen der disziplinären Verantwortlichkeiten. „We could say that there are not only centripetal currents within LIS, which are directed towards constituting the field as a single, more-or-less unified discipline, but also a centrifugal tendency, which relates the problem studied in the field to the context of other disciplines and so promotes intradisciplinary dispersion rather than unity.“ (Hjørland, 2014, S.207) Hjørland verwendet den Begriff der Intradisziplinarität und drückt somit folgendes aus: eine innerdisziplinäre, thematische Zerstreuung der Informationswissenschaft aufgrund der Untersuchung von Themen rund um den Gegenstand Information aus dem Kontext anderer Disziplinen.

Die positive Auslegung der x-disziplinären Themenvielfalt kann mittlerweile als Phänomen der deutschsprachigen Informationswissenschaft betrachtet werden. International liegt der Fokus seit einiger Zeit auf der „Wiederentdeckung“ der eigenen Disziplin. Hjørland sieht in Bezug auf eine interdisziplinäre Ausrichtung weiter die Übernahme von Themen anderer Disziplinen als problematisch, besonders in Bezug auf die eigene disziplinäre Weiterentwicklung und Anerkennung. „If the field is considered weak, if students and teachers in the field cannot find useful knowledge within LIS, they tend to use knowledge from other fields instead, thus contributing to the centrifugal tendencies and the erosion of the field. [...] Internal connections may, however, be opposed by external forces such as the tendency to use fashionable terms and topics imported from other fields and from institutional pressure to do things other than what is nee-

ded from the perspective of building the discipline.“ (Hjørland 2013, S.21) Mittelstraß beschreibt Interdisziplinarität nicht nur als problemorientierte Grenzüberschreitung, sondern ebenso als Motiv disziplinärer Einfallslosigkeit. Diese äußert sich durch eine „interdisziplinäre“ Erweiterung der betroffenen Disziplin: Gerät eine Disziplin aus wissenschaftsinternen Gründen oder aus Einfallslosigkeit an ihre Grenzen und damit unter Legitimationsdruck, lässt sich diese interdisziplinär erweitern. Wird jedoch, die Erweiterung betreffend, kein gemeinsamer Rahmen festgelegt, ist laut Mittelstraß Folgenlosigkeit das Resultat. (vgl. Mittelstraß 1997, S.76) Die neuen Erweiterungen führen zu einzelnen Spezialisierungen innerhalb einer Disziplin. Das Ergebnis ist eine „negative Interdisziplinarität“, die die disziplinäre Blindheit fördert, anstatt ihr entgegenzuwirken, da sich die Disziplin innerhalb der eigenen Disziplin in Einzelheiten verliert und unübersichtlich wird. Bei der Informationswissenschaft ist, nach Hjørlands Aussage, genau das festzustellen: eine Spezialisierung und damit einhergehende Unübersichtlichkeit durch individuelle Erweiterung.

Hobohm hingegen vertritt die Meinung, dass informationswissenschaftliche Themen einer „zentrifugalen Sogwirkung“ ausgesetzt sind und spricht, bezugnehmend auf Bourdieus Disziplinverständnis als persönliche und ökonomische Machtfelder, von einer Usurpierung informationswissenschaftlicher Studienobjekte und -gebiete durch andere Disziplinen. „Unsere Studienobjekte und -gebiete sind letztlich so attraktiv, dass sie unter technologischer und/oder ökonomischer Prämisse von anderen usurpiert werden.“ (Hobohm 2015, S.4) Ähnliche usurpierungstheoretische Aussagen sind auch bei Almeida et al. zu finden. Die rasante Zunahme von Wissen und Information durch den technologischen Wandel „[...] could favour a new inspiration to the IS field. [...] But what really occurred is the gradual migration of genuine IS research objects to other fields.“ (Almeida et al. 2015, S.58) Die Informationswissenschaft verkomme, so Almeida et al., weiter zu einem „mere and passive spectator“.

Als Beispiel für die sichtbare Usurpierung informationswissenschaftlicher Themen nennt Hobohm die *Digital Humanities*. Während die Informationswissenschaften im angloamerikanischen Sprachraum in diesem Bereich einen festen Platz einnehmen, herrscht im deutschsprachigen Raum „eine gewisse Ablehnung der digital Humanities als“unnötige Erfundung“(Burghardt et al. 2015, S.288) von Seiten der Informationswissenschaft. Melissa Terras stellt heraus, dass die Beiträge in den *Digital Humanities*-Konferenzbänden im angloamerikanischen Raum zum Großteil aus der Bibliotheks- und Informationswissenschaft stammen, während im Vergleich die informationswissenschaftlichen Beiträge oder auch nur Bezugnahmen auf die informationswissenschaftliche Theorien in den Beiträgen der „DHD-Tagung – Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“ gering sind: Eine Volltextsuche nach dem Begriff „Informationswissenschaft“ ergibt 24 Treffer auf 488 Seiten, von denen 19 Treffer in den einzigen informationswissenschaftlichen Beitrag fallen. (vgl. Zentrum für Informationsmodellierung 2015) „[...] [D]ie Digital Humanities [begeben sich] mit ihrer Forschungsagenda häufig in das traditionelle Tätigkeitsfeld der Informationswissenschaft [...] [nehmen] dabei aber die bestehende Informationswissenschaftsforschung und deren Lösungsansätze für viele DH-Probleme nicht ausreichend zur Kenntnis [...].“ (Burghardt et al. 2015, S.288) Aus Perspektive der deutschsprachigen Informationswissenschaft kann demzufolge von einer Usurpierung gesprochen werden. Hier wird die Eigenheit der Disziplinarität deutlich, wobei eine x-disziplinäre Kooperation eine Neubearbeitung bereits erforschter Themen verhindern könnte.

Die Diskussion um die *Digital Humanities* wirft zugleich ein weiteres Desiderat der Informationswissenschaft auf. So fragt Hobohm, „[...] warum diese“neue“Disziplin z.Zt. einen solchen

Hype erfährt, obwohl sie mit hergebrachten Methoden und Instrumenten unserer Disziplin arbeitet (arbeiten sollte)." (Hobohm 2015, S.3) Ähnlich wie die Informationswissenschaft stellt die noch junge Disziplin *Digital Humanities* Verbindungen zwischen geisteswissenschaftlichen und technischen Traditionen her. Ein ähnlicher Methodenkanon ist daher nicht verwunderlich. Was zu den genuinen „Methoden und Instrumenten unserer Disziplin“ zählt ist jedoch fraglich. (Ebd. 2015, S.3) So zeigen die vorangegangenen Aussagen ein heterogenes Bild der Disziplin, besonders in Bezug auf die die Methoden prägenden Bereiche: Gegenstand, *Scientific Community* und Themenschwerpunkt.

Christa Womser-Hacker schreibt mit Bezug auf eine interdisziplinäre Vernetzung (geistes- sowie naturwissenschaftliche Verbindung) der Informationswissenschaft: „Die Informationswissenschaft ist eine Wissenschaft, die nicht nur analysiert, beobachtet, beschreibt, rezipiert, sondern gestaltend in die Entwicklung von informationellen Prozessen und Systemen eingreift [...]. Das zweite wichtige Prinzip ist die empirische, benutzerorientierte Sicht auf Information und die mit ihr verbundenen Prozesse. Dieser Ansatz erfordert ein breitgefächertes Methodeninventar [...].“ (Womser-Hacker 2010, S.335) Den zweiten Punkt, die Benutzer_innen-Orientierung, bezieht sich auf das pragmatische Informationsverständnis nach Kuhlen und damit auf die gesellschaftliche Bedeutung informationswissenschaftlicher Forschung.

Marcia Bates tendiert zu der Bezeichnung „Multi-Talented-People“. Informationswissenschaftler_innen sind, nach ihrer Aussage, Forschende die den Umgang mit unterschiedlichsten Methoden schätzen und sich durch Offenheit auszeichnen, im Vordergrund steht, dem x-disziplinären Prinzip folgend, das zu lösende Problem: (vgl. Bates 2007) „[T]o solve the field's problems, a mix of methodologies are needed.“ (Bates 2007) In Bezug auf die Unterscheidung wissenschaftlicher Forschung, und damit ihrer angewandten Methoden, in nomothetisch und ideographisch, trifft Bates die Aussage: „Any LIS department that definitively rejects one or the other approach makes a foolish choice.“ (Ebd. 2006, S.7) Ähnlich wie Womser-Hacker sieht sie sowohl eine experimentelle als auch analysierende Vorgehensweisen als Grundlage informationswissenschaftlicher Forschung. „It is more difficult to maintain openness to these two positions, rather than insisting on selecting one or the other, but it is also ultimately more productive and rewarding for the progress of the field.“ (Bates 2006, S.7) In Hinblick auf die Formen der X-Disziplinarität stellt sich, aufgrund der vielfältigen Themenschwerpunkte, die Frage, ob die unterschiedlichen Methoden innerhalb der Disziplin auch auf unterschiedliche Themenbereiche angewandt werden oder ob die Themenvielfalt die Methodenvielfalt bedingt.

Steve Fuller et al. beschreiben die breite informationswissenschaftliche Methoden-Auswahl, welche sie ebenfalls in den unterschiedlichen Entstehungseinflüssen (geistes- sowie naturwissenschaftlich) begründet sehen, als: „From its very origins, information science has been involved with both technological and social problems leading to an epistemological duality [...] LIS researchers have tended to take the best methods at hand, without bothering much about the underlying epistemological assumptions therein.“ (Fuller et al. 2013, S.2) Im Gegensatz zu Bates und Womser-Hacker kritisieren Fuller et al. eine fehlende Berücksichtigung der, den Methoden zugrundeliegenden, erkenntnistheoretischen Grundlagen. Mit Bezug auf Buckland und Cronin bezeichnen sie die interdisziplinäre Natur der Informationswissenschaft – das beständige heranziehen unterschiedlicher Methoden und Theorien anderer Disziplinen ohne tiefere Hinterfragung – als Form von Schwäche, die die Disziplin als Ganzes in Frage stellt. (vgl. Fuller et al. 2013, S.2f.) „It is therefore important that LIS researchers articulate more clearly how they validate the scientific knowledge they purport to produce.“ (Fuller et al. 2013, S.2)

Für Buckland ist die Methodenvielfalt der Informationswissenschaft nicht auf ihre thematische Vielfalt zurückzuführen, sondern auf die gesellschaftliche Bedeutung der Disziplin. In diesem Zusammenhang kommt er zu der Aussage: „Major social needs are typically complex. Whoever undertakes to try to solve them needs to be methodologically versatile in a way that is inadequately captured by ‚interdisciplinary‘.“ (Buckland 2013, S.7) Buckland kommt damit zu dem Schluss, dass gesellschaftliche Probleme nicht durch Interdisziplinarität zu lösen wären. Er konstatiert: „[...] the most productive position was to be firmly grounded in one's own field and to then go prospecting at or over other fields.“ (Buckland 2013, S.7) Allerdings beschreibt er mit dieser Aussage, ohne sie selbst als solche zu deuten, eine Interdisziplinarität – eine zeitlich begrenzte Kooperation, bei der die Grenzen für Methoden sowie Fragestellungen der eigenen Disziplin für eine gemeinschaftliche Erarbeitung durchlässig werden – die er zuvor als Lösung für gesellschaftliche Probleme ausgeschlossen hatte. Das Beispiel Bucklands macht auch noch einmal deutlich, dass eine Reflexion x-disziplinärer Konzepte innerhalb der Informationswissenschaften fehlt.

Systemübergreifende Kooperation

Neben der expliziten Nennung x-disziplinärer Konzepte zur Umschreibung informationswissenschaftlicher Forschungstätigkeit ist in vielen Texten die gesellschaftliche Bedeutung der Disziplin impliziert. Diese bezieht sich dabei in vielen Fällen nicht nur auf x-disziplinäre Konzepte, sondern ebenso auf den Einbezug der wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit. Wie Womser-Hacker mit Blick auf die anzuwendenden Methoden hervorhebt, strebt die Informationswissenschaft stets eine „[...] benutzerorientierte Sicht auf Information [...]“ an. (Womser-Hacker 2010, S.335) Sie bezieht sich damit, auf den pragmatischen Informationsbegriff von Kuhlen: Um „[...] subjektiv gesteuertes Verstehen von Information als in aktives Handeln gesetztes Wissen [...].“ (Kuhlen 2013, S.19)

Kuhlen führt im Weiteren aus, dass die Informationswissenschaft als gesellschaftlich bedeutende Disziplin, ihr Forschungsvorhaben „[...] nur in Zusammenarbeit (Import und Export) mit vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen wahrgenommen werden kann. Nichts wäre schädlicher als ein sich beschränktes Abkapseln, nur übertragen durch einen hypertrophen Anspruch auf universelle Zuständigkeit für Information.“ (Kuhlen 2013, S.19) Wiederholt sind Forderungen nach „echter“ (X)Disziplinarität in Zusammenhang mit der Notwendigkeit transwissenschaftlicher Erweiterung der Informationswissenschaft zu vernehmen, in welcher sich diese neu definiert und disziplinär strukturiert. So verlangen Kaden et al. eine „Redefinition ihres Selbstbilds [...] in Wechselwirkung zu anderen Disziplinen und extrawissenschaftlichen Gesellschaftsbereichen [...].“ (Kaden et al. 2012, S.95)

Begriffe wie *Storytelling* und *Citizen Science*, *Crowdsourcing* oder *Crowdfunding* tauchen bereits seit einigen Jahren (auch) in informationswissenschaftlichen Diskussionen vermehrt auf – besonders im Bereich der Inhaltserschließung und Zugänglichmachung von Information und Wissen als bereichernd angesehen. In Form von Erschließungsprojekten und *Crowdsourcing*-Plattformen zu speziellen Themen wird so versucht, ganz dem transwissenschaftlichen Ideal, an sozial robustes Spezial-Wissen zu gelangen. Ein weiterer Bereich ist das Wissensmanagement, in welchem, besonders in Hinsicht auf implizites Wissen, der Wissensproduzent an Bedeutung gewinnt. Explizites Wissen ist formal artikuliertes, medial fixiertes, festgehaltenes Wissen. Es gilt als bewiesen und von der Gesellschaft akzeptiert. Implizites Wissen hingegen beschreibt nicht formal oder

sprachlich fixiertes. Dieses ist personengebunden und nur schwer verbalisierbar - „[...] das in flexiblen Prozessformen des Wahrnehmens, Beurteilens, Erwartens, Denkens, Entscheidens oder Handelns verausgabte, durch das Subjekt allerdings nicht, nicht vollständig oder nicht angemessen explizierbare Wissen einer Person[...]“ (Porschen 2008, S.57) Dieses Wissen kann mit der Methode des *Storytelling* durch einen stattfindenden Prozess der Reflexion von Geschehnen gewonnen werden. Durch die Reflexion – die Abbildung von Verläufen in Form narrativer Erzählungen – wird implizites Wissen sichtbar.

Einer der Kritiker der Interdisziplinarität, Michael Buckland, sieht in der Transwissenschaft eine zusätzliche Chance für die Informationswissenschaft: „[...] [B]eing interdisciplinary [...] is, in general, to choose to occupy a weak position. [...] Fortunately for information studies, there is a strong alternative: societal need.“ (Buckland 2012, S.7) Er hebt hier besonders die Bedeutung der Informationskompetenz sowie der Informationsverhaltensforschung hervor. *„Enabling people to become better informed [...] is, or should be the central concern of information studies [...].“ (Buckland 2012, S.8)

Fazit

Die anfänglich noch euphorisch verwendeten Begriffe der X-Disziplinaritäten verlieren langsam an Glanz. Besonders im internationalen Vergleich wird die Unübersichtlichkeit und der fehlende disziplinäre Rahmen bemängelt. Nicht selten wird dabei das Problem auf die X-Disziplinarität geschoben, welche zuvor noch als Stärke betitelt oder auch zur Rechtfertigung informationswissenschaftlicher Forschungstätigkeit verwendet wurde. Diese Annahme ist auf eine fehlende Hinterfragung der Konzepte zurückzuführen, welche besonders durch eine ungenügende terminologische Klärung, polyseme sowie synonyme, und eine fehlende Reflexion bereits vorliegender informationswissenschaftlicher Begründungen zu erkennen ist. Damit wird ein grundlegendes Desiderat bestätigt: „Im Normalfall wird ein allgemeines, eben unterbestimmtes Verständnis von Interdisziplinarität stillschweigend vorausgesetzt oder hinsichtlich der terminologischen Regelung auf ältere Texte verwiesen, ohne dass jedoch die darin enthaltenen Regelungen kritisch geprüft würden.“ (Balsiger 2005, S.137) Das eigentliche Problem ist nicht die Kooperation, sondern die fehlende disziplinäre Basis, welche das Grundkonzept disziplinübergreifender Zusammenarbeit darstellt.

Information ist, besonders im informationswissenschaftlichen Verständnis, von gesellschaftlicher Bedeutung. Eine disziplinäre Abschottung wäre demnach ebenso verfehlt, wie die aktuelle disziplinäre Undefinierbarkeit. Eine umfassende Bearbeitung dieses Gegenstandes erfordert eine Zusammenarbeit unterschiedlichster Disziplinen und darüber hinaus den Einbezug der Öffentlichkeit. Dabei darf nicht vergessen werden, dass es „[...] keine interdisziplinäre Kompetenz [gibt], die disziplinäre Kompetenz ersetzen könnte: interdisziplinäre Kompetenz setzt disziplinäre Kompetenz voraus.“ (Mittelstraß 1987, S. 154) Demzufolge ist, um in einer übergreifenden Kooperation einen Mehrwert leisten zu können, anstatt lediglich andere Konzepte „einzuleiben“, eine disziplinäre Fokussierung notwendig. Denn „[n]ichts wäre schlimmer als ein sich beschränktes Abkapseln, nur übertroffen durch einen hypertrophen Anspruch auf universelle Zuständigkeit auf Information.“ (Kuhlen 2013, S. 19)

Literatur

Almeida, Mauricio Barcellos; Souza, Renato Rocha; Porto, Renata Baracho (2015): Looking for the identity of Information Science in the age of big data, computing clouds and social networks. In: Pehar, Franjo; Schlägl, Christian; Wolff, Christian (Hg.): Re:inventing Information Science in the Networked Society. Proceedings of the 14th International Symposium on Information Science (ISI 2015); Zadar, Croatia, 19.–21. May 2015. 1. Aufl. Glückstadt: Hülsbusch (Schriften zur Informationswissenschaft, 66), S. 55–65.

Arafat, Sachi; Buckland, Michael; Feinberg, Melanie; Ibekwe-SanJuan, Fidelia; Shaw, Ryan; Warner, Julian (2014): Pluri, multi-, trans- meta- and interdisciplinary nature of LIS. Does it really matter? In: *Proc. Am. Soc. Info. Sci. Tech.* 51 (1), S. 1–5.

Bawden, David; Robinson, Lyn (2012): Introduction to Information Science. s.l.: Facet Publishing (Foundations of the Information Sciences).

Balsiger, Philipp W. (2005): Transdisziplinarität. Systematisch-vergleichende Untersuchung disziplinenübergreifender Wissenschaftspraxis. München: Fink (Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung).

Bates, Marcia J. (2006): An Introduction to Metatheories, Theories, and Models. In: Fisher, Karen E. (Hg.): Theories of information behavior. 2. print. Medford, NJ: Information Today (ASIST monograph series), S. 1–24.

Bates, Marcia J. (2007): Defining the information disciplines in encyclopedia development. In: *Information Research* 12 (4), S. 1–13.

Bogner, Alexander; Kastenhofer, Karen; Torgersen, Helge (Hg.) (2010): Inter- und Transdisziplinarität im Wandel?: Nomos.

Borko, H. (1968): Information science. What is it? In: *Amer. Doc.* 19 (1), S. 3–5.

Buckland, Michael (2012): What kind of science can information science be? In: *J. Am. Soc. Inf. Sci.* 63 (1), S. 1–7.

Burghardt, Manuel; Wolff, Christian; Womser-Hacker, Christa (2015): Informationswissenschaft und Digital Humanities. In: *Information - Wissenschaft & Praxis* 66 (5-6). S. 285.

Capurro, Rafael (2001): Einführung in die Informationswissenschaft. Online verfügbar unter <http://www.capurro.de/iwinhalt.html>, zuletzt geprüft am 03.12.2016.

Engerer, Volkmar (2012): Informationswissenschaft und Linguistik. Kurze Geschichte eines fruchtbaren interdisziplinären Verhältnisses in drei Akten. In: *Sprache und Datenverarbeitung - International Journal for Language Data Processing* 36 (2), S. 71–91.

Fuller, Steve; Hjørland, Birger; Ibekwe-SanJuan, Fidelia; Ma, Lai; Mai, Jens Erik; Tennis, Joseph; Warner, Julian (2013): Uncovering epistemological assumptions underlying research in information studies. In: *Proc. Am. Soc. Info. Sci. Tech.* 50 (1), S. 1–4.

Guntau, Martin (1987): Der Herausbildungsprozeß moderner wissenschaftlicher Disziplinen und ihre stadiale Entwicklung in der Geschichte. In: *Ber. Wissenschaftsgesch.* 10 (1), S. 1–13.

Heckhausen, Heinz (1987): »Interdisziplinäre Forschung« zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Interdisziplinarität. Praxis, Herausforderung, Ideologie. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 671), S. 129–145.

Hjørland, Birger (2014): Information Science and Its Core Concepts: Levels of Disagreement. In: Ibekwe-SanJuan, Fidelia; Dousa, Thomas M. (Hg.): Theories of Information, Communication and Knowledge, Bd. 34. Dordrecht: Springer Netherlands (Studies in history and philosophy of science), S. 205–235.

Hobohm, Hans-Christoph (2015): Transdisziplinäre Aspekte der Informationswissenschaften als Kernaufgaben der Informationsberufe. Bern: Universität Bern (Schriftenreihe des Master of Advanced Studies in Archival, Library and Information Science).

Kaden, Ben; Schuldt, Karsten (2012): Welcher Art Wissenschaft soll die (Bibliotheks- und) Informationswissenschaft sein? Ein Workshop-Bericht. In: *LIBREAS. Library Ideas* (21), S. 92–99. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100205019>, zuletzt geprüft am 03.12.2016.

Kaden, Ben; Kindling, Maxi; Pampel, Heinz (2012): Stand der Informationswissenschaft 2011. In: *LIBREAS. Library Ideas* (20).

Kuhlen, Rainer (2013): Information – Informationswissenschaft. In: Kuhlen, Rainer; Semar, Wolfgang; Strauch, Dietmar (Hg.): Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation. Berlin, Boston: DE GRUYTER SAUR, S. 1–24.

Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., rev. u. um d. Postskriptum von 1969 erg. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 25).

Kunz, Werner; Rittel, Horst (1972): Die Informationswissenschaften. Ihre Ansätze, Probleme, Methoden und ihr Ausbau in der Bundesrepublik Deutschland. München: Oldenbourg.

Lewandowski, Dirk; Haustein, Stefanie (2015): What Does the German-language Information Science Community Cite? An Analysis of the German Information Science Handbook „Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation“. In: Pehar, Franjo; Schlägl, Christian; Wolff, Christian (Hg.): Re:inventing Information Science in the Networked Society. Proceedings of the 14th International Symposium on Information Science (ISI 2015); Zadar, Croatia, 19.–21. May 2015. 1. Aufl. Glückstadt: Hülsbusch (Schriften zur Informationswissenschaft, 66), S. 93–104.

Mittelstraß, Jürgen (1987): Die Stunde der Interdisziplinarität. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Interdisziplinarität. Praxis, Herausforderung, Ideologie. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 671), S. 152–158.

Mittelstraß, Jürgen (1997): Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch-Wissenschaft, 796).

Mittelstraß, Jürgen (2003): Transdisziplinarität - wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit: UVK Univ.-Verl. Konstanz.

Mittelstraß, Jürgen (2007): Methodische Transdisziplinarität. Mit der Anmerkung eines Naturwissenschaftlers (Lifis Online : Die Internetzeitschrift des Leibniz-Instituts für interdisziplinäre

Studien e.V.). Online verfügbar unter http://www.leibniz-institut.de/archiv/mittelstrass_05_11_07.pdf, zuletzt geprüft am 03.12.2016.

Mittelstraß, Jürgen (2012): Transdisziplinarität, oder: von der schwache zur starken Interdisziplinarität. In: Stock, Günter (Hg.): Zwischen den Wissenschaften. Über Inter-, Multi- und Transdisziplinarität. Berlin: Akad.-Verl. (Gegenworte, 28.2012), S. 11–13.

Porschen, Stephanie (2008): Austausch impliziten Erfahrungswissens. Neue Perspektiven für das Wissensmanagement. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.

Robinson, Lyn; Karamuftuoglu, Murat (2010): The nature of information science. changing models. In: *Information Research* 15 (4).

Ryser, Vera (2016): Transdisziplinarität. Eine Bestandsaufnahme des Forschungsdiskurses. Online verfügbar unter <http://blog.zhdk.ch/trans/interdisziplinaritaet/>, zuletzt geprüft am 03.12.2016.

Stichweh, Rudolf (1994): Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1146).

Stichweh, Rudolf (2013): Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Neuaufl. Bielefeld: Transcript-Verl. (Science Studies).

Stichweh, Rudolf (2014): Die Unhintergehrbarkeit von Interdisziplinarität. Strukturen des Wissenschaftssystems der Moderne. In: Engler, Balz (Hg.): Disziplin. 28. Kolloquium (2013) der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Fribourg: Academic Press Fribourg, S. 5–14.

Stock, Mechtild; Stock, Wolfgang G. (2012): Was ist Informationswissenschaft? In: Petrovic, Otto (Hg.): Informationswissenschaft. Begegnungen mit Wolf Rauch. Wien: Böhlau, S. 389–407.

Treude, Linda (2011): Information, Wissen, Kompetenz. Ein Interview mit Rafael Capurro zu aktuellen und grundsätzlichen Fragen der Informationswissenschaft. In: *Information. Wissenschaft und Praxis* 62 (1), S. 37–42.

Wille, Christian (Hg.) (2014): Räume und Identitäten in Grenzregionen. Politiken - Medien - Subjekte. Bielefeld: Transcript-Verl. (Kultur und soziale Praxis)

Womser-Hacker, Christa (2010): Was ist Informationswissenschaft? Die Hildesheimer Antwort auf aktuelle Herausforderungen der globalisierten Informationsgesellschaft. In: *Information - Wissenschaft & Praxis* 61 (6/7).

Zentrum für Informationsmodellierung - Austrian Centre for Digital Humanities (2015): Von Daten zu Erkenntnissen. Digitale Geisteswissenschaften als Mittler zwischen Information und Interpretation. DHd-Tagung 2015. Graz, 23.-27.02.2015.

Sandra Balck hat Informationswissenschaften an der Fachhochschule Potsdam studiert und ist aktuell, nach einem kurzen Ausflug in die Zürcher Kunstwelt, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität.

Eine Kritik der Kritik des Open Access. Zu den Debatten über das Zweitveröffentlichungsrecht und über die Wertigkeit von Print- vs. Digitalpublikationen in den Geisteswissenschaften

Thomas Ernst

Zur Sache des Buches, Der Preis des Buches und sein Wert, Warum Bücher?, Die Befreiung von den Büchern, Bücherdämmerung und Weiße Magie. Die Epoche des Papiers – gedruckte Bücher über gedruckte Bücher haben derzeit Hochkonjunktur.¹ Das aktuelle Nachdenken über den Wert gedruckter Bücher ist eine Reaktion auf den digitalen Wandel, der neue Möglichkeiten des digitalen Veröffentlichens mit sich bringt. Diese Möglichkeiten verändern die gewachsenen Informationssysteme nachhaltig. Schon in der „Gutenberg-Galaxis“ haben sich verschiedene Öffentlichkeiten mit eigenen Regelsystemen und unterschiedlichen Produktions-, Distributions- und Rezeptionsverfahren ausgeprägt. Die jeweiligen gesellschaftlichen Teilsysteme – wie der Literaturbetrieb, der Journalismus und die Wissenschaft – erkennen im digitalen Medienwandel verschiedene Potenziale und Probleme.

Dieser Beitrag fokussiert die Frage, wie die Geisteswissenschaften sich zu den Potenzialen der neuen digitalen Veröffentlichungen positionieren. Er geht dieser Frage nach, indem er konträre Diskurspositionen sowohl allgemein zum Wert gedruckter versus digitaler Publikationen als auch konkret zur Frage des Open Access nachzeichnet. In einem zweiten Schritt reflektiert er vor diesem Hintergrund das seit Anfang 2014 geltende Zweitveröffentlichungsrecht. Als zentrales diskursives Ereignis gilt der *Heidelberger Appell*,² der sich 2009 gegen eine stärkere Verpflichtung von WissenschaftlerInnen auf Open Access-Veröffentlichungen richtete und von über 2.500 SchriftstellerInnen und GeisteswissenschaftlerInnen unterzeichnet wurde. Neben der Beschreibung der konträren Diskurspositionen fragt ein kleines empirisches Kapitel danach, wie heute ganz praktisch zwischen WissenschaftlerInnen und Verlagen Fragen des Open Access und des Zweitveröffentlichungsrechts verhandelt werden, denn in den eher grundsätzlich geführten öffentlichen Debatten geht oft unter, welche konkreten Erfahrungen WissenschaftlerInnen mit Verlagen machen.

¹Vgl. Michael Hagner: Zur Sache des Buches. Göttingen: Wallstein 2015; Roland Reuß: FORS. Der Preis des Buches und sein Wert. Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld 2013; Michael Schikowski: Warum Bücher? Buchkultur in Zeiten der Digitalkultur. Frankfurt am Main: Bramann 2013; Günter Karl Bose: Das Ende einer Last. Die Befreiung von den Büchern. Göttingen: Wallstein 2013; Detlef Bluhm (Hg.): Bücherdämmerung. Über die Zukunft der Buchkultur. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2014; Lothar Müller: Weiße Magie. Die Epoche des Papiers. München: Hanser 2012.

²Institut für Textkritik: Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte, online seit dem 22.3.2009 unter <http://www.textkritik.de/urheberrecht/index.htm> [Stand: 11.11.2016].

Digitale wissenschaftliche Erkenntnisprozesse: Von Appellen für Open Science zu einer Standardisierung der offenen Veröffentlichungspraxis

Einen guten Eindruck, wie stark die Digitalisierung der geistigen Arbeit die Wissenschaftskommunikation in den letzten Dekaden verändert hat, gibt ein kleines Video aus dem Arbeitsalltag von Max Horkheimer.³ Es trägt den Titel *Prof Horkheimer going through his mail* und zeigt ihn in seinem Büro mit seiner Sekretärin. An den Wänden stehen Bücherregale, auf dem Tisch liegen zahlreiche Papierstapel. Vor der Sekretärin steht eine Schreibmaschine. Zunächst berichtet Horkheimer erfreut, dass er das geplante Telefonat aus Frankfurt erhalten habe, „und sogar noch das mit Nürnberg ist auch gekommen, jawohl“,⁴ um dann eine Mappe mit Briefentwürfen durchzugehen und der Sekretärin einen Brief zu diktieren, den diese stenografisch notiert. Sie wird ihn später mit der Schreibmaschine auf ein anderes Papier übertragen.

In Abgrenzung von diesen Praxen ermöglicht die elektronische und codierte Produktion, Distribution und Rezeption von Informationen eine weitaus höhere Intensität, Schnelligkeit und Stabilität der – somit: digitalen – Wissenschaftskommunikation. Elektronische Briefe (sog. „E-Mails“), mobilisierte und visualisierte Telefonate (mit Smartphones oder Diensten wie Skype) oder Kurznachrichten (SMS, Twitter) verdichten und beschleunigen die geisteswissenschaftliche Alltagskommunikation in bisher ungekannter Weise. Doch nicht nur die Kommunikation selbst verändert sich, auch die Formate und Distributionsformen des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, also die mediale Form von Monographien und Aufsätzen.

Eine nachhaltige Erkenntnisproduktion basiert in geisteswissenschaftlichen Veröffentlichungen auf einer klaren Fragestellung, einer Ausgangshypothese, einem gut ausgewählten exemplarischen Analysegegenstand, einer angemessen ausgewählten und angewandten Methode und einem möglichst klaren und differenzierten Ergebnis. Der wissenschaftliche Progress innerhalb einer Disziplin oder einer Arbeitseinheit wird dann gefördert, wenn diese Elemente der Erkenntnisproduktion offen zugängig und nachprüfbar sind, um entweder kritisiert und modifiziert oder verifiziert und weiter distribuiert zu werden. In einem skeptischen Essay zur digitalen Wissenschaftssprache bemisst Valentin Groebner folglich Wissenschaftlichkeit an der Möglichkeit, „dass ältere Informationen wieder auffindbar gespeichert werden, um mit neuen Daten kontrolliert und ergänzt werden zu können. In der Praxis bedeutet das den Umgang mit ziemlich großen Mengen an Information, mit denen der jeweils neue (oder angeblich neue) Fund abgeglichen und eingeordnet werden kann.“ Die Wissenschaft verfüge somit über eine spezifische „Geschichte der Informationsbewirtschaftung“,⁵ deren schon immer zentrales Problem, welche Informationen wie und wem zur Verfügung stehen, sich durch die Möglichkeiten der Digitalisierung von Informationen nur anders darstellt.

Seit etwa 2001 haben sich verschiedene Konzeptionen einer *Open Science* und einer *Open Scholarship* entwickelt, die in unterschiedlicher Weise den Zugriff auf wissenschaftliche Informationen und die Partizipation an wissenschaftlichen Erkenntnisprozessen vereinfachen möchten, um die Potenziale der Digitalisierung für eine bessere wissenschaftliche Praxis zu nutzen. Eine zentrale

³ „jackogreene“: Prof Horkheimer going through his mail (german language), seit dem 4.2.2009 online unter <https://www.youtube.com/watch?v=NsLWJP3ZpTc> [Stand: 11.11.2016], vgl. vor allem 00:00–01:37.

⁴Ebd., 00:18–00:22.

⁵Valentin Groebner: Wissenschaftssprache digital. Die Zukunft von gestern: Konstanz: Konstanz UP 2014, S. 70.

Rolle spielt dabei der *Open Access*, also der freie Zugang zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Informationen. Im Anschluss an die *Budapest Open Access Initiative* (2002)⁶ forderten in der *Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen* (2003) beziehungsweise in der *Göttinger Erklärung zum Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft* (2004) einige der wichtigsten deutschen Forschungsorganisationen (unter anderem Wissenschaftsrat, Hochschulrektorenkonferenz, DFG, Max-Planck-Gesellschaft) und neue Initiativgruppen einen solchen freien Zugriff auf wissenschaftliche Informationen. In der *Göttinger Erklärung* heißt es entsprechend offensiv und allgemein: „In einer digitalisierten und vernetzten Informationsgesellschaft muss der Zugang zur weltweiten Information für jedermann zu jeder Zeit von jedem Ort für Zwecke der Bildung und Wissenschaft sichergestellt werden!“⁷

Seit diesen frühen und allgemein gehaltenen Manifesten haben sich in den Geisteswissenschaften unterschiedliche Verfahren des digitalen Veröffentlichens etabliert. Die offiziellen Verlautbarungen zu Fragen einer Open Science, der Open Scholarship und des Open Access lesen sich heute, zumindest im Bereich der Digital Humanities, weniger als politisches Postulat denn als obligatorisches Fundament einer bereits bestehenden wissenschaftlichen Praxis. Das *Working Paper der Arbeitsgruppe Digitales Publizieren im Verband Digital Humanities im deutschsprachigen Raum* sieht 2016, dem Verbandsziel gemäß,⁸ das „Open-Access-Publizieren“ als Standardfall. Es gibt zudem den Forschenden Empfehlungen zu den verschiedenen Open-Access-Strategien (goldener/grüner Weg), Finanzierungs- bzw. Geschäftsmodellen (Author-Pays-Modell, Publikationsfonds, Hybrid-Open-Access, Freemium-Modell) und zu rechtlichen Rahmenbedingungen und Lizenziertechniken (Open-Content-Lizenzen, Creative Commons).⁹ Schließlich fordert es im Sinne einer besseren wissenschaftlichen Praxis, dass auch die „Forschungsdaten (Open Research Data), Zusatzmaterialien (Open Extra Material), Softwareanwendungen (Open Source) sowie [...] in der Lehre eingesetzte Bildungsressourcen (Open Educational Resources)“¹⁰ offen verfügbar sein sollten.

The Vienna Principles der Arbeitsgruppe Open Access and Scholarly Communication des Open Access Network Austria kritisieren ebenfalls 2016 zunächst eine traditionelle Form der Wissenschaftskommunikation, die durch „[r]estricted access and collaboration“, „[i]nefficient processes“, „[l]ack of reproducibility and transparency“, „[t]echnical and legal barriers“ und verschiedene „[i]ncentives in need of improvement“ (zersplitterte Veröffentlichungspraxen, Begutachtungsverfahren) gekennzeichnet sei.¹¹ Im Gegensatz dazu stellt die Arbeitsgruppe zwölf Prinzipien

⁶ Budapest Open Access Initiative (14.2.2002), online unter <http://www.budapestopenaccessinitiative.org/read> [Stand: 11.11.2016].

⁷ Aktionsbündnis „Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft“: Göttinger Erklärung zum Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft vom 5. Juli 2004, S. 1, online unter <http://www.urheberrechtsbuendnis.de/GE-Urheberrecht-BuW-Mitgl.pdf> [Stand: 11.11.2016]. Vgl. auch die Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen, online unter https://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erclaerung_dt_Version_07-2006.pdf [Stand: 11.11.2016].

⁸ Der Verband Digital Humanities im deutschsprachigen Raum formuliert als eine seiner fünf Zielsetzungen, „den freien Zugang und die freie Nutzung von Wissensbeständen und Verfahren (Open Access, Open Source) zu fördern.“ Vgl. Digital Humanities im deutschsprachigen Raum: DHd-Satzung, online unter <https://dig-hum.de/dhd-satzung> [Stand: 11.11.2016].

⁹ DHd-Arbeitsgruppe „Digitales Publizieren“: Workingpaper „Digitales Publizieren“, seit dem 1.3.2016 online unter <http://dhd-wp.hab.de/?q=ag-text#abschnitt5> [Stand: 11.11.2016]. Hinweis: Der Autor dieses Beitrags hat in der Arbeitsgruppe mitgearbeitet, war allerdings vor allem am allgemeinen Diskussionsprozess der Arbeitsgruppe sowie an der Formulierung Passage zur digitalen wissenschaftlichen Autorschaft (mit Anne Baillet) beteiligt.

¹⁰ Ebd. (Hervorh. bereinigt, T.E.).

¹¹ Open Access Network Austria: The Vienna Principles: A Vision for Scholarly Communication in the 21st Century,

auf, die neben den bekannten Größen wie „Accessibility“ oder „Reproducibility“ spezifische digitale Arbeitsweisen einfordern. Dazu zählt, „[to] foster collaboration and participation between researchers and their stakeholders“, „[to] embrace the possibilities of new technology“ und „[to] provide transparent and competent review“.¹²

Diese jüngeren Manifeste bzw. Empfehlungen gehen von etablierten digitalen Arbeitspraxen in den (Geistes-)Wissenschaften aus, deren Erkenntnisprozesse sich stärker kollaborativ, offen und prozessual vollziehen und die bereits auf Erfahrungen mit den juridischen, ökonomischen und institutionellen Voraussetzungen des Open Access basieren. Gegen diese verschiedenen Forderungen einer offenen geisteswissenschaftlichen Veröffentlichungspraxis, die sowohl mit dem Selbstverständnis vieler ForscherInnen als auch mit den traditionellen Geschäfts- und Arbeitsmodellen der Wissenschaftsverlage brechen, erhebt sich jedoch Widerstand.

Erkenntnisprozesse wie gedruckt: Das Buch als „magischer Körper“ und die Kritik des Open Access

Die Kritik an der zunehmenden politischen und institutionellen Förderung von Open-Access-Modellen kulminiert in den Geisteswissenschaften im *Heidelberger Appell* vom 22. März 2009, dessen Programm unter dem Titel *Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte* steht und der 2636 UnterzeichnerInnen findet, darunter AutorInnen wie Günter Grass und Herta Müller, VertreterInnen der wichtigsten deutschen Verlage und zahlreiche renommierte (Geistes-)WissenschaftlerInnen, unter ihnen unter anderem der Editionsphilologe und Appell-Initiator Roland Reuß sowie der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner, deren Beiträge zur Debatte im Folgenden genauer analysiert werden.

Der *Heidelberger Appell* verbindet zwei unterschiedliche Probleme, nämlich einerseits die auf internationalen Social-Media-Plattformen wie Google Books und Youtube begangenen Urheberrechtsverletzungen, die „in ungeahntem Umfang und ohne strafrechtliche Konsequenzen“¹³ stattfänden, und andererseits den nationalen Einsatz der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen für die Umsetzung von Open-Access-Strategien.¹⁴ Ohne den Begriff des Open Access zu nennen oder explizit auf die konkreten Inhalte der Schwerpunktinitiative „Digitale Information“ der Allianz-Partnerorganisationen¹⁵ zu verweisen, konstatieren die UnterzeichnerInnen, dass

online unter https://zenodo.org/record/55597/files/ViennaPrinciples_v1_2016.pdf, S. 4f. [Stand: 11.11.2016].

¹²Ebd., S. 6–10.

¹³Institut für Textkritik: Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte (Anm. 3).

¹⁴Ich habe mich an anderer Stelle bereits zum Heidelberger Appell positioniert, vgl. Thoms Ernst: Das Internet und die digitale Kopie als Chance und Problem für die Literatur und die Wissenschaft. Über die Verabschiedung des geistigen Eigentums, die Transformation der Buchkultur und zum Stand einer fehlgeleiteten Debatte. In: kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte diskurstheorie. Heft 57, Oktober 2009, S. 29–37; online verfügbar unter [http://www.thomasernst.net/ThomasErnst-InternetLiteratur\(kRR57\).pdf](http://www.thomasernst.net/ThomasErnst-InternetLiteratur(kRR57).pdf) [Stand: 11.11.2016].

¹⁵Vgl. Allianz der Wissenschaftsorganisationen: Schwerpunktinitiative „Digitale Information“ der Allianz-Partnerorganisationen, online seit dem 11.06.2008 unter <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/Allianz-digitale%20Info.pdf> [Stand: 11.11.2016]. Zur Allianz der Wissenschaftsorganisationen zählen: Alexander von Humboldt-Stiftung, Deutscher Akademischer Austauschdienst, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren, Hochschulrektorenkonferenz, Leibniz-Gemeinschaft, Max-Planck-Gesellschaft und der Wissenschaftsrat.

die internationalen „Raubkopien“ und die nationalen Open-Access-Initiativen schwere Eingriffe in die Freiheit der Wissenschaft und die Selbstbestimmung der UrheberInnen vornähmen: „Jeder Zwang, jede Nötigung zur Publikation in einer bestimmten Form ist ebenso inakzeptabel wie die politische Toleranz gegenüber Raubkopien, wie sie Google derzeit massenhaft herstellt.“¹⁶

Zwar veröffentlicht die Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen schon drei Tage später eine gemeinsame Erklärung und beharrt darauf, dass Open Access „[k]ein Eingriff in die Publikationsfreiheit“ sei.¹⁷ Dennoch ist der *Heidelberger Appell* als diskursives Ereignis ein wichtiger Referenzpunkt für die weiteren Debatten.¹⁸ Daher werden wir uns erstens näher ansehen, welche buch- und medientheoretischen Annahmen hinter diesem Appell stehen, sowie zweitens, welche differenzierteren Argumente gegen Open Access die zentralen Vertreter des *Heidelberger Appells* an anderer Stelle vorbringen. Dazu sollen mit dem Aufsatz *Autorverantwortung und Text* (2009) sowie den Büchern *Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch* (2012) sowie *FORS. Der Preis des Buches und sein Wert* (2013) zentrale Schriften von Roland Reuß, dem Initiator des *Heidelberger Appells*, kurзорisch betrachtet werden, in denen er sein Engagement gegen digitale Veröffentlichungen und Open Access begründet. Daneben rückt die Monographie *Zur Sache des Buches* (2015) von Michael Hagner in den Blick, in der Hagner, ein Unterzeichner des *Heidelberger Appells*, sich mit der Eignung sowohl gedruckter als auch digitaler Medien für wissenschaftliche Erkenntnisprozesse beschäftigt und sich intensiv und kritisch mit Open Access auseinandersetzt.

Hagner wiederum bezieht sich positiv auf Lothar Müllers *Weisse Magie. Die Epoche des Papiers* (2012) und Müller, Hagner und Reuß teilen eine besondere Präferenz für das gedruckte und wohlgestaltete Buch, das sie als ein ganz besonderes Medium der Erkenntnis bewerten. Müllers Ausführungen über die Geschichte des Papiers, die schließlich im gedruckten Buch gipfelt, stehen in einem deutlichen Kontrast zur Ausrufung einer digitalen Gesellschaft. Selbst digitale Textverarbeitungsprogramme, konstatiert Müller, griffen noch immer auf papiere Symbole zurück: „So raschelt es im elektronischen Papierkorb, wenn wir eine Datei löschen, und Schreibensymbole bieten das Ausschneiden markierten Textes an.“ Solche Beispiele überhöht Müller zur starken These, dass trotz aller digitalen Mediennutzung die „Digitale Gesellschaft“ noch nicht existiere: „Wir leben, bis auf weiteres, immer noch in der Epoche des Papiers.“¹⁹ In dieser Epoche des Papiers schwinde nicht die gesellschaftliche Bedeutung des Buches, vielmehr werde die Relevanz des einzelnen Druckwerks in einer zunehmend digitalen Medienumgebung gesteigert. Gedruckte Bücher, so Müller, seien zwar keine wirklichen Unikate, da sie Reproduktionen einer Vorlage seien, aber „es könnte sein, daß [dem gedruckten] im Kontrast zum elektronischen Buch die Aura zuwächst, das Originalformat zu sein.“²⁰ Dieses an Walter Benjamin angelehnte und historisch-technisch inverse Argument greift wiederum Hagner auf, indem er – ebenfalls

¹⁶Ebd.

¹⁷Vgl. Allianz der Wissenschaftsorganisationen: Gemeinsame Erklärung der Wissenschaftsorganisationen. Open Access und Urheberrecht: Kein Eingriff in die Publikationsfreiheit, online seit dem 25.03.2009 unter http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/allianz_erklaerung_25-03-09.pdf [Stand: 11.11.2016].

¹⁸Diese Debatte wurde 2009 bereits in Heft 15 von LIBREAS geführt, vgl. dazu die folgenden Beiträge: - Uwe Jochum: Der Souverän: In: LIBREAS. Library Ideas, Heft 15 (2009), <http://libreas.eu/ausgabe15/texte/006.htm>. - Joachim Eberhardt: Wiederholung erzeugt keine Wahrheit. Jochum schreibt immer noch gegen Open Access. In: LIBREAS. Library Ideas, Heft 15 (2009), <http://libreas.eu/ausgabe15/texte/007.htm>. - Joachim Losehand: Moskenstraumen. In: LIBREAS. Library Ideas, Heft 15 (2009), <http://libreas.eu/ausgabe15/texte/008.htm>) [alle Texte: Stand: 11.11.2016].

¹⁹Müller, Weisse Magie (Anm. 2), S. 352.

²⁰Ebd., S. 351.

in Abgrenzung von digitalen Texten – die „physiognomische Individualität“, „Stabilität“ und „rechte Anordnung“ von Büchern preist, die „für sich selbst [existieren], weil sie nicht von einer Sekunde auf die andere gelöscht oder manipuliert werden können, und das macht ihre Eigentümlichkeit aus.“²¹ Hagner überträgt hier den Begriff der Eigentümlichkeit, der um 1800 dem genialischen Dichten zugeschrieben und somit der Legitimation des geistigen Eigentums Pate stand,²² auf das Buch selbst: Das Buch materialisiert heute, was einst der Gedanke des Autors war, und bewahrt somit die Möglichkeit einer schöpferischen Subjektivität.

Bei Roland Reuß erhält das Lob des Buches eine religiöse wie auch widerständige Dimension, die an zwei Beispielen verdeutlicht werden kann. Erstens nutzt Reuß in *Ende der Hypnose* ein längeres Zitat des protestantischen Theologen Dietrich Bonhoeffer, der für seinen Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet wurde. Bonhoeffer empfiehlt darin den Weg zur Besinnung durch die Rückwendung zum Buch.²³ Zweitens rahmt Reuß sein Buch *FORS. Der Preis des Buches und sein Wert*, indem er zwei vorbildliche Buchhandlungen beschreibt, zunächst die Buchhandlung Rieck aus Aulendorf (und am Ende des Buchs eine aus Hamburg). Reuß nähert sich der Buchhandlung Rieck über Zitate von otl aicher an, der sich an die Buchhandlung Rieck als einen Ort des Widerstands im Nationalsozialismus erinnert, denn „[...] schon ein, zwei bücher können das holz sein, auf dem man im meer überlebt.“²⁴ Reuß recherchiert über die Buchhandlung Rieck und zitiert eine Quelle, „daß sie nach wie vor eine der wichtigsten theologischen Buchhandlungen in der Welt sei“, abschließend bewertet er die Buchhandlung Rieck als eine „kleine Provinzbuchhandlung“, die allerdings „als dezentraler Ort des Widerstands“ gelten könne.²⁵

Während der Buchhändler Rieck in Jörg Schröders Darstellung schon 1972 rückblickend als zwar sympathischer, aber vor allem weltfremder und esoterischer Buchhändler gilt,²⁶ stellt Reuß seinen Kampf für das Medium Buch mit Bonhoeffer und der Buchhandlung Rieck in eine Linie des religiös fundierten Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Reuß' hyperbolische Rhetorik, die er auch in seinen zahlreichen feuilletonistischen Beiträgen zur Open-Access-Debatte nutzt,²⁷ könnte man – angesichts seines scharfen Plädoyers für das Erkenntnisprimat von Druck-

²¹Hagner, Zur Sache des Buches (Anm. 2), S. 242, 244.

²²Vgl. Wolfgang Fleischhauer: Eigentümlichkeit. Ein Beitrag zur Wortgeschichte. In: Gerald Gillespie/Edgar Lohner (Hg.): Herkommen und Erneuerung. Essays für Oskar Seidlin. Tübingen: Niemeyer 1976, S. 56-63, vor allem S. 60f.

²³Vgl. Roland Reuß, Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch. Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld 2013 (OA 2012), 3. Aufl., S. 81-83.

²⁴Reuß, FORS (Anm. 2), S. 10.

²⁵Ebd., S. 11.

²⁶Bei Schröder heißt es u.a.: „Riecks Vorstellung war wohl die: Ich hole mir einen guten Mann, der wird schon gute Sachen machen. Es sollten aber gute Sachen sein, die exakt sein altes System und dessen Inhalte immer weiter dröselten. Das ging nicht. Und sehr langsam, in Wochen, dämmerte es mir auf: Rieck wollte überhaupt keinen Mann, der irgend etwas Neues machte: er wollte einen Klosterbruder haben, einen Menschen, den er in die Einsamkeit seines von ihm erbauten Ersatzklosters holen und ihn dabeihalten konnte. Und er, Josef Rieck, wollte der Abt sein.“ Jörg Schröder erzählt Ernst Herhaus: Siegfried. Erftstadt: area 2004 (OA 1972), S. 93; siehe auch S. 88-98.

²⁷Um nur ein weiteres Beispiel zu nennen: In einem polemischen Debattenbeitrag für die FAZ bewertet Reuß ein Interview, das Bildungsministerin Johanna Wanka der Zeitung *Die Welt* gab, als „ein schwer goutierbares Ragout aus krud neoliberalen Vorstellungen von Wissenschaftsmärkten („Monitoring“ darf, natürlich, nicht fehlen), virtueller DDR 5.0 (mit Enteignung der geistigen Produktion) und Staatsautoritarismus wilhelminischer Anmutung.“ Roland Reuß: Staatsautoritarismus, groß geschrieben. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.9.2016, S. N4. Vgl. zu Reuß' Argumentationen und Rhetorik auch seine weiteren Debattenbeiträge, u.a.: - Roland Reuß: Open Access. Eine heimliche technokratische Machtergreifung. In: FAZ, 5.5.2009, online unter <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/open-access-eine-heimliche-technokratische-machtergreifung-1775488.html> [Stand: 11.11.2016]; - Roland Reuß: Autoren- und Urheberrechte. Eine Kriegserklärung an das Buch. In: FAZ,

erzeugnissen – auch als performativen Selbstwiderspruch bewerten. Reuß' Vergleiche legen also nahe, dass die digitalen Kräfte, die das Medium Buch relativieren, eine faschistische, barbarische Gefahr seien, gegen die nur die religiöse Kraft des Mediums Buch als Antidot wirke, schließlich sei das Buch ein „magischer Quader innerer Sammlung und nicht einfach ein gleichgültiger, vorübergehender Intermediär eines Transfers.“²⁸ Diese „magische“ Qualität des Buches sei gebunden an seine materielle Einmaligkeit, seine ausgewählte Typographie und seinen gestalteten Umschlag: „Das Buch bildet *seinen eigenen Kontext* aus, und je mehr Parameter der äußeren Gestalt bei seiner Herstellung reflektiert wurden, desto adäquater ist in und an ihm *sein* individueller Inhalt präsent und wahrnehmbar.“²⁹

Im Gegensatz zu dieser reflektierten und stabilen Gestaltung eines Buches erscheinen für Reuß die digitalen Texte des Computers und vor allem des Internets als instabil, kontextlos und profan: Während das Buch „eine scharf umrissene Grenze gegenüber ‚außen‘“ ziehe, seien die Online-Leser „immer schon mittendrin in der Welt der Geschäfte, der ‚Kommunikation‘, der Versteigerungen, der ‚Freundeskreise‘, der Nachrichtenkanäle, der Musik- und Video-Plattformen“.³⁰ Die mediale „Natur“ digitaler Medien und vor allem des Internets verunmögliche folglich Muße und Reflexion, daher setze „geistige Erfahrung“ voraus, „daß der Stecker gezogen, die Verstrickung ins ‚Netz‘ gelöst wird und man für die notwendige Phase des Atemholens sich aus der Reiz-/Reaktionskette der Vernetzten befreit [...].“³¹

In etwas anderer Weise hierarchisiert Michael Hagner den Nutzen digitaler versus gedruckter Veröffentlichungen für die Geisteswissenschaften. Zunächst erklärt er – in Abgrenzung von den Naturwissenschaften mit ihren Experimenten, Tabellen und Statistiken – die Geisteswissenschaften pauschal zu rein sprachbasierten Wissenschaften (wodurch beispielsweise die Digital Humanities und ihre quantitativen Methoden ausgegrenzt werden). In einem Rückgriff auf Walter Benjamin erklärt er dann die Sprache zum „Skelett des Gedankens“, der sich letztlich nur im Buch angemessen formulieren ließe, da nur das Buch Schrift, Stil und Gedanken adäquat verschränke. Es sei daher nicht erstrebenswert, „für das Netz zu schreiben“, sondern „[e]s geht darum, das Netz zu nutzen, um bessere Texte für das Papier zu schreiben.“³²

Die zentralen Gegner des Open Access wie Michael Hagner und Roland Reuß wollen also viel mehr als nur eine Kritik einer Open Science und der Open Scholarship. Sie kämpfen schon seit knapp zwei Dekaden³³ für das medientheoretische Apriori, dass das Buch mehr als ein Über-

13.10.2015, online unter

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/roland-reuss-ueber-autoren-und-urheberrechte-13852733.html> [Stand:

11.11.2016]; - Roland Reuß: Open Access. Der Geist gehört dem Staat. In: FAZ, 30.12.2015, online unter

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/baden-wuerttemberg-entrichtet-seine-wissenschaftlichen-autoren-13988149.html> [Stand: 11.11.2016]; - Roland Reuß: Reform des Urheberrechts. Was freie Autoren brauchen. In: FAZ,

13.4.2016, online unter

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/urheberrecht-freiheit-fuer-die-wissenschaft-14173320.html> [Stand: 11.11.2016].

Vgl. u.a. Hagner, Zur Sache des Buches (Anm. 2), S. 92.

²⁸Reuß, Ende der Hypnose (Anm. 23), S. 104f.

²⁹Ebd., S. 88.

³⁰Ebd., S. 84.

³¹Ebd., S. 96.

³²Hagner, Zur Sache des Buches (Anm. 2), S. 247.

³³Richard Kämmerlings verweist schon 1998 in einem Konferenzbericht darauf, dass Roland Reuß auf „die praktischen Probleme einer Online-Edition“ hingewiesen habe und auf das grundsätzliche Problem, dass die „im Netz verwendeten Sprachen [...] keine ‚standgenaue Übertragung‘ von Dokumenten [ermöglichen], da je nach Einstellung des Browsers Texte unterschiedlich dargestellt werden. Als Medium für wissenschaftliche Editionen sei

tragungsmedium sei, und zwar ein „Denkkörper“ (Hagner) beziehungsweise ein „magischer Gegenstand“ (Reuß), während die Online-Medien die Konzentration und Reflexion eher störten denn beförderten. Eine solche scharfe Differenzierung von „sakralem Buch“ einerseits und „profanen Digitalmedien“ andererseits wird in den neueren Arbeiten der Buchwissenschaft auf nüchterne Weise eingeebnet. Svenja Hagenhoff beschreibt beide Seiten neutral als „Lesemedien“ mit unterschiedlichen Eigenschaften, die jedoch in keine Hierarchie zu bringen seien. Vielmehr verweist Hagenhoff darauf, dass ein Lesemedium „nur ein Element in einem komplexen Kommunikationssystem ist“, zu dem auch „die Beschaffenheit technischer, organisatorischer und logistischer Infrastrukturen“ gehört, weshalb die Wertbestimmung eines Lesemediums für sich alleine „eher unnütz“ sei.³⁴

Die problematische Priorisierung und Sakralisierung des „magischen Erkenntnis-körpers Buch“ durch die Open-Access-Kritiker muss nun aber nicht heißen, dass deren Argumente nur vernachlässigbare Scheingefechte in einem Medienkrieg seien. Vielmehr kann es sich lohnen, die wichtigsten Argumente gegen Open Access zu betrachten, um auch die Verfahren des Open Access kritisch zu prüfen. Zwar beteiligt sich Roland Reuß regelmäßig mit Zeitungsartikeln in der FAZ und anderen Medien an dieser Debatte, seine Beiträge fallen in der Regel jedoch besonders polemisch aus, weshalb im Folgende die wichtigsten Argumenten von Michael Hagner gegen Open Access aufgeführt werden sollen.

Im *Heidelberger Appell* und auch von Hagner und Reuß wird vor allem argumentiert, dass die zunehmende Verpflichtung der Forscher auf Open-Access-Veröffentlichungen die grundgesetzlich geschützte Freiheit der Forschung beschränke, zu der auch die freie Wahl der Veröffentlichungsform gehört. Hagner verweist auf Beispiele aus dem anglo-amerikanischen Raum und der Schweiz, in denen WissenschaftlerInnen sanktioniert werden, wenn sie ihre Texte nicht offen verfügbar machen.³⁵ Eine solche staatliche Regulierung des Veröffentlichens habe es zuletzt in der höfischen Gesellschaft gegeben.³⁶ Vor allem stört Hagner, dass die erweiterten Veröffentlichungsmöglichkeiten ihren Reiz verlören, „wenn Politiker, Lehr- und Forschungsinstitutionen oder forschungsfördernde Organisationen Zwangsmaßnahmen ergreifen“.³⁷ Reuß gewichtet das Verhältnis der AutorInnen zu ihren Verlagen und dieses Betreuungsverhältnis als besonders wichtig für die Produktion und Rezeption eines Werks: „Jeder Versuch, auf dieses vertrauensvolle und schützenswerte Verhältnis zwischen Verlag und Autor von außen einen dirigistischen Einfluss zu nehmen, zeichnet deshalb auch immer Brutalität gegenüber dem Faktum der innigen Beziehung zwischen Urheber und Produkt einer geistigen Schöpfung aus.“³⁸ Im Online-Veröffentlichen wittert Reuß den „Tod der wissenschaftlichen Verlagsbranche“, aus dem wiederum der Tod „des pluralistischen Publizierens“³⁹ resultieren werde. Diesen Argumenten kann man jedoch entgegnen, dass noch vor wenigen Dekaden ein ähnlicher (Karriere-)Druck auf WissenschaftlerInnen lastete, auf jeden Fall ihre Texte von Wissenschaftsverlagen drucken und

das Buch unentbehrlich“. Vgl. Richard Kämmerlings: Lesesaal, Gedächtnisort, Datenraum. Der Standort der Bücher: Auf dem Weg zur hybriden Bibliothek. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.10.1998, Nr. 234, S. 46.

³⁴Svenja Hagenhoff: Buch/Buchsachgruppen. In: Jan Krone/Tassilo Pellegrini (Hg.): Handbuch Medienökonomie. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2016 , hier S. 7, 10. DOI: 10.1007/978-3-658-09632-8_30-1.

³⁵Vgl. u.a. Hagner, Zur Sache des Buches (Anm. 2), S. 92.

³⁶Ebd., S. 96.

³⁷Ebd.

³⁸Roland Reuß: Autorverantwortung und Text. In: Roland Reuß/Volker Rieble (Hg.): Autorherrschaft als Werkherrschaft in digitaler Zeit. Symposium Frankfurt 15. Juli 2009. Frankfurt am Main: Klostermann 2009, S. 9-20, hier S. 13.

³⁹Ebd., S. 14.

veröffentlichen zu lassen und dabei (teilweise hohe und eigenfinanzierte) Druckkostenzuschüsse zu bezahlen, und dass dieses Verfahren kaum als massiver Eingriff in die Forschungsfreiheit gewertet wurde. Zudem beanspruchen auch digitale Wissenschaftsveröffentlichungen Dienstleistungen von Verlagen (Lektorat, Satz, Werbung, Hosting), weshalb die Verlagsbranche nicht komplett verschwinden, ihre Funktionen sich allerdings modifizieren.

Relevanter erscheint Hagners Kritik an der Qualitätssicherungs- und Archivierungspraxis von Open-Access-Plattformen, denn tatsächlich wird es digital wesentlich einfacher, eine undifferenzierte Masse an wissenschaftlichen Veröffentlichungen verfügbar zu machen, weshalb Hagner prophezeite, „daß unzählige wissenschaftliche Artikel im Nirvana des Netzes nachhaltiger verschwinden als ihre auf Papier gedruckten Vorgänger in den Bibliotheksregalen.“⁴⁰ Auch die Qualität von Open-Access-Zeitschriften sei meist enttäuschend, weshalb renommierte WissenschaftlerInnen in solchen Zeitschriften nicht veröffentlichten.⁴¹ Schließlich ist Reuß natürlich zuzustimmen, dass AutorInnen „aus ethischen Gründen [...] etwas dagegen haben“ können, ihre Werke „auf einer durch Werbeeinnahmen finanzierten Plattform wiederzufinden (weil das schon an sich etwas Herabziehendes hat).“⁴² Reuß bezieht sich hier auf die Angebote von *GoogleBooks*, aber man kann genereller konstatieren, dass viele digitale Veröffentlichungen von WissenschaftlerInnen auf kommerziellen Plattformen veröffentlicht werden, die eine problematische Gestaltung nutzen, die Teil ihres jeweiligen Geschäftsmodells ist. Diese Postulat nach einer wissenschaftlichen Qualitätssicherung im Bereich der Open-Access-Plattformen und einer forschungs- und lesefreundlichen Webumgebung wird von den jüngeren Pro-Open-Access-Manifesten aufgenommen; zudem gilt es natürlich auch für gedruckte Veröffentlichungen.

Reuß beklagt zudem massiv, dass ökonomische Motive zur einer „Missachtung“ der Autorenrechte geführt hätten und Open Access der „verzweifelte Befreiungsschlag einer unterfinanzierten Bibliothekenszene“ sei. Hinter den Geschäftsmodellen des Open Access, so Reuß, verbürgen sich „Geschäftsmodelljodler“, die „ein unstillbar großes Interesse daran haben, mit der Arbeit anderer Geld zu verdienen.“⁴³ Tatsächlich ist es für eine gesellschaftlich und wissenschaftlich verantwortungsvolle Praxis des Open Access wichtig, dass die Veröffentlichungskosten fair und ausgeglichen bleiben. Dies ist momentan, insbesondere bei internationalen Verlagen mit großen Repositorien, nur unzureichend gewährleistet.

Schließlich ruft Hagner noch praktische Probleme von (offenen) digitalen wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf. Dazu zählt seine Invektive gegen Open Data, denn durch die Bereitstellung „von Big Data“ ergäben sich „gravierende ethische und rechtliche Probleme“.⁴⁴ Zudem widersprüchen sich international die rechtlichen Vorgaben für Open-Access-Publikationen und die Vertragsmodelle der Verlage, weshalb konkrete Veröffentlichungen zu absurd Widersprüchen führen könnten.⁴⁵ Schließlich verhielten sich die verschiedenen Gruppen, die am wissenschaftlichen Buchmarkt partizipieren, also WissenschaftlerInnen, Verlage und BibliothekarInnen, höchst widersprüchlich: „Eine kontinuierlich wachsende Mehrheit aller Wissenschaftler befürwortet OA, ist bei der Umsetzung allerdings eher träge. Nur eine kleine Gruppe von OA-Aktivisten unter den Wissenschaftlern dringt auf die zwangsweise Durchsetzung eines nicht-

⁴⁰Hagner, Zur Sache des Buches (Anm. 2), S. 72.

⁴¹Vgl. ebd., S. 101f., 104.

⁴²Reuß, Autorverantwortung und Text (Anm. 39), S. 15.

⁴³Ebd., S. 17f.

⁴⁴Ebd., S. 112.

⁴⁵Vgl. ebd., S. 86f.

kommerziellen akademischen Publikationssystems. Die Verlage vertreten den goldenen Weg und akzeptieren den grünen Weg nur so lange, wie er nicht zu Abbestellungen ihrer Zeitschriften führt. Bibliothekare dagegen favorisieren den grünen Weg beziehungsweise ein Mischmodell aus grün und golden, weil sie ihr neu definiertes Aufgabenspektrum [...] nur dann realisieren können, wenn das Modell des Universitätsservers sich durchsetzt“.⁴⁶ Tatsächlich können solche widersprüchlichen und praktischen Hürden zu Problemen bei der Realisierung von Open-Access-Veröffentlichungen führen. Daher ist es wichtig, im Bewusstsein um diese Probleme mit den praktischen Hürden des Open Access umzugehen.

Offene Wissenschaft in der Praxis: Das Zweitveröffentlichungsrecht im Selbstversuch

Was aber müssen WissenschaftlerInnen heute beim Veröffentlichen von wissenschaftlichen Publikationen im Sinne des Open Access und bei der Nutzung des Zweitveröffentlichungsrechts konkret beachten? Wir müssen zunächst die beiden Formen einer Open-Access-Veröffentlichung unterscheiden, den goldenen und den grünen Weg.⁴⁷ Der *goldene Weg* beschreibt die Erstveröffentlichung eines Beitrags in einem Medium oder einer Form, die von Anfang an eine offene Verfügbarkeit garantiert, zum Beispiel in einem Open-Access-Journal. Es kann sein, dass für den Prozess der Veröffentlichung, Begutachtung und Einrichtung einer solchen Veröffentlichung eine zusätzliche Zahlung an einen Verlag oder eine Institution, die die entsprechende Plattform pflegt, notwendig wird. Eine solche „goldene“ Open Access-Veröffentlichung „erscheint aus urheberrechtlicher Sicht vollständig konfliktfrei“, so der Rechtswissenschaftler Sebastian Krujatz in seiner Arbeit über Open Access.⁴⁸

Anders stellt dies bei den hybriden Veröffentlichungen des *grünen Wegs* dar,⁴⁹ also bei Veröffentlichungen, die einerseits als *Erstveröffentlichung* bei Verlagen oder in Zeitschriften gedruckt veröffentlicht worden sind und andererseits zusätzlich als digitale *Zweitveröffentlichung* im Sinne der Selbstarchivierung auf der eigenen Webseite oder einem institutionellen Dokumentenserver frei verfügbar gemacht werden. Hier sind grundsätzlich zwei Situationen denkbar: Entweder wird bei der Erstveröffentlichung kein Vertrag zwischen AutorIn und Verlag geschlossen oder eben doch. Wenn kein separater Vertrag geschlossen wird, garantiert der § 38, die Absätze 1 und 2, die digitale Zweitveröffentlichung nach einem Jahr:

Gestattet der Urheber die Aufnahme des Werkes in eine [...] Sammlung, so erwirbt der Verleger oder Herausgeber im Zweifel ein ausschließliches Nutzungsrecht zur Vervielfältigung, Verbreitung und öffentlichen Zugänglichmachung. Jedoch darf der

⁴⁶Ebd., S. 121.

⁴⁷Teilweise wird auch noch ein dritter, der *graue Weg* genannt. Dieser Begriff soll die Veröffentlichung sog. „grauer Literatur“ im Sinne des Open Access bezeichnen, er ist jedoch für unseren Erkenntnisgang nicht relevant.

⁴⁸Sebastian Krujatz: Open Access. Der offene Zugang zu wissenschaftlichen Informationen und die ökonomische Bedeutung urheberrechtlicher Ausschlussmacht für die wissenschaftliche Informationsversorgung. Tübingen: Mohr Siebeck 2012, S. 329.

⁴⁹Ich danke Eric Steinhauer für seine kritischen Hinweise, die mir geholfen haben, die folgenden sieben Absätze – im Vergleich zur Erstveröffentlichung – zu modifizieren und zu präzisieren.

Urheber das Werk nach Ablauf eines Jahres seit Erscheinen anderweit vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen, wenn nichts anderes vereinbart ist.⁵⁰

Dieses grundsätzliche Zweitveröffentlichungsrecht gilt seit der Einführung des Urheberrechts am 1. Januar 1966 und geht zurück auf den § 42 des vorherigen Verlagsgesetzes. Mit der Novelle des Urheberrechtsgesetzes von 2013 („Dritter Korb“) wurde allerdings die „öffentliche Zugänglichmachung“, also die Möglichkeit zur digitalen Zweitveröffentlichung, explizit ergänzt, außerdem wurde ein zusätzliches unabdingbares Zweitveröffentlichungsrecht für Veröffentlichungen von in Drittmittelprojekten angestellten WissenschaftlerInnen in Periodika eingeführt, das in jedem Fall alle verlagsvertraglichen Vereinbarung bricht (§ 38, Absatz 4).

Im Regelfall haben die Wissenschaftsverlage schon in der Vergangenheit versucht, sich durch Verlagsverträge mit ihren AutorInnen das ausschließliche Nutzungsrecht einräumen zu lassen, das trotz des neu eingeführten Zweitveröffentlichungsrecht für die oben genannten spezifischen Fälle noch immer für die Mehrheit aller wissenschaftlichen Aufsätze gelten würde. Für diese Fälle haben der Börsenverein des deutschen Buchhandels und der Deutsche Hochschulverband im Jahre 2000 gemeinsam Vertragsnormen für wissenschaftliche Werke vorgelegt, die einseitig zu Gunsten der Verlage geklärt werden, wie Krujatz 2012 betont: Diese Vertragsnormen „sehen in der Regel eine ausschließliche Nutzungsrechtseinräumung vor, welche eine Zweitveröffentlichung des wissenschaftlichen Beitrags durch den Urheber oder einen Dritten verbietet.“ In der Praxis wird diese Ausschließlichkeit jedoch nicht immer konsequent durchgesetzt, wie Krujatz kontastiert: „Jedoch hat sich in der relevanten internationalen Verlagslandschaft eine vielfältige, von den genannten Vertragsnormen abweichende Vertragspraxis herausgebildet.“⁵¹

Vor diesen Hintergründen versuchte die interdisziplinäre AG *Potenziale digitaler Medien in der Wissenschaft* in der Global Young Faculty III in einem Praxisprojekt die Frage zu klären, ob und, wenn ja, wie ihre geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Veröffentlichungen, die bei deutschen Verlagen veröffentlicht wurden und durch einen Verlagsvertrag geschützt sind, im Sinne des Zweitveröffentlichungsrechts verfügbar zu machen wären.⁵² Das erste Ergebnis des Projekts ist die Broschüre *Zweitveröffentlichungsrecht für Wissenschaftler: Geltende Rechtslage und Handlungsempfehlungen* von Matthias Spielkamp von iRights.Lab,⁵³ in der Spielkamp für noch unveröffentlichte Werke empfiehlt, in etwaigen Verlagsverträgen Streichungen und/oder Ergänzungen vorzunehmen, um sich das Zweitveröffentlichungsrecht an der eigenen Publikation gegebenenfalls schon parallel zur Erstveröffentlichung zu sichern – wenn man nicht ohnehin das in § 38, Absatz 1 und 2, des Urheberrechts garantierte Zweitveröffentlichungsrecht in Anspruch nehmen will. Für etwaige Vertragsverhandlungen mit Verlagen empfiehlt iRights.lab als Idealfall erstens, in Verlagsverträgen die komplette Abgabe aller Rechte durchzustreichen sowie zweitens den folgenden, 2006 von Reto Mantz formulierten, Zusatz zu ergänzen:

⁵⁰Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz: Gesetz über Urheberrecht und verwandte Schutzrechte (Urheberrechtsgesetz): § 38 Beiträge zu Sammlungen, online unter https://www.gesetze-im-internet.de/urhg/_38.html [Stand: 11.11.2016]. Absatz 1 formuliert das Zweitveröffentlichungsrecht für Werke in periodisch erscheinenden Sammlungen, Absatz 2 für Werke in nicht periodisch erscheinenden Sammlungen.

⁵¹Ebd.

⁵²Die AG wurde bei der Projektarbeit in Rechtsfragen unterstützt von John H. Weitzmann und Matthias Spielkamp vom iRights.Lab, finanziell und logistisch vom Mercator Research Center Ruhr und in der praktischen Umsetzung von Kristina Petzold.

⁵³Vgl. Matthias Spielkamp: Zweitveröffentlichungsrecht für Wissenschaftler: Geltende Rechtslage und Handlungsempfehlungen. Berlin: iRights.Lab 2015, online seit dem 27.4.2015 unter <http://irights-lab.de/assets/Uploads/Documents/Publications/zweitveroeffentlichungsrecht-20150425.pdf> [Stand: 11.11.2016].

Der Urheber erteilt dem Verlag für die elektronische Publikation nur ein einfaches Nutzungsrecht. Er behält sich vor, das Werk unter eine Open Access-Lizenz, z. B. die „Digital Peer Publishing License“ zu stellen, die die elektronische Verbreitung gestattet.⁵⁴

Neben diesen Empfehlungen für künftige Veröffentlichungen definiert Spielkamp auch Wege, das Zweitveröffentlichungsrecht für *bereits veröffentlichte Werke* zu erhalten, die – je nach Veröffentlichungsort, -zeit und Vertragslage – mit oder ohne Rücksprache mit dem Verlag möglich sind.⁵⁵ Wie aber gestalten sich solche Verhandlungen mit Verlagen, denen die ausschließlichen Nutzungstexte an einer Publikation übertragen wurden? Zur Klärung dieser Frage, die nicht den Status einer repräsentativen empirischen Untersuchung beanspruchen kann, sondern eher als Stichprobe aus dem Bereich der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften zu bewerten ist, beteiligten sich drei Mitglieder der AG *Potenziale Digitaler Medien in der Wissenschaft* in der Global Young Faculty III an einem Experiment. Insgesamt wurden sechzehn kleine, mittlere und große Verlage mit einer für die jeweilige Konstellation modifizierten Email kontaktiert, um das Zweitveröffentlichungsrecht für bereits veröffentlichte geistes- beziehungsweise gesellschaftswissenschaftliche Aufsätze zu erhalten, bei denen das ausschließliche Nutzungsrecht bei den Verlagen lag.⁵⁶

Die Ergebnisse dieser Stichprobe waren teilweise erwartbar, teilweise überraschend:⁵⁷ Es war erwartbar, dass nicht alle Verlage sofort antworten würden, dies trifft für fünf der sechzehn Verlage zu, darunter sind mit dem Reclam Verlag und dem VS Verlag (Springer) zwei größere Verlage. Eher unerwartet ist, dass die elf Antworten durchweg dem Wunsch entsprechen, die jeweilige Publikation zweitveröffentlichen zu dürfen, allerdings in unterschiedlicher Weise:

⁵⁴Reto Mantz: Open Access-Lizenzen und Rechtsübertragung bei Open Access-Werken. In: Gerald Spindler (Hg.): Rechtliche Rahmenbedingungen von Open Access-Publikationen, Göttinger Schriften zur Internetforschung. Band 2. Göttingen: Universitätsverlag 2006, S. 55–103, hier S. 103.

⁵⁵Vgl. Spielkamp, Zweitveröffentlichungsrecht für Wissenschaftler (Anm. 48), S. 7–9.

⁵⁶Zum Gegenstand dieses Projekts wurden Veröffentlichungen von Mitgliedern der Global Young Faculty III, bei denen die AutorInnen entweder in einem Verlagsvertrag dem Verlag das ausschließliche Nutzungsrecht übertragen hatten oder aber nicht mehr wussten, ob ein solcher Verlagsvertrag vorliegt.

Der Grundtext der Emails an die Verlage wurde mit dem iRights.Lab abgestimmt und liest sich wie folgt: Betreff: Zweitveröffentlichung meines Aufsatzes // Sehr geehrte Damen und Herren, // im Jahr [X] erschien bei Ihnen mein Aufsatz „[X]“ in dem Sammelband „[X]“ (hrsg. von [X]). / Wie Sie sicherlich wissen, ist es für Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler inzwischen zumindest faktisch (und teils sogar rechtlich) obligatorisch, Neuveröffentlichungen für die übrige Wissenschaftswelt möglichst frei zugänglich zu machen. Der deutsche Gesetzgeber hat 2014 daher ein unabdingbares Zweitveröffentlichungsrecht für wissenschaftliche Publikationen ein Jahr nach ihrem Erscheinen eingeführt. Ich würde meinen Aufsatz daher gern im Wege des Open Access gemäß Berliner Erklärung von 2003 frei zugänglich machen. / Mir liegt momentan die Vereinbarung mit Ihnen nicht schriftlich vor, aber ich gehe davon aus, dass es mir ganz im Geiste der neuen gesetzlichen Regelung gestattet ist, die Redigatsfassung meines Artikels ab [X] [auf der Website unseres Instituts | im eigenen Namen unter der f-DPPL der jeweils neuesten Version | im eigenen Namen unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA der jeweils neuesten Version | im eigenen Namen unter der Creative-Commons-Lizenz BY der jeweils neuesten Version] online zu stellen. / Ich möchte Sie außerdem darauf hinweisen, dass ich diese Anfrage im Rahmen einer Studie der Global Young Faculty [<http://global-young-faculty.de/>] stelle, die sich einen Überblick über die aktuellen Leitlinien und Vorgehensweisen von Verlagen in Bezug auf das Zweitveröffentlichungsrecht verschaffen will. Wir würden uns daher vorbehalten, Ihre Antwort (wenn Sie es entsprechend vermerken auch anonymisiert) im Rahmen der Studie zu verwenden und öffentlich zu machen. Gerne können Sie uns daher auch ganz allgemein den Standpunkt und die Strategie Ihres Verlages zur (späteren) freien Zugänglichkeit wissenschaftlicher Texte kurz erläutern. / Bei Rückfragen wenden Sie sich gern an [X]. // Mit freundlichen Grüßen // [Unterschrift].

⁵⁷Das Datenmaterial der Untersuchung kann beim Verfasser dieses Aufsatzes angefragt werden, es ist teilweise anonymisiert, weil zwei Verlage dies erwünscht haben.

Sechs Verlage antworten ganz kurz, dies sei überhaupt kein Problem und bedingungslos möglich. Allerdings wird zumeist der Verweis auf die Erstveröffentlichung zur Bedingung gemacht. Zu diesen sechs Verlagen zählen Wissenschaftsverlage unterschiedlicher Größe: der Aisthesis Verlag (Antwort von Detlev Kopp), die Pabst Science Publishers (Wolfgang Pabst), der Peter Lang Verlag (Annette Reese; das Zweitveröffentlichungsrecht wird allerdings nur für die Pre-Publication-Version zugestanden), der Schneider Verlag Hohengehren (Ulrich Schneider) und der Verlag Westfälisches Dampfboot (Günter Thien), ein Verlag bat um Anonymisierung seiner Antwort.⁵⁸ Vier eher kleine Wissenschaftsverlage entsprachen einer Bitte der Anfrage und erörterten zunächst, weshalb das Zweitveröffentlichung grundsätzlich problematisch und für die konkrete Verlagsarbeit bedrohlich sei, um dann – als Ausnahme – doch das Zweitveröffentlichungsrecht zuzugestehen. In einem elften Fall wurde das Zweitveröffentlichungsrecht ebenfalls zugestanden, allerdings war die Antwort komplexer, denn sie enthielt – unbeabsichtigt – gleich sechs E-Mails, die in dem mittelgroßen Verlag zwischen verschiedenen Abteilungen hin und her ging, um die Zuständigkeit für die Anfrage zu klären und das Verfahren zu definieren.

Link fixed: Was von der Kritik des Open Access bleibt

Dieser Beitrag interessiert sich für den digitalen Medienwandel und seine Folgen für die Veröffentlichungspraxis in den Geisteswissenschaften. In den letzten Dekaden sorgte die Digitalisierung für eine enorme Beschleunigung und Intensivierung der Wissenschaftskommunikation. Zudem haben sich in den letzten anderthalb Dekaden verschiedene digitale Veröffentlichungsformen in der Wissenschaft differenziert und etabliert. Während noch im Jahr 2002 Manifeste für die Open Science eher wissenschaftspolitische Forderungen aufstellten, firmieren Open Scholarship und Open Access inzwischen als Standards für viele Forschungspraxen.

Die Kritik an Open Access ist jedoch weiterhin intensiv und kulminierte 2009 im *Heidelberg Appell*. Dieser Beitrag skizzierte Diskurspositionen der Kritiker am Beispiel von Michael Hagner, Lothar Müller und Roland Reuß und zeigte, dass sie von einer medientheoretischen Überhöhung, einer Sakralisierung des „magischen Erkenntniskörpers Buch“ ausgehen, während sich digitale Medien entweder noch nicht final durchgesetzt hätten (Müller) oder aber für Erkenntnis- und Reflexionsprozesse ungeeignet seien (Hagner, Reuß).

Neben diesen bibliophilen Intentionen werden andere Kritikpunkte sichtbar, die auch von den VerfechterInnen des digitalen Open-Access-Publizierens diskutiert werden sollten. Es ist eine wichtige Aufgabe für GeisteswissenschaftlerInnen, die sich für Open Scholarship und Open Access einsetzen, sich dieser Kritik in ihrer Veröffentlichungspraxis zu stellen. Dazu gehören die Absicherung von Qualitätsstandards, die zielgerichtete Nutzung hybrider Publikationsmodelle, der Aufbau nachhaltiger öffentlicher Infrastrukturen und Repositorien, die Inanspruchnahme spezifischer Verlagsdienstleistungen sowie die Entwicklung einer verantwortungsvollen Preisstruktur für Open Access-Publikationen und internationaler Standardisierungen und Vereinlichungen.

⁵⁸Hier ist die passende Stelle, um auch dem Wilhelm Fink Verlag (Paderborn) und seinen MitarbeiterInnen, insbesondere Andreas Knop und Mechthild Vogt, für die unkomplizierte Erlaubnis, diese überarbeitete Version meines Textes digital verfügbar zu machen, zu danken.

In der gegenwärtigen medialen Transformationsphase sucht das Zweitveröffentlichungsrecht einen Ausgleich zwischen den (vermeintlich) gegenläufigen Interessen der WissenschaftlerInnen und der Verlage. Allerdings erfordert die rechtliche Situation im Regelfall noch immer Verhandlungen zwischen den WissenschaftlerInnen und ihrem jeweiligen Verlag. Eine Stichprobe zeigte, dass geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Verlage überraschend permissiv auf die Bitte reagieren, WissenschaftlerInnen das Zweitveröffentlichungsrecht an ihren Aufsätzen zuzustehen, selbst wenn die Verlage vertraglich das ausschließliche Nutzungsrecht besitzen.

Vilém Flusser sah bereits 1987 die digitalen Codes in einem intensiven Kampf gegen die Buchstaben und prophezeite einen schnellen Sieg der Digitalisierung: „Den Texten ist erst nach dreitausendjährigem Kampf, erst im 18. Jahrhundert der Aufklärung gelungen, die Bilder und ihre magischen Mythen in Winkel wie Museen und das Unterbewußtsein zu drängen. Der gegenwärtige Kampf wird nicht so lange währen. Das digitale Denken wird weit schneller siegen.“ Allerdings weist er darauf hin, dass das 20. Jahrhundert auch von einem Aufstand der Bilder gegen die Schrift geprägt sei. Daher stellt er die Frage: „Dürfen wir in unvorhersehbarer Zukunft mit einem reaktionären Aufstand der verdrängten Texte gegen die Computerprogramme rechnen?“⁵⁹ Wie diese Kämpfe aussehen könnten, deutet sich in den Debatten um Open Access und das Zweitveröffentlichungsrecht bereits an. Noch befinden wir uns in einer Phase medialer Transformationen, wovon auch dieser Text zeugt, indem er digitale Potenziale in einer medialen Form reflektiert, die diese Potenziale nicht fruchtbar zu machen weiß indem er als digitale Zweitveröffentlichung in verschiedenen Varianten (html,⁶⁰ als PDF in einem Repository) erscheint. Brocken Link fixed: <https://www.merkur-zeitschrift.de/2016/10/24/siggenthalsen/>.

Eine überarbeitete Digitalversion von: Thomas Ernst: *Wie offen sollten die Geisteswissenschaften sein? Print- vs. Digitalpublikationen und die Debatten um Open Access und das Zweitveröffentlichungsrecht*. In: Thomas Ernst/Georg Mein (Hg.): *Literatur als Interdiskurs. Realismus und Normalismus, Interkulturalität und Intermedialität von der Moderne bis zur Gegenwart. Festschrift zum 60. Geburtstag von Rolf Parr*. München: Fink 2016, S. 653-667.⁶¹

Dr. Thomas Ernst studierte Philosophie und Germanistik in Duisburg, Berlin, Bochum und Leuven/Belgien und promovierte 2008 an der Universität Trier mit einer Arbeit zum Thema „Literatur und Subversion. Politisches Schreiben in der Gegenwart“. Anschließend war er als Postdoktorand an der Université du Luxembourg (2008-2010) und als Assistenzprofessor an der Universität Duisburg-Essen (2010-2016) tätig. Inzwischen forscht und lehrt er an der Universiteit van Amsterdam. Mehr Informationen unter <http://www.thomasernst.net>.

⁵⁹ Vilém Flusser: Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? Göttingen: European Photography 2002 (OA: 1987), 5., durchges. Aufl., S. 141.

⁶⁰ Vgl. <https://github.com/libreas>.

⁶¹ Ich danke Ben Kaden für sein Interesse, diesen in einer gedruckten Festschrift erstveröffentlichten Beitrag digital und im bibliothekswissenschaftlichen Kontext verfügbar zu machen, und für seine hilfreichen Hinweise für die Überarbeitung sowie auf passende Zeitungsfundstücke. Zudem danke ich den AutorInnen der #Siggenthalsen für ihre wichtigen Anregungen. Weitere Informationen dazu:

<https://libreas.wordpress.com/2016/10/24/siggenthalsen-wissenschaftskommunikation/>

Daten auf Wanderschaft

Migration von Daten als Herausforderung der Digital Humanities am Beispiel von MUSICI und MusMig

Torsten Roeder

Einleitung

Migration bringt für den Wandernden – oder auch: *das* Wandernde – stets eine Veränderung des Umfelds mit sich. Kontakte und Reibungen mit der neuen Umgebung entstehen und Assimilationsprozesse werden in Gang gesetzt. Das Ergebnis solcher Prozesse ist kaum vorhersehbar: Harmonie und Ausgewogenheit sind dabei ebenso gut möglich wie Konflikte und Differenzen.

Sowohl in den Geisteswissenschaften als auch in der Informatik ist „Migration“ – jeweils mit einer ganz eigenen Ausprägung des Begriffs – zu einem relevanten Thema avanciert. Der Schwerpunkt der folgenden Untersuchung liegt auf einem Überschneidungsbereich der beiden Disziplinen, in dem sich derzeit das Feld der Digital Humanities etabliert.

Diese spezifische Verortung der Digital Humanities, in denen geisteswissenschaftliche und informatische Fragestellungen zusammenfließen, soll in den folgenden Ausführungen veranschaulicht werden. Exemplarisch werden dafür zwei Projekte skizziert, in denen das Thema Migration gleich in zweifacher Hinsicht, auf beiden der oben genannten Ebenen, zum Tragen kommt.

Begriffliche Grundlagen

Der Begriff der Migration in den Geisteswissenschaften

In den Geisteswissenschaften versteht man unter „Migration“ ganz allgemein die Bewegung von Individuen oder ethnologischen Gruppen im geographischen Raum; im weiteren Sinne auch die Wanderung von Gegenständen oder Ideen; und im weitesten Sinne auch „innere“ Bewegungen im menschlichen Denken und Schaffen. Am Ende eines Migrationsweges steht das Subjekt dabei stets in einer neuen Umgebung und erzeugt mit dieser Wechselwirkungen. Die Geisteswissenschaften analysieren Ursachen und Wirkungen dieses Phänomens sowohl in einzelnen Fallstudien als auch zusammenfassend im Hinblick auf größere Kulturströmungen. So hat sich Migration zu einem wichtigen sozialhistorischen Forschungsthema entwickelt, welches

insbesondere am Beispiel der Musik – als stets unmittelbarer und sprachunabhängiger Ausdruck von Identität – seine besondere Ergiebigkeit darin bewies, an ihm Kulturströmungen aufzuzeigen und charakteristisch nachzeichnen zu können.¹

Der Begriff der Migration in der Informatik

In den Informationswissenschaften hingegen steht „Migration“ vor allem für die Übertragung von Daten aus einem System in ein anderes System. Auch hier wird der Begriff „Umgebung“ verwendet, der sich in diesem Kontext vor allem auf die informationstechnischen Vorgaben (etwa einer bestimmten Plattform) bezieht. Meist projekt- oder auch geschäftsorientiert ist Migration in der IT ein fast durchwegs praxisbezogenes Betätigungsfeld, in dem Aspekte der Theoriebildung eher im Hintergrund stehen. Erst bedingt durch über mehrere Generationen von Betriebssystemen und Anwendungsprogrammen hinweg erfahrenen Konsequenzen einer unzulänglichen Datenübertragbarkeit konnte die Migration von elektronisch gespeicherten Daten auch die erhöhte Aufmerksamkeit der theoretischen Informatik gewinnen. Ein bereits intensiv bestelltes Feld ist die Migration von Software,² welches an dieser Stelle jedoch nicht näher einzbezogen werden soll – hier geht es ausschließlich um die Migration von Daten.

Levine, 2009, beschrieb das Datenmigrationsproblem wie folgt:

„Data migration is the process of making a copy of data and moving it from one device or system to another, preferably without disrupting or disabling active business processing.“

Sieht man von dem Fokus auf Geschäftsvorgänge ab – an dieser Stelle könnte schließlich ebenso gut eine wissenschaftliche Datenverarbeitung stehen – wird hier ein Kernprinzip der Migration erkennbar: Objekte aus einer Ursprungsumgebung müssen zukünftig in einer neuen Umgebung funktionieren. Das Zitat impliziert, dass dieser Prozess nicht zwingend reibungslos verläuft („preferably without disrupting“). Es muss stets mit Inkonsistenzen und Anpassungsbedarf gerechnet werden. Die zu migrierenden Daten müssen daher nicht nur strukturell transformiert, sondern gegebenenfalls auch inhaltlich angepasst werden.

Datenmigration als Aufgabenfeld der Digital Humanities

Die Verbindung der beiden Migrationsverständnisse hat in zwei Forschungsprojekten konkret Gestalt angenommen, die sich inhaltlich mit der Migration von Musikern im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts befassen. Das erste Projekt, MUSICI³ (2009–2013), widmete sich Musiker-Migrationen nach Italien; das nachfolgende Projekt MusMig⁴ (2013–2016) konzentriert sich hin-

¹Für eine breite musikhistorische Übersicht siehe z.B. Ehrmann-Herfort/Leopold 2013; zu politisch verursachten Migrationen des 20. Jh. siehe z.B. Brinkmann/Wolff 1999 und Davis et al. 2011 (hier Part III, Traveling Sound: Music and Migration); zu zeitgenössischen globalen Strömungen siehe z. B. MAIA 2011/2. Diese Auswahl ist exemplarisch und nicht repräsentativ.

²Zur Problematik von Legacies (Altsystemen) vgl. z. B. Wagner 2014.

³*Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650-1750): musica, identità delle nazioni e scambi culturali*, gefördert durch die Agence Nationale de la Recherche und die Deutsche Forschungsgemeinschaft von 2010–2012, <http://www.musici.eu/> (24.05.2016).

⁴*Music Migrations in the Early Modern Age: the Meeting of the European East, West and South*, gefördert durch Humanities in the European Research Area von 2013–2016, <http://musmig.eu/> (24.05.2016).

gegen auf Migrationsbewegungen zwischen Süd-, Mittel- und Osteuropa. Die MUSICI-Datenbank ging mit dem Projektabschluss im Jahr 2013 in Betrieb.⁵ Die Datenbank des Nachfolge-Projektes MusMig basiert technisch auf dem gleichen System wie die MUSICI-Datenbank und soll zukünftig die Daten des MUSICI-Projekts als eine von mehreren Teildatenmengen inkludieren. Dafür müssen die Daten des MUSICI-Projekts in das System der MusMig-Datenbank migriert werden; während die zugrunde liegenden Datenstrukturen auf der technischen Ebene miteinander kompatibel sind, unterscheiden sie sich jedoch inhaltlich in vielerlei Hinsicht. Das gemeinsame Thema der beiden Projekte gab den Anstoß, sich in Analogie zu natürlichen Migrationsstrukturen den inhaltlichen Konsequenzen der Datenübertragung anzunähern. Aus diesen und vergleichbaren Vorhaben ergeben sich die für die Digital Humanities spezifischen Problemstellungen.

Vernachlässigt man den rein praktischen Aspekt der Datenmigration und setzt voraus, dass zwei Umgebungen zumindest von der technischen Seite her miteinander kompatibel sind, öffnet sich die Perspektive auf die zahlreichen inhaltlichen Herausforderungen: Wie verändern sich Informationen⁶ in neuen Umgebungen? Wie wirkt sich zum Beispiel abweichendes Vokabular der neuen Umgebungen auf die migrierten Informationen aus? Sind in der neuen Umgebung bereits Daten vorhanden? Werden einheitliche Referenzsysteme genutzt?

Diese Fragen können bei jedem Datenmigrationsprozess erneut auftreten. Durch die aktuelle Forschungslandschaft, die sich zum einen durch eher kurzfristige Projekte und zum anderen durch eine relativ offene Verfügbarkeit von Daten (etwa im Rahmen von Open Access) definiert, bleiben Daten stets der Möglichkeit einer Nachnutzung durch Folgeprojekte oder Dritte ausgesetzt. Dies ist wissenschaftlich gesehen wünschenswert, bringt aber gleichzeitig Aufgaben mit sich.

Eine weitere Form von Datenmigration thematisiert Bernhard Thalheim im Zusammenhang mit der „Evolution von Systemen“, das heißt in diesem Falle: mit dem Anstieg der Funktionalität.⁷ Grundannahme ist, dass die Ansprüche an die Funktionalität eines Systems sich mit der Zeit steigern und sich Systeme entsprechend weiterentwickeln müssen. Dies kann etwa durch eine Folge von Ausbaustufen geschehen. Einen deutlich höheren Anstieg der Funktionalität, als es die allmähliche Erweiterung eines bestehenden Systems bewirken könnte, bringe der Wechsel eines Systems mit sich. Der Wechsel aber erfordere zwangsläufig die Migration der bereits bestehenden Daten. Als zentrale und zu berücksichtigende Problempunkte werden unter anderem genannt: Die divergente Interpretierbarkeit der Daten in den verschiedenen Systemen, die damit verbundenen unterschiedlichen Methodiken und Mittel, mit denen die Daten erfasst werden und schließlich die Änderung der Spezifikationen von System zu System. All dies ist unabhängig davon, ob die Datenmigration zwischen zwei voneinander gänzlich unabhängigen Systemen erfolgt oder ob sie im Rahmen eines größeren Versionssprungs geschieht.

Das abstrakte Konzept der Evolution von Systemen ist allerdings nicht einseitig linear zu verstehen. Ein Anstieg von Funktionalität kann ebenso auch Verluste in der Leistungsfähigkeit eines Systems mit sich bringen. Ein neues System wird – und soll – nur sehr selten in der Lage sein,

⁵Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650-1750), hrsg. von Michela Berti, Gesa zur Nieden und Torsten Roeder, Berlin/Rom 2013, <http://www.musici.eu/database> (24.05.2016).

⁶Zur begrifflichen Abgrenzung: „Daten“ wird hier unspezifisch aufgefasst und bezeichnet eine undefinierte Menge von Datenobjekten; „Informationen“ hingegen meint hier konkretisierbare, einzelne Datenobjekte mit Aussagegehalt.

⁷Vgl. Thalheim/Wang 2011, 2013; dazu auch Seacord et al. 2003; Klettke 2011.

das bisherige System hundertprozentig zu inkludieren: Systemwechsel sind häufig auch konzeptuell motiviert und dienen nicht nur der Leistungsoptimierung. Analog dazu steht auch in den Geisteswissenschaften einer reinen Anhäufung und Vermehrung von Wissen eine immer wieder neue Kontextualisierung und Reinterpretation der Wissenselemente entgegen. In den Digital Humanities verbindet sich beides unter anderem auf der Ebene der Datenmodellierung: Hier fließen informationstechnische und geisteswissenschaftliche Konzepte zusammen.

Migrationen von Forschungsdaten sind daher nicht als rein technische Aufgabe zu verstehen, sondern sie müssen von einem wissenschaftlichen Prozess begleitet werden, welcher die Konsequenzen der konzeptionellen Veränderungen in Datenstrukturen transparent werden lässt.

Das Zusammenspiel von Daten, Kontext und Narration

Datenbanken und ihre „Weltsichten“ – ein Beispiel

Durch eine Gegenüberstellung mehrerer musikwissenschaftlicher digitaler Ressourcen soll im Folgenden die konzeptuelle Divergenz von Datenbanksystemen exemplifiziert werden. Als Beispiel dienen drei inhaltlich und strukturell sehr unterschiedliche Kurzbiographien des Komponisten Carl Ditters von Dittersdorf. Der Fokus soll, in Anlehnung an das MUSICI-Projekt, auf die Beschreibung seines Verhältnisses zu Italien gerichtet werden. Herangezogen werden das *Österreichische Musik-Lexikon* (ÖML), das *Bayerische Musiker-Lexikon Online* (BMLO) und *Musica Migrans*.

Das ÖML bringt in dem Artikel keinen einzigen Hinweis auf eine Beziehung Dittersdorfs zu Italien.⁸ Das BMLO hingegen führt unter dem Schlagwort „Wirkungsorte“ die Städte Bologna, Mantua, Parma, Triest und Venedig.⁹ Musica Migrans nennt dagegen eine Konzertreise nach Italien im Jahr 1763 mit Christoph Willibald Gluck.¹⁰ Diese sehr unterschiedliche Auswahl der Informationen hängt sowohl mit der Struktur als auch mit der inhaltlichen Ausrichtung der Datenbanken zusammen.

Das ÖML ist nicht ausschließlich biographisch ausgerichtet und als ursprüngliches Printprodukt vom Umfang her begrenzt, weshalb die Informationen dort auf das für Österreich Relevante konzentriert sind. BMLO und Musica Migrans können hingegen als native Datenbankprojekte mehr Informationen aufnehmen, und so findet sich hier trotz der jeweiligen Interessengebiete (Bayern beziehungsweise Ost- und Mitteleuropa) in beiden Fällen ein Hinweis auf Dittersdorfs Italienaufenthalte. Dabei steht im BMLO eine schlagwortartige Struktur im Vordergrund, welche eine Vielzahl von Wirkungsorten auflistet, jedoch ohne Gewichtung und Kontext. Der Eintrag in

⁸ *Österreichisches Musik-Lexikon. Online-Ausgabe*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2002–2013, <http://www.musiklexikon.ac.at/> = Österreichisches Musiklexikon, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2002–2006. Dort: *Ditters von Dittersdorf, Johann Carl*, http://musiklexikon.ac.at/0xc1aa500d_0x0001cbcb (24.05.2016).

⁹ *Bayerisches Musiker-Lexikon Online*, hrsg. von Josef Focht, München: Ludwig-Maximilians-Universität, 2004–2014, [<http://bmlo.de/>]. Dort: *Dittersdorf, Karl Ditters von*, <http://bmlo.de/d0473> (24.05.2016).

¹⁰ *Musica Migrans*, Universität Leipzig, <http://www.musicamigrans.de/>. Dort: *Ditters von Dittersdorf, Carl*, <http://www.musicamigrans.de/pages/individual/person.php?id=topic-233658> (24.05.2016).

Musica Migrans hingegen – eine aus Einzelinformationen zusammengestellte Liste mit semantischem Markup – erklärt die genaueren Umstände eines Italienaufenthalts, allerdings ohne die konkreten Orte zu nennen.

Als Gesamteindruck bleibt, dass in jeder Datenbank eine andere Sichtweise auf Dittersdorfs Italienaufenthalte repräsentiert ist. Aus der Zusammenschau der Datenbanken wird nicht deutlich, ob die in Musica Migrans erwähnte Reise tatsächlich mit den im BMLO genannten Stationen (oder einigen davon) in Zusammenhang steht. Es ist ohne weitere Recherche nicht möglich, die Informationen miteinander in Verbindung zu bringen.¹¹ Strukturen und Inhalte der Datenbanken sind so divergent, dass sie als miteinander nicht kompatibel erscheinen.

Die Kontextualisierung von Daten

An dem Beispiel wurde ersichtlich, dass eine Information aus einer Datenbank im Kontext einer anderen Datenbank sowohl die eigene Aussagekraft als auch die der anderen Daten relativiert. Diese Relativität mag problematisch erscheinen, und doch ist sie wichtig: Zwar könnte eine Information prinzipiell auch ohne ihren Kontext erschlossen werden, denn bereits in rein textueller Form liefert sie eine Aussage. Allerdings ließe sich daraus ihre Relevanz nicht bewerten: Diese wird erst durch eine Einordnung in Zusammenhänge erkennbar, wenn also ersichtlich wird, wie sich die Information im Zusammenspiel mit anderen Informationen verhält. Die Möglichkeiten der Kontextualisierung sind fast unbegrenzt variierbar.

So taucht etwa die Information, dass Dittersdorf mit Gluck auf Konzertreise in Bologna war, zwar häufig in den Biographien Dittersdorfs auf, viel seltener aber in denen über Gluck, so dass die Relevanz einer Information offensichtlich mit ihrem jeweiligen Kontext variiert. Angenommen, sie würde in der Biographie Glucks auftauchen, könnte dies sowohl die Wahrnehmung Glucks als auch von Ditterdorf verändern.

Der Kontext entsteht bereits während der Auswahl und Zusammenstellung der Daten, die stets durch eine bestimmte Perspektive und ein vorher festgelegtes Ziel determiniert sind. Wissenschaftlich und methodisch ist dies von großem Interesse, da der Erkenntnisgewinn mehr durch die Modellierung und weniger durch beliebiges Sammeln von Daten befördert wird.¹² In den oben erwähnten Beispielen BMLO und ÖML bestünde dieses in der Fokussierung auf die Bedeutung des Komponisten Dittersdorf für Bayern respektive Österreich.

Umgekehrt gesehen bewirkt schon die Zuordnung einer Datenmenge zu einem bestimmten Vorhaben eine Kontextualisierung. So ist aus der Tatsache, dass Dittersdorf im BMLO und im ÖML vertreten ist, ableitbar, dass der Lebensweg des Komponisten offenbar in einer Verbindung zu Bayern und Österreich stand; ebenso ist damit jede einzelne Information aus der Biographie vor

¹¹ Die etwas ausführlichere Deutsche Biographie (ADB/NDB) klärt, dass es sich um mehrere Aufenthalte handelte. Vgl. Günter Birkner: *Ditters von Dittersdorf, Carl.* In: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 1–2, <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118679856.html> (24.05.2016); J. Maehly: *Dittersdorf, Karl von.* In: Allgemeine Deutsche Biographie 5 (1877), S. 262–266, ebd.

¹² In diesem Zusammenhang kann eine Betrachtung von „Big Data“ lohnen, allerdings ist dies für die vorliegende Untersuchung nachrangig. Während „Big Data“ aufgrund der übermäßigen Menge den Inhalt oder die Struktur der Daten nicht im Einzelnen berücksichtigt und auf alternative Methoden der Auswertung zielt, überwiegt in geisteswissenschaftlich ausgerichteten Datenbanken die Bedeutung der konkreten konzeptionellen Anlage. Christof Schöch unterschied in diesem Sinne zwischen „Big Data“ und „Smart Data“ und plädiert für eine Symbiose beider Qualitäten: „only smart big data enables intelligent quantitative methods“ (Schöch 2013).

diesem Hintergrund interpretierbar. Auf diese Weise bleiben Daten dem Kontext ihrer Entstehung verbunden.

Insofern ist das Erfassen von Daten im Idealfall ein von wissenschaftlicher Erkenntnisabsicht geleiteter Prozess, der stets die spezifische Ausrichtung eines Vorhabens transportiert. Die Zielperspektive der Datenerfassung wohnt damit den Daten inne und bestimmt die Wertigkeit der einzelnen Informationen.

Bei einer Migration von Daten entsteht somit zum einen unweigerlich eine Vermischung ursprünglich differierender Kontexte, zum anderen verschiebt sich die Relevanz der Informationen untereinander und die Integrität des Datenkorpus verwässert. Daher ist bei einer Migration der ursprüngliche Kontext der Daten stets zu berücksichtigen.

Narratives Potenzial und spezifische Terminologien

Der theoretische Ansatz des Personendaten-Repositoriums,¹³ einer digitalen Infrastruktur für Personendaten (auf der sowohl MUSICI als auch MusMig basieren), geht davon aus, dass beim biographischen Arbeiten durch Prozesse der Informationsselektion spezifische „Narrationen“ kreiert werden.¹⁴ Durch Veränderung der Sichtweise auf die Daten sind wiederum neue Narrationen erzeugbar: So könnten prosopographische Daten etwa nach chronologischen, geographischen oder sachbezogenen Aspekten geordnet werden. Auch die Auswahl müsste sich nicht zwangsläufig auf die Person als zentrales Narrationsobjekt beschränken, sondern könnte ebenso auch von einer bestimmten Berufsgruppe ausgehen und alle dazu verfügbaren Informationen zu einer neuen Narration formen.

Beispielsweise könnten aus einer Musiker-Datenbank alle Informationen zur Person „Dittersdorf“ extrahiert und zu einer chronologischen Biographie des Komponisten angeordnet werden. Dieses wäre die klassische biographische Narration. Eine tiefe semantische Erschließung der Daten vorausgesetzt, könnten der Datenbank auch alle Informationen zum Ort „Bologna“ entnommen und zu einer lokalen Musikgeschichte zusammengestellt werden (selbstverständlich unter der Berücksichtigung des allgemeinen Erfassungskontextes der Daten). Die Auswahl der Daten kann anhand der Datenbank-Systematik parametrisiert werden, beispielsweise auf Klavierbauer in Wien¹⁵ oder auf Aktivitäten französischer Sänger in Rom zwischen 1650 und 1750.¹⁶ Diesem Prinzip folgend ist anzunehmen, dass jede Datenbank ein fast unerschöpfliches Potenzial von Narrationen birgt, welches lediglich durch die Tiefe der semantischen Erschließung und durch die Zugriffsmöglichkeiten limitiert ist. Hierin liegt das „narrative Potenzial“ einer Datenbank.

Hinter einer semantischen Erschließung verbergen sich in der Regel hochspezialisierte Fachterminologien. So ist die Suche nach „Lautenmachern“ oder „Kastraten“ am ehesten in musikwissenschaftlichen Datenbanken möglich, während sich Termini wie „Zellularpathologie“ oder

¹³Personendaten-Repositorium, <http://pdr.bbaw.de> (24.05.2016).

¹⁴„Biographisches Arbeiten ist also ein konstruierender Prozess, der aus der Mannigfaltigkeit an vorhandenen Informationen und Daten schöpft“ (Walkowski 2011).

¹⁵Beispielrecherche im BMLO: http://bmlo.de/Q/Musikalische_Tätigkeit=Klavierbauer/Wirkungsort=Wien (24.05.2016).

¹⁶Beispielrecherche in der MUSICI-Datenbank:
http://www.musici.eu/?id=90&content=franc*&contentTag=provenienza&place=Roma&placeTag=Permanenza (24.05.2016).

„Verein sozialistischer Ärzte“ vorrangig in medizinhistorischen Datenbanken anwenden lassen. Diese meist streng kontrollierten Vokabulare spiegeln die „Weltordnung“ einer Datenbank und spielen gleichzeitig eine bedeutende Rolle für deren narratives Potenzial. Bei einer Vermischung von Daten infolge einer Migration kommt es zum einen zu einer Veränderung des narrativen Potenzials (es wird größer, aber auch beliebiger), zum anderen kommt es gegebenenfalls zu einer Vermengung der Terminologien, sofern diese nicht miteinander kompatibel sind oder angepasst werden. Diesem Umstand ist bei einer Datenmigration Rechnung zu tragen.

Konsequenzen für die Datenmigration

In Datenbanken spielen die Parameter Kontext, Datenkorpus und Terminologie bedeutende Rollen und müssen bei einer Datenmigration wie folgt berücksichtigt werden:

- Der abstrakte Kern der Information – also basale Parameter wie Zeit, Raum und Identitäten – dürfen nicht verändert werden.
- Der allgemeine Kontext einer Datenbank bestimmt die Erfassungsvorgänge und damit auch die spätere Einordnung der Daten. Es muss daher transparent bleiben, in welchem Kontext die Daten ursprünglich erfasst wurden.
- Das Datenkorpus als Ganzes bestimmt die Relevanz einzelner Informationen. Bei einer Datenmigration treffen die Parameter der Ausgangs- und Zieldatenbank aufeinander und beeinflussen sich in einem wechselseitigen Prozess: Nicht nur die Daten der Ausgangsdatenbank verändern sich in ihrer neuen Umgebung, sondern auch die Zieldatenbank verändert sich durch eine Integration neuer Daten. Daher ist dafür zu sorgen, dass die Integrität der jeweiligen Korpora erhalten bleibt.
- Die spezifischen Terminologien von Datenbanken repräsentieren deren jeweilige „Weltordnung“ und beeinflusst die Nutzbarkeit auf semantischer Ebene. Sie müssen bei einer Migration den neuen Strukturen so angepasst werden, dass sie in mit den neuen Daten zusammen interagieren können und dass gleichzeitig die ursprünglichen Strukturen nachvollziehbar und nutzbar bleiben.

Der letzte Punkt – die Umstellung von Terminologien – bildet das komplexeste Feld und soll daher eine kurze Ausführung erfahren. Hier ist ein Mapping zu entwickeln, welches die alte Terminologie (T1) auf die neue Terminologie (T2) abbildet. Sofern nicht in beiden Datenbanken ein ontologisches Referenzsystem wie zum Beispiel CIDOC-CRM¹⁷ verwendet wird, welches einen automatischen Abgleich ermöglichen würde, muss ein neues Mapping entworfen werden. Dabei können zwischen den einzelnen Begriffen der Terminologien folgende Differenzen vorliegen:

- Mehrere Termini in T1 entsprechen einem Terminus in T2 (Generalisierung). Die betroffenen Daten müssen zusammengelegt werden.
- Ein Terminus in T1 entspricht mehreren Termini in T2 (Spezialisierung). Die betroffenen Daten müssen inhaltlich analysiert werden, um eine Aufteilung vorzunehmen.

¹⁷CIDOC Conceptual Reference Model, <http://cidoc-crm.org/> (24.05.2016).

- Ein Terminus in T1 entspricht nur teilweise einem Terminus in T2 (Inkongruenz). Die betroffenen Daten müssen inhaltlich analysiert werden, um Aufteilungen und Zusammenlegungen vorzunehmen.
- Ein Terminus in T1 entspricht keinem Terminus in T2 (Exklusion). Es muss entschieden werden, ob und in welcher Form die betroffenen Daten erhalten bleiben sollen.

Insgesamt können Datenmigrationen eine Vielzahl von inhaltlichen Auswirkungen auf verschiedenen Ebenen bewirken. Um den möglichen Konsequenzen eines Migrationsvorgangs eine höhere Transparenz zu verleihen, empfiehlt sich eine Dokumentation der Datenherkunft in der Zieldatenbank, die auch dem Nutzer kommuniziert wird. Dabei sollten Kontext, Korpus und Terminologie der Ausgangsdatenbank erkennbar bleiben. Eine undokumentierte Integration von Daten würde eine Verzerrung der Informationen bedeuten, die möglicherweise die Datenkorpora wissenschaftlich wertlos und unbrauchbar macht. Daher ist vor einer Datenübernahme zu untersuchen, welche Folgen diese haben könnte und welche Aspekte dokumentiert werden müssen, um die Nutzbarkeit der Daten nicht zu gefährden. Eine Datenmigration wird kaum ohne Veränderungen der Ursprungsdaten möglich sein. Im besten Falle würden die Daten sowohl in dem alten als auch in dem neuen Kontext gleichermaßen gut operieren und innerhalb des neuen Kontextes als Untermenge abgrenzbar bleiben.

Die genannten Punkte berühren mehrere Kernaspekte des Migrationsbegriffes: Die Einpassung in die neue Umgebung und das Ablegen alter Strukturen, das Einbringen eigener Strukturen in die neue Umgebung und die Bewahrung von Integrität der Daten. Migrierende Daten sind dabei nicht selbstständig wie Individuen, jedoch begeben auch sie sich gewissermaßen auf Wanderschaft und gelangen in einen im übertragenen Sinne vergleichbaren, wechselseitigen Integrationsprozess.

Von MUSICI nach MusMig

Anhand des Fallbeispiels der Datenmigration von MUSICI nach MusMig sollen die theoretischen Ansätze einem konkreten Anwendungsfall gegenübergestellt werden. Die beiden Projekte liegen grundsätzlich aufgrund ihrer Thematik, ihrer zeitlichen und räumlichen Abdeckung und ihrer Methodik nah beieinander. Der Fokus liegt beiderseits auf Kulturprozessen, die durch Wanderungsbewegungen von Musikern angetrieben werden. Die Datenbanken enthalten vorrangig biographische Informationen zu Musikern und dokumentieren die beruflichen Aktivitäten und Beziehungen der Musiker an verschiedenen Orten. Kontrollierte Vokabulare und Referenzsysteme helfen bei der systematischen Erfassung von Orten, Institutionen, Berufen, Beziehungen und Sachbegriffen.

Datenmodell

Beide Datenbanken basieren auf der Architektur des Personendaten-Repositoriums der BBAW, deren Datenstruktur den folgenden strukturellen Regeln gehorcht:¹⁸

¹⁸Personendaten-Repositorium: Datenmodellierung, <http://pdr.bbaw.de/projekt/vorstellung/datenmodellierung> (24.05.2016).

- *Aspekte und Personen:* Die basale Dateneinheit besteht in diesem Modell aus einer einzelnen Information zu einer Person, hier Aspekt genannt. Es kann sich dabei sowohl um Lebensereignisse (wie Geburt, Heirat, Ausbildungsabschluss) als auch um Personeneigenschaften handeln (wie Namen, Zugehörigkeiten). Jeder Aspekt ist mindestens einer Person zuzuordnen.
- *Markup:* Die Information jedes einzelnen Aspektes kann mithilfe eines Markup-Vokabulars semantisch angereichert werden. Möglich sind Verweise auf Orte, Personen, Körperschäften, Sachbegriffe und kalendarische Daten. Das Vokabular kann, abgesehen von wenigen Basisbegriffen, frei definiert werden. Es ist hierarchisch in vier Ebenen gegliedert, wobei die unteren, detaillierteren Ebenen die oberen, allgemeineren inkludieren.
- *Kategorien:* Jeder Aspekt muss mindestens einer biographischen Kategorie (zum Beispiel Werdegang, Familienereignisse, Reisen) zugeordnet werden. Die Kategorien können, abgesehen von wenigen Basiskategorien, durch ein Projekt frei definiert werden.
- *Quellen:* Jeder Aspekt muss mit einer bibliographischen Angabe belegt werden.
- *Projekte:* Eine Instanz des Repositoriums kann beliebig viele Projekte enthalten. Aspekte, Personen und Quellen gehören jeweils zu genau einem Projekt.

Aufgrund der identischen Systeme erscheint eine Migration der Daten von MUSICI nach Mus-Mig technisch gesehen relativ leicht.

Betroffene Bereiche

Schwerwiegender sind die inhaltlichen Konsequenzen der Datenmigration, denn trotz sehr ähnlicher Ausgangsbedingungen bestehen zwischen den Projekten Unterschiede, welche eine Übernahme der Daten nicht ohne Modifikationen ermöglichen. Die Unterschiede schlagen sich in diesen Bereichen nieder:

- Projektkontext
- Erfassungssprache
- Biographische Kategorien
- Kontrollierte Vokabulare
- Referenzsysteme

In den folgenden Abschnitten wird exemplarisch untersucht, welche Maßnahmen konkret durchgeführt werden müssten, um ein harmonisches Zusammenspiel beider Datenmengen zu gewährleisten. Abschließend wird behandelt, welche Konsequenzen aus diesen Erkenntnissen für nachfolgende Datenbankprojekte zu ziehen sind, für die eine Integration der MusMig-Daten infrage käme.

Projektkontext

Bereits die Unterschiede in der geographischen und chronologischen Ausrichtung der Projekte beeinflussen Wahrnehmung und Bewertung der Informationen. Während MUSICI auf ausländische Musiker in Venedig, Rom und Neapel zwischen 1650 und 1750 einging,¹⁹ erforscht MusMig ein breiteres geographisches Spektrum im Zeitraum des 17. und 18. Jahrhunderts mit Schwerpunkt auf Osteuropa.²⁰ Könnte eine in MUSICI vertretene Person den Kontext einer auf Italien zielenden Migration hinüber in die MusMig-Datenbank transportieren, wäre dies ein Gewinn an Information; gleichzeitig wäre sie die damit von dem Osteuropaschwerpunkt abgrenzbar.

Die Umsetzung einer solchen „Kontext-Migration“ könnte unterschiedlichste Gestalten annehmen. Ohne weiteres vorstellbar wäre eine zusätzliche Quellenangabe oder auch ein zusätzliches Aspekt-Objekt; zusätzlich würde eine grafische Hervorhebung die Transparenz der Datenherkunft befördern.

Gleichzeitig sollte der Nutzer die Möglichkeit bekommen, die Datenkorpora getrennt voneinander zu nutzen. Dies ist im Personendaten-Repositorium realisierbar, da Daten nach Projekten trennbar sind, aber dennoch auf einer gemeinsamen Oberfläche erscheinen können. Die Zusammenfassung von Personen, die in mehreren Projekten auftaucht, geschieht mittels Normdateien oder projektinternen Identifikatoren.

Erfassungssprache

Da bei MUSICI alle Daten aus italienischen Quellen stammen, wurden die Daten direkt in italienischer Sprache erfasst. Zudem war Italienisch die *lingua franca* des Projekts und eignete sich für die Kommunikation besser als Englisch. Bei MusMig hingegen ist die Quellenlage disperater, weshalb dort die Informationen in Kurzform auf Englisch erfasst werden und die Originalexzusätzlich als Referenz geführt werden. Es ist in diesem Falle davon auszugehen, dass eine Übersetzung der Inhalte nicht geleistet werden kann. Insofern wird der Sprachunterschied erhalten bleiben und auf mehreren Ebenen erheblichen Einfluss ausüben: Zum einen werden zentrale Funktionen der Datenbank wie zum Beispiel Volltextsuche schwerer handhabbar. Der Nutzer muss darauf vorbereitet werden, dass er mit zwei Sprachen operieren oder ansonsten auf sprachunabhängige Suchfunktionen ausweichen muss, wenn er gleichzeitig in beiden Datenmengen suchen möchte. Ein interessanter Nebeneffekt besteht darin, dass die italienische Sprache der MUSICI-Daten in der MusMig-Datenbank der Hervorhebung dessen dienlich sein wird, dass es sich um Daten aus einem anderen Kontext handelt. Als einfache technische Überbrückung empfiehlt sich eine Kollationsliste für die wichtigsten und häufigsten Termini. Zum anderen müssen die biographischen Kategorien und das Markup-Vokabular sprachlich angepasst werden. Bei den biographischen Kategorien kann dies bewerkstelligt werden, ohne die ursprünglichen Kategorien zu entfernen, da es erlaubt ist, mehrere Kategorien aus unterschiedlichen Projekten parallel zu führen. Bei Markup-Vokabular jedoch funktioniert dies nicht. Sollen die Daten gemeinsam miteinander funktionieren, muss hier Anpassungsarbeit geleistet werden.

¹⁹Eine Besprechung der MUSICI-Datenbank findet sich bei Berti/Roeder 2015.

²⁰Die unterschiedlichen Ausrichtungen von MUSICI und MusMig wurden detaillierter bei Over/Roeder 2015 erörtert.

Informationstechnisch gesehen erscheinen mehrsprachige Inhalte suboptimal. Allerdings repräsentieren die multilingualen Daten die kulturelle Breite des Forschungsgegenstandes viel unmittelbarer als einheitssprachliche Daten. Hier kommt ein interkulturelles Potenzial zum Vorschein, welches bislang wenig untersucht wurde. Im Hinblick auf sich immer enger und globaler vernetzende Datenkorpora erscheint eine Vielfalt von Sprachen auf längere Sicht unumgänglich und bedeutet informationstechnisch eine große Herausforderung. Gleichzeitig steht sie aber in einem globalgesellschaftlich und wissenschaftlich völlig akzeptablen Licht.

Biographische Kategorien

Die folgende Übersicht zeigt die biographischen Kategorien beider Projekte im direkten Vergleich (die Reihenfolge entspricht der aktuellen systematischen Auflistung der Projekte):

MUSICI	MusMig
01 Nome di norma	16 Normalized name
02 Nomi (altri)	17 Name variants
03 Descrizione principale	18 Biographical data
04 Dati biografici	19 Relatives
05 Provenienza	20 Affiliations
06 Permanenza	21 Profession/function
07 Viaggi	22 Training/schooling
08 Manoscritti	23 Employments
09 Attività musicali	24 Residences/sojourns/travels
10 Altre attività	25 Professional/social contacts
11 Contatti con colleghi	26 Works/products
12 Contatti con mecenati	27 Reception
13 Contatti con maestri di musica	28 Miscellaneous
14 Altri contatti	29 Commentary (public)
15 Informazioni famigliari	30 Commentary (private)

In der Gegenüberstellung der Terminologien treten die konzeptionellen Unterschiede und die Interessenschwerpunkte beider Projekte deutlich hervor:

- Die MUSICI-Kategorie „Herkunft“ (05) geht bei MusMig in „Zugehörigkeiten“ (20) auf. MusMig ordnet dieser Kategorie jedoch nicht nur ethnische Herkunft, sondern zum Beispiel auch die Konfession zu.
- Die MUSICI-Kategorien „Aufenthalt“ (06) und „Reisen“ (07) finden am ehesten in der MusMig-Kategorie „Wohnsitz/Aufenthalte/Reisen“ (24) ihre Entsprechungen, wobei das italienische „permanenza“ (dauerhafter Aufenthalt) nicht dem englischen „sojourn“ (kurzer Aufenthalt) entspricht.
- MUSICI führt die Kategorie „Manuskripte“ (08), welche MusMig überhaupt nicht verwendet.

- MUSICI differenziert bei beruflichen Aktivitäten, die in „musikalische Aktivitäten“ (09) und „sonstige Aktivitäten“ (10) unterteilt sind, sowie bei Kontakten, die in vier Untergruppen „Kollegen“ (11), „Mäzene“ (12), „Lehrer“ (13) und „sonstige“ (14) differenziert werden. MusMig generalisiert in beiden Fällen zu „Dienstverhältnissen“ (23) beziehungsweise „beruflichen und sozialen Kontakten“ (25). Die „Lehrerkontakte“ (13) fielen bei MusMig allerdings unter „Ausbildung“ (22).
- MusMig führt eine Kategorie für „Werke“ (26), „Rezeption“ (27), „Verschiedenes“ (28) und zwei Kategorien für „interne“ und „öffentliche Kommentare“ (29, 30).

Offenbar sind die MUSICI-Kategorien tendenziell feiner ausdifferenziert als die MusMig-Kategorien. Dies entspricht auch der jeweiligen inhaltlichen Tendenz der Projekte: MUSICI kann sich aufgrund der Konzentration auf Rom, Venedig und Neapel mit feineren Strukturen wie zum Beispiel dem Mäzenatentum befassen, während MusMig durch den regional weit übergreifenden Kontext allgemeiner arbeiten muss.

Da das Personendaten-Repositorium im Falle der biographischen Kategorien erlaubt, mehrere Kategoriensysteme parallel zu führen, können die MUSICI-Kategorien beibehalten und weiter genutzt werden, unabhängig davon, welche MusMig-Kategorie ihnen zugewiesen ist. Dies ist für die Nachnutzbarkeit der Daten von sehr großem Vorteil, da auf diese Weise der ursprüngliche Erfassungskontext mittransportiert werden kann und transparent bleibt.

Kontrollierte Vokabulare

Auch dieser Bereich fällt in die Kategorie der terminologischen Umstellungen. Anders als bei den biographischen Kategorien verhält es sich bei den kontrollierten Vokabularen, die im Datenmodell des Personendaten-Repositoriums auf der Markup-Ebene eingesetzt werden. Jeder markierten Textstelle kann genau ein Begriff (oder Unterbegriff) eines Vokabulars zugeordnet werden.²¹ Damit ist es technisch nicht möglich, die Markup-Vokabulare von MUSICI und MusMig parallel zu führen.²² Entsprechend muss das MUSICI-Vokabular entweder erhalten bleiben oder an das MusMig-Vokabular angepasst werden. Eine dritte Möglichkeit besteht in der Erstellung eines gemischten Vokabulars, welches auf den oberen hierarchischen Ebenen die Begriffe von MusMig adaptiert, auf den unteren, differenzierteren Ebenen hingegen die Begriffe von MUSICI beibehält.

Zwei weitere Schwachpunkte des PDR-Datenmodells erschweren die reibungslose Migration der Daten. So kann erstens nicht festgehalten werden, nach welchem Vokabular die Auszeichnung erfolgt. Man kann lediglich mit der Annahme operieren, dass sich alle Daten mit einer bestimmten Projektnummer an ein vorher vereinbartes Vokabular halten. Zweitens erfolgt bei Änderungen des Vokabulars weder eine automatische Angleichung der Daten, noch werden

²¹Theoretisch ermöglicht es das Datenschema, die Markup-Attribute zu tokenisieren und außerdem Namespaces zu vergeben, so dass prinzipiell auch mehrere Vokabulare parallel verwendet werden könnten (z. B. @subtype=„musmig:kingdom musici:regno“). Dies ist jedoch im gedanklichen Ansatz des Modells nie formuliert worden, wurde nie getestet und wird von den Software-Komponenten in keiner Weise unterstützt. Im Hinblick auf die praktische Nutzung ist dies also kein gangbarer Weg; für zukünftige Datenmodelle könnte dies jedoch eine Alternative darstellen.

²²Vgl. *Personendaten-Repositorium, Schema documentation for aodl.xsd*, <https://pdrprod.bbaw.de/wiki/lib/exe/fetch.php?media=de:schema:aodl.pdf> (24.05.2016), S. 18.

die Daten gegen das Vokabular validiert, wodurch im Verlaufe eines Projektes markante Inkonsistenzen in den Daten entstehen können. Infolgedessen gibt es keine Garantie, dass die Daten einem bestimmten Vokabular gehorchen. Ein Test der MUSICI-Daten ergab, dass ein drittes, undokumentiertes, lediglich implizit vorhandenes Vokabular besteht, welches aus den Daten heraus rekonstruierbar ist. Vor dem Transfer nach MusMig wäre dieses mit dem offiziellen Vokabular abzugleichen.

Vom Umfang her sind die Terminologien von MUSICI und MusMig mit jeweils 300-350 Begriffen vergleichbar. Für eine detaillierte Gegenüberstellung ist in dieser Untersuchung nicht der Platz, jedoch seien exemplarisch folgende charakteristische Unterschiede erwähnt:

- MUSICI führt eine fein ausdifferenzierte Terminologie zur Beschreibung von Organisationen, die insgesamt 80 Begriffe und Eigennamen umfasst, während MusMig hier mit 20 Begriffen in einer flachen Hierarchie auskommt.
- MusMig differenziert sehr stark bei der Erfassung der Sprachvarianten von Personennamen, während bei MUSICI die Unterscheidung zwischen Geburtsname und italienisierter Form genügte.
- MusMig stellt ein deutlich komplexeres Vokabular zur Beschreibung von Personenbeziehungen bereit; hier sind zum Beispiel auch Freundschafts- oder Handelsbeziehungen erfassbar, während bei MUSICI Familien- und Förderbeziehungen im Vordergrund standen.
- MUSICI führt Vokabulare sowohl für Instrumente als auch für Instrumentalistenberufe, während MusMig lediglich die Berufe berücksichtigt.

Diese Aufzählung könnte man noch weiter fortsetzen. Unter dem Strich steht, dass MUSICI in vielen Punkten differenzierter arbeitet, während MusMig häufig eine vereinfachte Terminologie bevorzugt, die zudem weniger hierarchisch operiert.

Referenzsysteme

Eine beschwerliche Angelegenheit ist die Übertragung des geographischen Referenzsystems, welches bei MUSICI völlig anders als bei MusMig gehandhabt wird. Während MUSICI das Markup-Vokabular für eine Normierung der Namensformen nutzt,²³ verwendet MusMig die Identifikatoren von Geonames²⁴ als Referenzsystem. Das Land „Portugal“ wird bei MUSICI also mit dem italienischen Namen „Portogallo“ in den Markup-Attributen identifiziert, während MusMig in einem Referenzattribut auf die GeoNames-ID 2264397²⁵ referenziert. Bei der Übertragung nach MusMig müssen die in MUSICI verwendeten Ortsnamen also manuell mit Geoidentifikatoren angereichert werden. Auch Familien- und Organisationsnamen sind in dem

²³Bei MUSICI liegt eine inkonsistente Verwendung des Datenmodells vor, da innerhalb des Hierarchiebaumes von beschreibenden Begriffen zu Eigennamen gewechselt wird. Dies ist bei einer überschaubaren Menge von Namen noch handhabbar, jedoch hätte dieses Vorgehen bei MusMig den Rahmen des Vokabulars gesprengt. Aus diesem Grund entschied man sich bei MusMig für eine Verwendung eines allgemeinen Georeferenzierungssystems.

²⁴GeoNames <http://www.geonames.org/> (24.05.2016).

²⁵Siehe <http://www.geonames.org/2264397/portuguese-republic.html> (24.05.2016).

MUSICI-Vokabular enthalten und sollten gegebenenfalls auf eine GND-Referenzierung umgestellt werden.²⁶

Zusammenfassung

Durch die Untersuchung wurde deutlich, dass der Vorgang einer Datenmigration weniger auf der technischen Ebene zu betrachten ist, sondern hierbei vielmehr die inhaltlichen Konsequenzen im Mittelpunkt stehen müssen. Dabei spielen sowohl Kontexte, Sprachen und Terminologien also auch Referenzsysteme eine Rolle. Am problematischsten erscheint die Umstellung von Terminologien, da diese am stärksten die Forschungsinhalte einer Datenbank semantisch strukturieren. Das Beispiel von MUSICI und MusMig zeigt, dass hier zahlreiche Umstellungen notwendig wären, um die MUSICI-Daten innerhalb der MusMig-Datenbank nutzbar zu machen.

Die Vorstellung von einer einseitigen Datenanpassung erscheint angesichts der vielen Faktoren als irrtümlich. Stattdessen sollte die Aufgabe darin gesehen werden, die Erfassungskontexte von Daten deutlich transparenter zu gestalten und die Herkunft von Daten genauer zu dokumentieren. Es gilt, die Übertragungsprozesse sehr bewusst durchzuführen, vor allem in den Digital Humanities, aber ebenso allgemein in den Informationswissenschaften. Bei der Umsetzung erwiesen sich insbesondere parallel führbare Terminologien und allgemeine Referenzsysteme als hilfreich und erscheinen auch im Hinblick auf weitere Datenmigrationen als sinnvoll.

Auch wenn die Reise eines Musikers im 17. Jahrhundert nach heutigen Maßstäben beschwerlich gewesen sein mag, so lag auch damals in der Überwindung einer räumlichen Distanz nicht die eigentliche Herausforderung der Migration. Diese ist stattdessen vorrangig in der Auseinandersetzung der hergebrachten Strukturen mit den Strukturen der neuen Umgebung zu sehen. Dabei bleibt einiges erhalten oder verändert sich nur geringfügig, während sich anderes sehr grundsätzlichen Wandlungen unterzogen wird. Dieser Prozess vollzieht sich an jeder Station von neuem; der Wandernde bleibt jedoch in seiner Integrität unverändert.

Bibliographie

<Berti/Roeder 2015> Michela Berti; Torsten Roeder: *The »Musici« Database. An Interdisciplinary Cooperation*. In: Europäische Musiker in Venedig, Rom und Neapel. Les musiciens européens à Venise, Rome et Naples. Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli. Deutsch-italienische Round-Table-Gespräche (= *Analecta musicologica* 52), hrsg. von Anne-Madeleine Goulet und Gesa zur Nieden, Kassel u. a.: Bärenreiter, 2015, S. 633–645.

<Brinkmann/Wolff 1999> Reinhold Brinkmann; Christoph Wolff: *Driven into Paradise. The musical migration from Nazi Germany to the United States*, Berkeley/London: University of California Press, 1999.

²⁶Auch die Verwendung des Getty Thesaurus of Geographic Names <http://www.getty.edu/research/tools/vocabularies/tgn/> (24.05.2016) wurde erwogen, da hier auch eine Referenzierung auf historische Gebiete möglich ist. Allerdings ist die Abdeckung für die untersuchten Regionen nicht ausreichend, weshalb die Entscheidung zugunsten von GeoNames ausfiel.

<Ehrmann-Herfort/Leopold 2010> Sabine Ehrmann-Herfort; Silke Leopold (Hrsg.): *Migration und Identität. Wanderbewegungen und Kulturkontakte in der Musikgeschichte* (= Analecta musicologica 49), Kassel u. a.: Bärenreiter, 2013.

<MAiA 2011/2> Special Issue: *Music and Migration* = Music and Arts in Action, Volume 3, Issue 3 (2011/2), <http://musicandartsinaction.net/index.php/maia/issue/view/Vol%203,%20No%203> (24.05.2016).

<Klettke/Thalheim 2011> Meike Klettke; Bernhard Thalheim: *Evolution and Migration of Information Systems*. In: Handbook of Conceptual Modeling, hrsg. von David W. Embley und Bernhard Thalheim, Heidelberg: Springer, 2011, S. 381–420.

<Levine 2009> Robert Levine: *Data migration strategies*. In: Wikibon, 2009, http://wikibon.org/wiki/v/Data_migration_strategies (24.05.2016).

<Over/Roeder 2015> Berthold Over; Torsten Roeder: *MUSICI und MusMig. Kontinuitäten und Diskontinuitäten*. In: Zeitschrift für Digital Humanities, Sonderband 1, http://dx.doi.org/10.17175/sb001_017 (24.05.2016).

<Schöch 2013> Christoph Schöch: *Big? Smart? Clean? Messy? Data in the Humanities*. In: Journal of Digital Humanities, Vol. 2, No. 3 (Summer 2013), <http://journalofdigitalhumanities.org/2-3/big-smart-clean-messy-data-in-the-humanities/> (24.05.2016).

<Seacord et al. 2003> Robert C. Seacord; Daniel Plakosh; Grace A. Lewis: *Modernizing Legacy Systems: Software Technologies, Engineering, Process and Business Practices*. Boston: Addison-Wesley Longman, 2003.

<Thalheim/Wang 2011> Bernhard Thalheim; Qing Wang: *Towards a Theory of Refinement for Data Migration*. In: Lecture Notes in Computer Science 6998 (= Conceptual Modeling – ER 2011), Heidelberg: Springer, 2011, S. 318–331.

<Thalheim/Wang 2013> Bernhard Thalheim; Qing Wang: *Data migration: A theoretical perspective*. In: Data & Knowledge Engineering 87 (Sept. 2013), S. 260–278.

<Wagner 2014> Christian Wagner (Hrsg.): *Model-Driven Software Migration: A Methodology. Reengineering, Recovery and Modernization of Legacy Systems*, Wiesbaden: Springer, 2014.

<Walkowski 2009> Niels-Oliver Walkowski: *Das Konzept einer polysemischen Datenbank und seine Konkretisierung im Personendaten-Repositorium der BBAW*. In: Jahrbuch für Computerphilologie online, 2011 <http://computerphilologie.digital-humanities.de/jg09/walkowski.html> (24.05.2016).

Torsten Roeder studierte Musikwissenschaft und Italienisch in Hamburg, Rom und Berlin. Im Anschluss betreute er eine Reihe von digital orientierten Projekten an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sowie in freiberuflicher Tätigkeit. Seit 2014 arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Richard Wagner Schriften“ am Institut für Musikforschung der Universität Würzburg.

Fortschritt durch Rückschritt – vom Bibliothekskatalog zum Denkwerkzeug Eine Idee

Ingo Frank

„What would I recommend to a young visionary today? Very straightforward, learn to live with short term goals and not delegate. [. . .] [I]f I had been able to hold it together and not try to overstretch and overgrab and managed short term goals better, things would have been very different.“

— Ted Nelson (Nelson, 1996)

Einleitung

Die Aufbereitung der Zusammenhänge der Forschungsliteratur in elektronischen Bibliothekskatalogen wird bis heute nicht den Anforderungen von (Geistes)Wissenschaftlern gerecht (Zumstein und Stöhr, 2015; Chambers, 2013). Der Bedarf für Annotations- und Hypertextwerkzeuge zur Strukturierung des wissenschaftlichen Diskurses in der Fachliteratur wurde bereits vor dem Aufkommen der Digital Humanities in der Informationswissenschaft erkannt (Buckingham Shum u. a., 2007) und entsprechende Ansätze zur Modellierung des wissenschaftlichen Diskurses in der Forschungsliteratur wurden entwickelt (Mancini und Shum, 2006; Neil, 2010). Im Prinzip gehen diese Entwicklungen zurück auf Ted Nelsons Vision eines Hypertext-Arbeitsplatzes (Nelson, 1965) zur Erfassung und Verwaltung aller für ein Forschungsprojekt relevanter Dokumente (Nelson u. a., 2007).

Vom Bibliothekskatalog . . .

Nelson (1965) stellt sein Hypertext-System exemplarisch als digitalen Arbeitsplatz eines Historikers vor (siehe Abb. 1). Zur Vernetzung der Forschungsliteratur werden Hypertext-Links verwendet. Zur Einbindung von Zitationen und Material aus Archivquellen wird Transklusion eingesetzt. Durch typisierte Links können Provenienz von Primär- und Sekundärquellen annotiert werden.

Die Idee ist nun, durch schrittweise Umsetzung (Hodel, 2013) teilweise alter bibliotheks- und informationswissenschaftlicher Ansätze einen modernen Bibliothekskatalog als Arbeitswerkzeug für die digitalen Geisteswissenschaften zu entwickeln, das die besonderen Anforderungen von

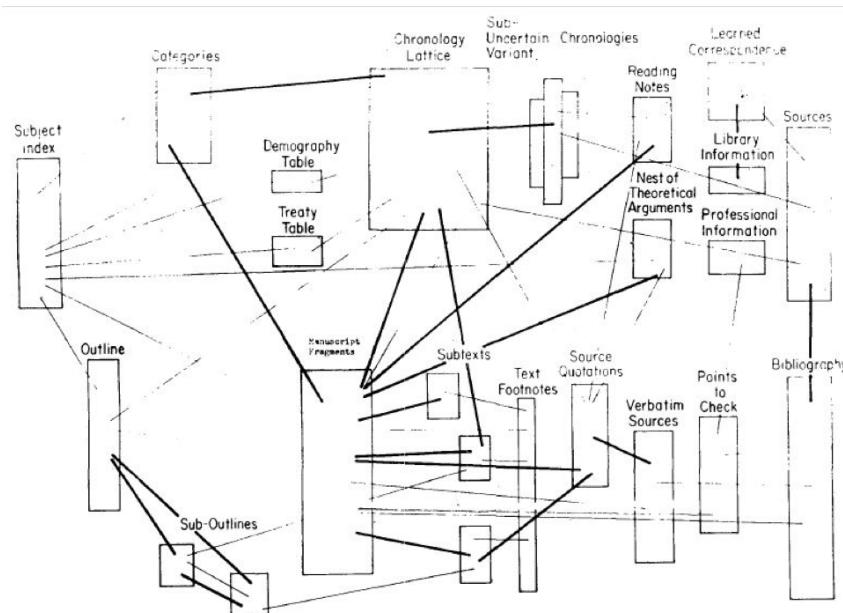


FIGURE 4—ELP's capacity for total filing: hypothetical use by historian. Thin lines indicate links; heavy rules indicate some of same entries.

Abbildung 1: Diagramm der Verlinkung und Transklusion der Forschungsliteratur für den Hypertext-Arbeitsplatzes eines Historikers (ursprünglich in Nelson, 1965) (aus Nelson u. a., 2007)

Geisteswissenschaftlern an Information Retrieval erfüllt (Gnoli und Poli, 2004). Genau genommen geht es hier – wie schon abzusehen – nicht nur um die Entwicklung eines Bibliothekskatalogs, sondern eigentlich um den Aufbau einer Forschungsinfrastruktur (Treloar und Wilkinson, 2008), die im Grunde die Digitale Bibliothek (Groza u. a., 2013), evtl. auch das Digitale Archiv (Hennicke, 2013) und bei Bedarf auch Digitale Editionen (Bender, 2016) umfasst¹. Um das zu bewerkstelligen, ist insbesondere das Problem der Modellierung der Granularität und Provenienz von Dokumenten zu lösen. Das Problem erstreckt sich über mehrere Ebenen:

- Textebene – Aufbereitung und Annotation natürlicher Sprache (NIF (Hellmann u. a., 2013), NAF (Fokkens u. a., 2014), etc.)
- Dokumentebene – Modellierung der Dokumentstruktur (TEI, METS/ALTO, etc.) und
- bibliographische und archivarische Metadaten (z. B. MARC, FRBR und EAD)
- Ontologieebene – Informationsintegration (CRM, SKOS, SEM/GAF (Fokkens u. a., 2014), etc.)

Idealerweise sollte eine Lösung eine Art ontologischer Hypertext sein (siehe auch Nurmikko-Fuller u. a., 2015), über den die bibliographischen Daten von Publikationen und Metadaten

¹Besonders interessant als Grundlage für inhaltliche Analysen sind auch Korpora wie Dokumentenkollektionen wissenschaftlicher Zeitschriftenartikel. So ist etwa der erste „Digital Philosophy“-Ansatz bereits Anfang der 1950er im Bereich der Dokumentation entstanden und lieferte später mit der Textwortmethode des Informationswissenschaftlers Norbert Henrichs (Stock, 2016) Analysen des Begriffswandels im philosophischen Diskurs in Fachzeitschriften (Henrichs, 1994).

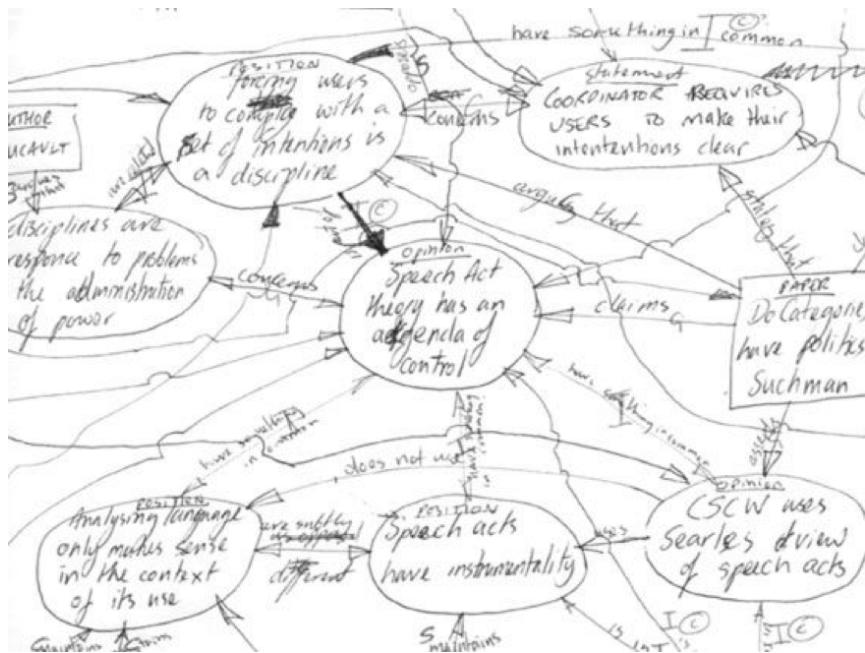


Abbildung 2: Handgezeichnete Skizze der Struktur des semantischen Zusammenhangs des wissenschaftlichen Diskurses in der Forschungsliteratur (aus Buckingham Shum u.a., 2007)

von Dokumenten bereitgestellt werden können und der die Transkklusion von Inhalten von Dokumenten zur Nachnutzung (zum Beispiel Zitation) erlaubt. Im Kontext des WWW, deren Hypertext-Konzept die angesprochenen Probleme nicht zu berücksichtigen vermag, äußert sich Ted Nelson in einem anderen Interview wie folgt: „We are using a degenerate form of itv[Hypertext] that has been standardised by people who, I think, do not understand the real problems.“ (Nelson, 2001)

Der Bibliothekskatalog bildet den Zugang zu einer Forschungsinfrastruktur zur Bereitstellung der bibliographischen Daten als Linked Open Data inklusive semantischer Anreicherung und, soweit möglich, Volltextzugriff. Das bereitgestellte Material kann mit speziellen Werkzeugen weiterverarbeitet und in den Forschungsprozess eingebunden werden.

... zum Denkwerkzeug

Auf einer solchen elektronischen Forschungsinfrastruktur (mit den bibliographischen Daten als Open Linked Data) aufbauend kann – im Gegensatz zu einem altmodischen OPAC² – dann schließlich die alte Vision eines digitalen Denkwerkzeugs für Geisteswissenschaftler im Sinne von J.C.R. Licklider (1965) gemäß des Intelligence-Augmentation-Ansatzes (Rheingold, 2000) realisiert werden (Sumner und Shum, 1998).

²Ein Beispiel für eine Entwicklung in die richtige Richtung ist der neue Bibliothekskatalog des Hochschulbibliothekszentrums des Landes Nordrhein-Westfalen (hbz) (siehe Pohl und Steeg, 2016): <http://nwbib.de>

Dazu kann auf alte Ansätze zum Dialogue Mapping und Argument Mapping aus der Informationswissenschaft (Conklin und Begeman, 1988, 1989; Conklin u. a., 2001) zurückgegriffen werden (siehe Abb. 2), was die Informationswissenschaft als genuine digitale Geisteswissenschaft auszeichnet – das heißt als Disziplin, die schon lange vor den Digital Humanities auf die speziellen Bedürfnisse (nicht etwa nur auf die (Fach-)Informationsbedürfnisse im Rahmen des Information Retrieval-Paradigmas) von Geisteswissenschaftlern eingeht. Durch den Ansatz zur Formalisierung bzw. Modellierung von geisteswissenschaftlicher Forschung mit Methoden der Wissensrepräsentation (Piotrowski, 2016) wird dabei außerdem der Schwerpunkt auf die Unterstützung von qualitativen Methoden (Johansson, 2016) gelegt, anstatt sich – wie in den Digital Humanities sonst üblich – vorwiegend auf quantitative Methoden zu konzentrieren.

Die Nützlichkeit eines solchen Formalisierungsansatzes bringen Jeff Conklin und Michael Begeman (1988) im Kontext des Issue-Based Information System- Ansatzes (IBIS) sehr gut auf den Punkt:

[T]he Issue-Position-Argument framework helped to focus their thinking on the hard, critical parts of the problem, and to detect incompleteness and inconsistency in their thinking more readily. [...] They also valued the tendency for assumptions and definitions to be made explicit.

Die Notwendigkeit, beim Formalisierungsansatz explizit werden zu müssen, führt die Geisteswissenschaftler außerdem zu formalen Modellen, die nicht nur die Grundlage für gemeinsames Forschen mit anderen Wissenschaftlern bildet (vgl. Piotrowski, 2016), sondern mittels eines entsprechenden Hypertext-Werkzeugs quasi auch als Dialogpartner im kreativen Schaffensprozess dient: „Hypertext kann eine Mittelposition [zwischen lebendigem Dialog und geschriebenem Text] einnehmen.“ (Hammwöhner, 1997, S. 72 ff.)

Um auch auf einen alten Beitrag aus der Informatik zu verweisen, möchte ich noch Heinz Zemanek (1992, S. 185) zitieren, der auf den besonderen Anspruch an geisteswissenschaftliche Wissensrepräsentation hinweist:

Diese Formalismen müssen – das kann man nicht oft genug betonen – den Geisteswissenschaften äquivalent sein, und dürfen keine platten Anleihen oder Imitationen aus den Naturwissenschaften sein; im Gegenteil: Dort, wo solches passiert ist – und es *ist* passiert – wird man sich über die Rückgängigmachung den Kopf zerbrechen müssen.

Die Umsetzung der Idee sollte im Bereich des Machbaren gehalten werden können, indem auf Basis der Aufbereitung und Bereitstellung der Forschungsliteratur anhand des Bibliothekskatalogs möglichst einfache Werkzeuge für Annotation und Transklusion entwickelt und zur Verfügung gestellt werden. Die Bibliothek kann so mit Denkwerkzeugen ergänzt werden und stellt damit nicht nur Archivmaterial, Publikationen und Forschungsinfrastruktur, sondern auch das Labor bzw. die Werkstatt für digitale Geisteswissenschaft bereit. Die ersten Werkzeuge und Wissensorganisationssysteme stellen beispielsweise die folgenden grundlegenden Funktionen zur Verfügung:

- Transklusion von Prämissen und Konklusionen aus Publikationen für Argument Mapping (siehe Modellierungsansatz – ohne Transklusion – von Benn und Macintosh, 2012)

- Klassifikation von IBIS-Knoten mit Wissensorganisationssystemen (siehe beispielsweise Shum und Okada, 2008)
- Verlinkung von Entitäten (Personen, Organisationen, Orte, Ereignisse) mit Normdaten (GND, VIAF, ORCID)
- Verlinkung auf Publikationen oder auch Forschungsdaten als empirische Belege in Dialogue und Argument Mapping (z. B. über IBIS Reference-Element)

Post-Digital Humanities – Tools, not Toys!

Piotrowski (2016) definiert Digital Humanities wie folgt: „The digital humanities study the means and methods of constructing formal models in the humanities.“ Ein Modell als Repräsentation eines geisteswissenschaftlichen Untersuchungsgegenstands zu verstehen und formal bedeutet soviel wie logisch kohärent, nicht mehrdeutig und explizit. Weil Text im geisteswissenschaftlichen Bereich als Daten behandelt werden muss (Fleer, 2016)³, hat Piotrowski (2016) sicherlich recht, die wichtige Rolle von Natural Language Processing (NLP) in den Digital Humanities und deren Notwendigkeit als Hilfswissenschaft zu betonen. Auch ein verstärkter Austausch mit Document Engineering bzw. Texttechnologie erscheint in Anbetracht der immer noch zu lösenden Probleme bei der Modellierung von Dokumenten und deren Granularität notwendig (Piotrowski, 2015).

Reiner Text kann etwa in Form eines historischen Narrativs zwar sogar eine mechanistische Erklärung sein (vgl. Glennan, 2010, 2014), aber eben nur als informale Beschreibung, die erstmal nicht automatisch computergestützt weiterverarbeitet werden kann und darüber hinaus womöglich nicht logisch kohärent, sondern mehrdeutig und vage ist. Das ist dann auch nicht unbedingt redliche Geistes- bzw. Geschichtswissenschaft, denn wie es so schön treffend im Rückentext von Lothar Kolmer (2008) heißt: „Wer sich nicht von der Beredsamkeit der Historiker blenden lassen will, muss das Gerüst entdecken können, das ihre Erzählungen trägt.“

Die zuvor vorgestellten Hypertext-Werkzeuge passen sehr gut in dieses Bild und sollen im Rahmen von Post-Digital-Humanities-Projekten die formale Konstruktion solcher Gerüste unterstützen. Die Verwendung von Hypertext- basierten Systemen als Denkwerkzeuge für die Geisteswissenschaften lässt sich ab 1987 in der Geschichte der Bibliotheks- und Informationswissenschaft beobachten, wie der Rückblick von Erwin Welsch (1992) zeigt.

Jef Raskin (1987) kritisiert zur Blütezeit der Hypertext-Entwicklungen – als Hypertext-Werkzeuge auch deutlich vermehrt für geisteswissenschaftliche Forschung entwickelt wurden (siehe Welsch, 1992) – allerdings die vernachlässigte Benutzerfreundlichkeit der Hypertext-Systeme. Usability Engineering wird bisher tatsächlich auch weitgehend in den Digital Humanities vernachlässigt. Die Informationswissenschaft könnte hier mit ihrem Bewusstsein für Aspekte der Gebrauchstauglichkeit einen wertvollen Beitrag für die Digital Humanities leisten (vgl. Burghardt u. a., 2015).

³Text als Daten wurde unter anderem Anfang des Jahres beim Workshop Digitale Daten in den Geisteswissenschaften in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften diskutiert:
<http://dhmuc.hypotheses.org/workshop-digitale-daten>

Um eine zielführende Werkzeugkritik durchzuführen, lohnt auch ein Blick zurück in alte Anforderungskataloge für Hypertext-Systeme (z. B. Halasz, 1987), um nützlichere und gebrauchstauglichere Post-Digital Humanities-Werkzeuge zu bauen. Man kann allerdings auch dafür argumentieren, in erster Linie auf den direkten Gebrauch von Auszeichnungs- und Modellierungssprachen zu setzen (siehe z. B. Groza u. a., 2007) statt auf aufwendige Modellierungs- und Annotationswerkzeuge mit grafischer Benutzeroberfläche, die sehr viel Usability Engineering bei der Entwicklung erfordern. Hier sei passenderweise kurz auf die Ankündigung von Ted Nelsons Vortrag Computers, Creativity, and the Nature of the Written Word am 27. Januar 1965 im Vassar College verwiesen (siehe Barnet, 2013, S. 73): „whole new attitudes will be needed, and liberal- arts personages will have to learn to program, before computers can make their real contribution to civilization.“

Mit einem programmiersprachlichen Ansatz dürfte auch der Dialog mit sich selbst (wie oben schon erwähnt) fließender und damit ungestörter vonstatten gehen. Zemanek (1966, S. 141) beschreibt Programmiersprachen als Werkzeug zur Formalisierung und Kommunikation mit sich selbst:

The language is the carrier and the implementation of ideas; since it is very hard to handle ideas in an abstract form, the language is an important instrument for the expression, refinement and precision of ideas. So a programming language is also a means of communication between a human being and himself.

Wie auch immer – vielleicht sollte man neben dem Motto von Nelson (1996) zusätzlich auch noch die Utopie von Licklider (1960) im Auge behalten, um nicht vom Weg zum doch recht anspruchsvollen Ziel abzukommen:

The hope is that, in not too many years, human brains and computing machines will be coupled together very tightly, and that the resulting partnership will think as no human brain has ever thought and process data in a way not approached by the information-handling machines we know today.

Die Schwierigkeit für derartige post-digitale Humanities-Projekte besteht nun darin, die tatsächlichen Bedürfnisse der Geisteswissenschaften zu bedienen – also vielmehr die Unterstützung qualitativer als quantitativer Forschung (siehe z. B. Carvalho, 2012; Little, 2010) – und dabei gemäß dem Motto Nelsons kurzfristige (Etappen-)Ziele anzustreben und diese auch zu erreichen. Ob das tatsächlich möglich ist, ohne dabei lediglich Spielzeuge anstatt richtige Werkzeuge zu bauen, wird die zukünftige Entwicklung der Post-Digital Humanities zeigen müssen.

Literatur

[Buckingham Shum u. a. 2007] Buckingham Shum, Simon J. ; Uren, Victoria ; Li, Gangmin ; Sereno, Bertrand ; Mancini, Clara: Modeling Naturalistic Argumentation in Research Literatures: Representation and Interaction Design Issues: Research Articles. In: International Journal of Intelligent Systems 22 (2007), Januar, Nr. 1, S. 17-47.

[Burghardt u. a. 2015] Burghardt, Manuel ; Wolff, Christian ; Womser-Hacker, Christa: Informationsinfrastruktur und informationswissenschaftliche Methoden in den digitalen Geisteswissenschaften. In: *Information - Wissenschaft & Praxis* 66 (2015), Januar, Nr. 5-6.

[Chambers 2013] Chambers, Sally (Hrsg.): Catalogue 2.0: the future of the library catalogue. London : Facet Publ, 2013

[Conklin und Begeman 1988] Conklin, Jeff ; Begeman, Michael L.: gIBIS: A Hypertext Tool for Exploratory Policy Discussion. In: Proceedings of the 1988 ACM Conference on Computer-supported Cooperative Work, ACM, 1988, S. 140-152.

[Conklin und Begeman 1989] Conklin, Jeff ; Begeman, Michael L.: gIBIS: A Tool for All Reasons. In: *Journal of the American Society for Information Science* 40 (1989), Mai, Nr. 3, S. 200-213.

[Conklin u. a. 2001] Conklin, Jeff ; Selvin, Albert ; Shum, Simon B. ; Sierhuis, Maarten: Facilitated Hypertext for Collective Sensemaking: 15 Years on from gIBIS. In: Proceedings of the 12th ACM Conference on Hypertext and Hypermedia, ACM, 2001, S. 123-124.

[Fleer 2016] Fleer, Peter: Tagungsbericht: Digitale Daten in den Geisteswissenschaften. Interdisziplinäre Perspektiven für semantische und strukturelle Analysen, 28.01.2016 – 29.01.2016 München. In: H-Soz-Kult (2016).

[Glennan 2010] Glennan, Stuart: Ephemeral Mechanisms and Historical Explanation. In: *Erkenntnis* 72 (2010), Nr. 2, S. 251-266.

[Glennan 2014] Glennan, Stuart: Aspects of Human Historiographic Explanation: A View from the Philosophy of Science. S. 273-291. In: Kaiser, Marie I. (Hrsg.) ; Scholz, Oliver R. (Hrsg.) ; Plenge, Daniel (Hrsg.) ; Hüttemann, Andreas (Hrsg.): *Explanation in the Special Sciences: The Case of Biology and History*. Dordrecht : Springer Netherlands, 2014.

[Gnoli und Poli 2004] Gnoli, Claudio ; Poli, Roberto: Levels of Reality and Levels of Representation. In: *Knowledge Organization* 31 (2004), Nr. 3, S. 151–160.

[Halasz 1987] Halasz, Frank G.: Reflections on NoteCards: Seven Issues for the Next Generation of Hypermedia Systems, ACM Press, 1987, S. 345-365. – ISBN 978-0-89791- 340-9.

[Hammwöhner 1997] Hammwöhner, Rainer: Offene Hypertextsysteme. Das Konstanzer Hypertextsystem (KHS) im wissenschaftlichen und technischen Kontext, Habilitation, 1997 6.

[Hennicke 2013] Hennicke, Steffen: Representation of Archival User Needs using CIDOC CRM. In: Workshop Practical Experiences with CIDOC CRM and its Extensions (CRMEX 2013), 2013.

[Henrichs 1994] Henrichs, Norbert: Begriffswandel in Datenbanken: Kontextuelle Inhaltsanalyse für Disambiguierung und ideengeschichtliche Analyse. S. 225-239. In: Best, Heinrich (Hrsg.) ; Endres-Niggemeyer, Brigitte (Hrsg.) ; Herfurth, Matthias (Hrsg.) ; Ohly, H. P. (Hrsg.): *Informations- und Wissensverarbeitung in den Sozialwissenschaften: Beiträge zur Umsetzung neuer Informationstechnologien*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1994.

[Hodel 2013] Hodel, Tobias: Das kleine Digitale. Ein Plädoyer für Kleinkorpora und gegen Großprojekte wie Googles Ngram-Viewer. In: Gugerli, David (Hrsg.) ; Hagner, Michael (Hrsg.) ; Hirschi, Caspar (Hrsg.) ; Kilcher, Andreas B. (Hrsg.) ; Purtschert, Patricia (Hrsg.) ; Sarasin, Philipp (Hrsg.) ; Tanner, Jakob (Hrsg.): Nach Feierabend 2013: Digital Humanities Bd. 9. Zürich : diaphanes, 2013, S. 103–119.

- [Johansson 2016] Johansson, Lars-Göran: Qualitative Data and Methods. In: *Philosophy of Science for Scientists*. Springer International Publishing, 2016, S. 81-102.
- [Kolmer 2008] Kolmer, Lothar: *Geschichtstheorien*. Paderborn : Fink, 2008 (UTB Profile 3002).
- [Licklider 1960] Licklider, Joseph Carl R.: Man-Computer Symbiosis. In: *IRE Transactions on Human Factors in Electronics HFE-1* (1960), März, S. 4-1.
- [Licklider 1965] Licklider, Joseph Carl R.: *Libraries of the Future*. MIT Press, 1965.
- [Mancini und Buckingham Shum 2006] Mancini, Clara ; Buckingham Shum, Simon J.: Modeling Discourse in Contested Domains: A Semiotic and Cognitive Framework. In: *International Journal of Human-Computer Studies* 64 (2006), November, Nr. 11, S. 1154-1171.
- [Neil 2010] Neil, Benn: Using the cDnS Ontology as Upper-Level for a Scholarly Debate Ontology. In: *Frontiers in Artificial Intelligence and Applications* (2010), S. 359-372.
- [Nelson 1965] Nelson, T. H.: Complex Information Processing: A File Structure for the Complex, the Changing and the Indeterminate. In: *Proceedings of the 1965 20th National Conference*, ACM, 1965, S. 84-100.
- [Nelson 1996] Nelson, Ted ; Whitehead, Jim (Hrsg.): Orality and Hypertext: An Interview with Ted Nelson. 1996. – URL http://www.ics.uci.edu/~ejw/csr/nelson_pg.html
- [Nelson 2001] Nelson, Ted ; BBC (Hrsg.): Visionary lays into the web. 2001. – URL <http://news.bbc.co.uk/2/hi/science/nature/1581891.stm>
- [Nelson u. a. 2007] Nelson, Theodor H. ; Smith, Robert A. ; Mallicoat, Marlene: Back to the Future: Hypertext the Way It Used to Be. In: *Proceedings of the Eighteenth Conference on Hypertext and Hypermedia*, ACM, 2007, S. 227-228.
- [Piotrowski 2015] Piotrowski, Michael: Document Engineering and Digital Humanities. In: *NLP for Historical Texts: Computational linguistics and digital humanities*. URL <http://nlphist.hypotheses.org/263>, Mai 2015. – Blog.
- [Piotrowski 2016] Piotrowski, Michael: Digital Humanities, Computational Linguistics, and Natural Language Processing. Lectures on Language Technology and History. März 2016. – URL http://stp.lingfil.uu.se/~nivre/docs/michael_piotrowski_2016.pdf
- [Pohl und Steeg 2016] Pohl, Adrian ; Steeg, Fabian: Zurück ins Web. Die Entwicklung eines neuen Webauftritts für die Nordrhein-Westfälische Bibliographie (NWBib). In: LIBREAS. Library Ideas 29 (2016). – URL <http://libreas.eu/ausgabe29/04pohl/>
- [Raskin 1987] Raskin, Jef: The Hype in Hypertext: A Critique. In: *Proceedings of the ACM Conference on Hypertext*, ACM, November 1987 (HYPERTEXT '87), S. 325-330 [Rheingold 2000] Rheingold, Howard: *Tools for Thought: The History and Future of Mind-Expanding Technology*. MIT Press, 2000.
- [Stock 2016] Stock, Wolfgang G.: Norbert Henrichs (1935–2016): Pionier der Informationswissenschaft in Deutschland. In: *Information - Wissenschaft & Praxis* 67 (2016), Januar, Nr. 4, S. 257–268.

[Sumner und Shum 1998] Sumner, Tamara ; Shum, Simon B.: From Documents to Discourse: Shifting Conceptions of Scholarly Publishing. In: Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems, ACM Press / Addison-Wesley Publishing Co., 1998, S. 95-102.

[Treloar und Wilkinson 2008] Treloar, A. ; Wilkinson, R.: Rethinking Metadata Creation and Management in a Data-Driven Research World. In: Fourth IEEE International Conference on eScience, Dezember 2008, S. 782-789.

[Welsch 1992] Welsch, Erwin K.: Hypertext, Hypermedia, and the Humanities. In: Library Trends 40: Electronic Information for the Humanities (1992), Nr. 4, S. 614-646.

[Zemanek 1966] Zemanek, Heinz: Semiotics and Programming Languages. In: Communications of the ACM 9 (1966), März, Nr. 3, S. 139-143.

[Zemanek 1992] Zemanek, Heinz: Computer für die Geisteswissenschaften, Geisteswissenschaften für den Computer. S. 166-234. In: Das geistige Umfeld der Informationstechnik, Springer, 1992.

[Zumstein und Stöhr 2015] Zumstein, Philipp ; Stöhr, Matti: Zur Nachnutzung von bibliographischen Katalog- und Normdaten für die persönliche Literaturverwaltung und Wissensorganisation. In: ABI Technik 35 (2015), Januar, Nr. 4, S. 210-221.

Ingo Frank M.A. hat nach seinem Informatik-Studium und selbständiger Tätigkeit im Bereich Web-Entwicklung Philosophie und Informationswissenschaft studiert und mit einer Magisterarbeit über neurophänomenologische Erklärung von Bewusstsein abgeschlossen. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Nachwuchsgruppe „Frozen and Unfrozen Conflicts“ am Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) der Universität Regensburg.

Die Nutzung einer „Schattenbibliothek“ im Licht des Urheberrechts

Eric W. Steinhauer

Nachveröffentlichung von https://ub-deposit.fernuni-hagen.de/receive/mir_mods_00000825 / CC-BY

1 Hinführung¹

Ohne einen breiten und zuverlässigen Zugang zu Fachpublikationen ist wissenschaftliches Arbeiten nicht möglich. Als Folge von Marktkonzentrationen liegt das wissenschaftliche Publikationswesen vor allem im Bereich der Zeitschriften derzeit in den Händen einiger weniger internationaler Konzernverlage. Diese vertreiben ihre Inhalte für sie selbst hoch profitabel an wissenschaftliche Einrichtungen, vor allem an Bibliotheken. Da wissenschaftliche Veröffentlichungen im Forschungsprozess nicht substituiert werden können, gelingt es einigen, besonders wichtigen Verlagen, sehr ambitionierte und zudem stetig steigende Preise für ihre Produkte zu verlangen.

Die Erwerbungsetats von Bibliotheken und Forschungseinrichtungen können mit diesen Preisseigerungen schon seit vielen Jahren nicht mehr mithalten. Die Folge dieser Entwicklung ist auf der einen Seite, dass sich viele Forschungseinrichtungen notwendige Fachliteratur nicht mehr in der erforderlichen Breite leisten können oder dass der Erwerb der Produkte der Konzernverlage zu Lasten von Büchern und anderen Publikationen kleiner und mittlerer Wissenschaftsverlage geht. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von der so genannten Zeitschriftenkrise.²

Dem bezahlten Zugang bei den Konzernverlagen stellt die Open-Access-Bewegung als Reaktion auf die Zeitschriftenkrise die Idee frei zugänglicher wissenschaftlicher Inhalte gegenüber. Sie hat in den letzten Jahren beachtliche Erfolge erzielt und ist dabei, insbesondere in den Natur- und Technikwissenschaften, zu einem führenden Publikationsparadigma zu werden. Dessen ungeteilt spielen kostenpflichtige Publikationen in Konzernverlagen immer noch eine große Rolle, nicht zuletzt deshalb, weil sie im Wissenschaftsmanagement für die Messung wissenschaftlicher Reputation von hoher Bedeutung sind.

Die Zeitschriftenkrise erschwert zwar den Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen, macht ihn aber nicht unmöglich. So können Bibliotheken vor Ort nicht verfügbare Inhalte durch ihre Lieferdienste wie Fernleihe oder Dokumentdirektlieferung relativ schnell besorgen. Über

¹Dieser Beitrag stellt lediglich eine persönliche Meinungsäußerung des Verfassers dar. Das Manuskript wurde am 14. Dezember 2016 abgeschlossen.

²Keller, Alice: Elektronische Zeitschriften im Wandel, Wiesbaden 2001, S. 78 ff.



Abbildung 1:

persönliche Kontakte unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern haben sich zudem gut funktionierende Netzwerke etabliert, über die nahezu jede Veröffentlichung erreichbar ist. Beide Wege sind legal, denn § 53a UrhG gestattet jedenfalls in Papierform die Dokumentlieferung durch Bibliotheken, und die zwischen einzelnen Personen übermittelte Kopie ist eine nach § 53 Abs. 2 S. 1 Nr. 1 UrhG zulässige Vervielfältigung zum eigenen wissenschaftlichen Gebrauch, die auch ein anderer als der Begünstigte herstellen darf.

Bibliotheken und persönliche Kontakte als Alternativen zu einem direkt beim Verlag lizenzierten Zugang haben freilich den Nachteil der Umständlichkeit und der zeitlichen Verzögerung. Auf dieses Problem reagieren so genannte „Schattenbibliotheken“, die über das Internet eine große Zahl von Veröffentlichungen an einer Stelle für den sofortigen Zugriff verfügbar machen. Die derzeit bekannteste und wohl auch größte „Bibliothek“ dieser Art ist Sci-Hub aus Kasachstan mit rund 58 Millionen Wissenschaftspublikationen.³

Die Nutzung von Sci-Hub ist denkbar einfach und funktioniert nach dem von Google bekannten „Ein-Schlitz-Prinzip“:

Man braucht nur die DOI einer gewünschten Publikation einzugeben und hat nach zwei Klicks sofort den Volltext auf dem Bildschirm. Gerade diese Einfachheit hat dazu geführt, dass Sci-Hub auch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genutzt wird, die einen legalen Zugang über Verlagsangebote an ihren Institutionen haben.⁴

Es steht außer Frage, dass das Angebot von Sci-Hub eine massive Urheberrechtsverletzung darstellt und rechtswidrig ist. Doch gilt dies auch für die Nutzung dieser Schattenbibliothek?

Vervielfältigung zum eigenen wissenschaftlichen Gebrauch?

Die übliche Art, Publikationen über Sci-Hub zu beziehen, besteht darin, einen Aufsatz mit Hilfe seiner DOI, die meist leicht auf Verlagswebseiten oder in Literaturdatenbanken zu finden ist, aufzurufen und den so erhaltenen Text entweder abzuspeichern oder für die intensive Lektüre auszudrucken. Die in beiden Fällen erzeugte Vervielfältigung greift in das Recht des Urhebers

³Zu nennen wäre hier auch Library Genesis oder LibGen mit 52 Millionen Artikeln.

⁴Eine Studie an der Universität Utrecht kommt zu dem Ergebnis, dass 75% der dort über Sci-Hub bezogenen Artikel auch legal (Lizenzen/Open Access) zugänglich waren, vgl. Kramer, Sci-Hub: access or convenience? A Utrecht case study. <https://im2punt0.wordpress.com/2016/06/20/sci-hub-utrecht-case-study-part-1/> und <https://im2punt0.wordpress.com/2016/06/20/sci-hub-access-or-convenience-a-utrecht-case-study-part-2/>. Siehe zur Frage der Nutzergruppen von Sci-Hub auch Bohannon, John: Who's downloading pirated papers? Everyone. in: Science 352 (2016), S. 508-512.

aus § 16 UrhG bzw. in dem Verlag meist umfassend und ausschließlich eingeräumte Nutzungsrechte ein. Sie ist mangels einer vertraglich mit dem Rechteinhaber vereinbarten Nutzung nur dann zulässig, wenn eine Schrankenbestimmung eingreift. In Betracht kommt hier insbesondere die Vervielfältigung zum eigenen wissenschaftlichen Gebrauch nach § 53 Abs. 2 S. 1 Nr. 1 UrhG.

Auf den ersten Blick scheinen die Voraussetzungen unproblematisch gegeben zu sein. Die offensichtliche Rechtswidrigkeit der Vorlage schließt nach § 53 Abs. 1 S. 1 UrhG lediglich eine Privatkopie aus. Da dieses Erfordernis gerade nicht für die anderen Anwendungsfälle von § 53 UrhG, also auch nicht bei Vervielfältigungen für den eigenen wissenschaftlichen Gebrauch, gilt,⁵ könnte man im Gegenschluss folgern, dass es auf die Legalität der Quelle in diesem Fall eben nicht ankommt und daher Vervielfältigungen, die über Sci-Hub ermöglicht werden, rechtlich nicht zu beanstanden sind.

Doch so einfach ist die Sache nicht. Als im Zuge des so genannten „Zweiten Korbes“ § 53 Abs. 1 UrhG im Jahr 2007 um das Erfordernis einer nicht offensichtlich rechtswidrigen Quelle ergänzt worden ist, wollte der Gesetzgeber dies nicht als Einschränkung einer vorher nahezu schrankenlosen Privatkopierfreiheit, sondern lediglich als Klarstellung eines allgemeinen Rechtsgrundatzes verstanden wissen.⁶

Es liegt daher nahe, auch bei Vervielfältigungen für den eigenen wissenschaftlichen Gebrauch die Verwendung einer rechtmäßig zugänglich gemachten Vorlage zu fordern. Als Anknüpfungspunkt im Wortlaut der Schrankenbestimmung könnte dabei das Merkmal der „Gebotenheit“ dienen. Dieser unbestimmte Rechtsbegriff unterliegt der Auslegung. Ein wichtiger Auslegungsmaßstab ist dabei die Richtlinie 2001/29/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 22. Mai 2001 zur Harmonisierung bestimmter Aspekte des Urheberrechts und der verwandten Schutzrechte in der Informationsgesellschaft (InfoSoc.-Richtlinie).⁷ In seinem Urteil über die Verleihbarkeit von E-Books durch Bibliotheken hat der EuGH jüngst den allgemeinen Grundsatz angeführt, dass eine Vervielfältigung oder sonstige auf einer urheberrechtlichen Ausnahmebestimmung gestützte Nutzung auf Grundlage einer unrechtmäßigen Quelle dem Ziel des Urheberschutzes, wie er durch die europäischen Richtlinien gewährt wird, zuwiderlaufe und daher nicht erlaubt werden könne.⁸

Von daher wird man auch eine Vervielfältigung für den eigenen wissenschaftlichen Gebrauch, die über die Nutzung von Sci-Hub ermöglicht wird, als nicht geboten im Sinne von § 53 Abs. 2 S. 1 Nr. 1 UrhG werten müssen. Sie ist damit rechtswidrig.

⁵ So ausdrücklich Loewenheim, in: Schricker/Loewenheim, Urheberrecht, 4. Aufl. 2010, § 53, Rn. 21.

⁶ Vgl. BT-Drs. 15/1066, S. 2: „Durch Ergänzung des § 53 Abs. 1 Satz 1 – neu – UrhG wird klargestellt, dass die nach § 53 Abs. 1 – neu – UrhG privilegierten Privatkopien nur zulässig sind, wenn sie aus legalem Ausgangsmaterial gewonnen werden“; Busch, Zur urheberrechtlichen Einordnung der Nutzung von Streamingangeboten, in: GRUR 2011, 502.

⁷ Durch Auslegung des Merkmals der Gebotenheit hat der BGH bereits bei § 52a UrhG das mit Blick auf § 53a UrhG naheliegende Gegenschlussargument bei der Frage nach dem Vorrang angemessener Verlagsangebote neutralisiert, vgl. BGH ZUM 2014, S. 530 (Meilensteine der Psychologie).

⁸ Vgl. EuGH C-174/15, Rn. S. 66-71.

Rechtmäßige Nutzung?

Diese Rechtswidrigkeit bezieht sich auf eigene Ausdrucke oder dauerhafte Abspeicherungen. In beiden Fällen sind jedoch neben dem bloßen Aufruf des über Sci-Hub angebotenen Werkes noch weitere Handlungen erforderlich. Wie aber ist die Situation zu bewerten, wenn ein Werk bei Sci-Hub lediglich aufgerufen und am Bildschirm gelesen wird, ohne dass darüber hinaus dauerhafte Vervielfältigungen erstellt werden? Anders gefragt: Ist auch das bloße Lesen eines Werkes bei Sci-Hub ebenfalls unzulässig?

Einschlägig zur Beantwortung dieser Frage ist nicht § 53 UrhG, sondern § 44a Nr. 2 UrhG. Danach sind vorübergehende, rein technisch bedingte Vervielfältigungshandlungen erlaubt, um eine rechtmäßige Nutzung eines Werkes zu ermöglichen. Diese Vervielfältigungen dürfen zudem keinen eigenen wirtschaftlichen Wert haben.

Die zunächst entscheidende Frage ist, ob das bloße Lesen am Bildschirm eines über Sci-Hub bezogenen Werkes eine „rechtmäßige Nutzung“ im Sinne des Gesetzes ist. Spontan würde man sagen, dass die Nutzung einer illegalen Schattenbibliothek wohl kaum rechtmäßig genannt werden könne.⁹ Doch darauf kommt es in diesem Fall nicht an. Entscheidend bei § 44a UrhG ist nämlich allein die Perspektive des Nutzenden und das, was er oder sie in einer konkreten Nutzungssituation tut.

Bewertet werden muss daher allein der Vorgang des Lesens am Bildschirm. Nach ganz herrschender Meinung in der Urheberrechtswissenschaft ist die bloße Wahrnehmung eines urheberrechtlich geschützten Werkes, der rein rezeptive Werkgenuss also, von den urheberrechtlichen Ausschließlichkeitsrechten gar nicht erfasst und damit eine per se rechtmäßige Nutzung.¹⁰

In der Literatur wird diese Ansicht, die vor allem im Zusammenhang mit dem *Streaming* von illegal ins Netz gestellten Kinofilmen oder Pornographie diskutiert worden ist, von gewichtigen Stimmen geteilt.¹¹ Selbst das BMJV ist der Ansicht, dass der bloße Werkgenuss im Internet urheberrechtlich unbedenklich ist.¹² Da zudem die Vervielfältigung des über Sci-Hub zugänglichen Werkes auf dem Bildschirm spätestens mit dem Schließen des Browsers bzw. des Herunterfahrens des Rechners gelöscht wird, ist sie auch hinreichend flüchtig.¹³ Schließlich kann die Vervielfältigung als solche wirtschaftlich nicht verwertet werden, da sie nicht weitergegeben werden kann und überdies nicht vollständig ist, weil ja immer nur ein Ausschnitt des Werkes am Bildschirm zu sehen ist. Damit wäre das bloße Lesen von Aufsätzen aus einer Schattenbibliothek offenbar legal!¹⁴

⁹ So im Ergebnis Busch, Thomas: Zur urheberrechtlichen Einordnung der Nutzung von Streamingangeboten. in: GRUR 2011, S. 501-503.

¹⁰ Vgl. auch Erwägungsgrund 33 der InfoSoc-Richtlinie: „Eine Nutzung sollte als rechtmäßig gelten, soweit sie vom Rechtsinhaber zugelassen bzw. nicht durch Gesetze beschränkt ist.“ Nicht durch Gesetze beschränkt wäre eben der rezeptive Werkgenuss.

¹¹ Zum Diskussionsstand vgl. Dreier, in: Dreier/Schulze, UrhG, 5. Aufl. 2015, § 44a, Rn. 8 sowie Wiebe, in: Spindler/Schuster, Recht der elektronischen Medien, 3. Aufl. 2015, § 44a UrhG, Rn. 10 f.

¹² Vgl. BT-Drs. 18/246, S. 3

¹³ Vgl. von Welser, in: Wandtke/Bullinger, UrhG, 4. Aufl., 2014, § 44a, Rn. 3.

¹⁴ So im Ergebnis auch Dreier, in: Dreier/Schulze, UrhG, 5. Aufl., 2015, § 53, Rn. 12b, wonach in den Fällen, in denen eine Kopie nach § 53 UrhG zulässig ist, eine Nutzung nach § 44a UrhG gleichwohl legal sein kann. Siehe auch Starcke, Andreas: Kinoticket oder Online-Stream? In: JURA 2016, S. 1290-1292.

An dieser Stelle freilich könnte man das oben genannte Argument des EuGH anführen, wonach es nicht sein könne, unrechtmäßige Quellen zum Ausgangspunkt für weitere, dann aber legale Nutzungen zu machen. Dieses Argument ist jedoch eher schwach.

Zum einen geht es beim bloßen Werkgenuss gerade nicht um Nutzungen im Sinne des Urheberrechts. So wie niemand auf die Idee kommt, das Lesen von Raubdrucken oder das Anhören illegal gebrannter CDs zu verbieten, so wird man auch das Lesen von Raubkopien am Bildschirm nicht anders zu beurteilen haben.¹⁵

Zum anderen gibt es auch einen entscheidenden Unterschied zu einer dauerhaft angefertigten Kopie. Wer sich mit Hilfe einer Schattenbibliothek selbst gleichsam eine eigene Schattenbibliothek aufbaut, ist in der Lage, die abgespeicherten Inhalte anderen zur Verfügung zu stellen und damit selbst Teil eines illegalen Netzwerkes zu werden. Diese Möglichkeit besteht beim bloßen Lesen nicht. Um einen Aufsatz erneut zu konsultieren, muss er jedes Mal neu in der Schattenbibliothek aufgerufen werden. Wird die Schattenbibliothek abgeschaltet, ist auch die Lesemöglichkeit nicht mehr gegeben. Hier wird deutlich, dass die Anfertigung eigener Kopien gegenüber dem bloßen Lesen eine ganz andere Qualität hat.¹⁶ Rechteinhaber können den Schaden, den ihnen eine Schattenbibliothek zufügt, mit Blick auf die „Raubleser“ sofort unterbinden, wenn es ihnen gelingt, die Schattenbibliothek abzuschalten. Kopien jedoch, die Nutzer der Schattenbibliothek angefertigt haben, können die Rechteinhaber praktisch nicht mehr kontrollieren. Wenn ein hohes Schutzniveau im Bereich des Urheberrechts das Ziel ist, muss die Rechtsordnung diesen Kontrollverlust, der beim bloßen Lesen nicht eintritt, verhindern.

Weiterführende Überlegungen

Die offenbar nicht eindeutig rechtswidrige Nutzung einer eindeutig rechtswidrigen Schattenbibliothek wirft einige Fragen auf. Zunächst wäre zu überlegen, ob eine Auslegung von § 44a UrhG, wie hier vorgeschlagen, in einem möglichen Rechtsstreit vor Gericht Bestand hätte. Prognosen sind hier natürlich schwierig, einige Grundlinien möglicher Argumentationen lassen sich gleichwohl aufzeigen. Denkbar ist zunächst, beim Merkmal der „rechtmäßigen Nutzung“ anzusetzen und die Nutzung einer Schattenbibliothek auch im bloßen Lesezugriff als rechtswidrig zu bewerten.¹⁷ Allerdings müsste dann die sinnvolle Doktrin vom urheberrechtsfreien Werkgenuss relativiert werden.¹⁸

¹⁵So argumentieren Fangerow, Kathleen; Schulz, Daniela: Die Nutzung von Angeboten auf www.kino.to - Eine urheberrechtliche Analyse des Film-Streamings im Internet. In: GRUR 2010, S. 681. Ensthaler, Streaming und Urheberrechtsverletzung, in: NJW 2014, S. 1554 freilich wirft die Frage auf, „ob dieser freie Werkgenuss in der digitalen Welt erhalten bleiben soll.“

¹⁶So differenziert im Ergebnis auch Wiebe, in: Spindler/Schuster, Recht der elektronischen Medien, 3. Aufl. 2015, § 44a UrhG, Rn. 11, anders dagegen Marly, Jochen: Bildschirmkopien, Cache-Kopien und Streaming als urheberrechtliche Herausforderungen. In: EuZW 2014, S. 619.

¹⁷Vgl. Busch, Zur urheberrechtlichen Einordnung der Nutzung von Streamingangeboten, in: GRUR 2011, S. 501.

¹⁸Nach Rehbinder/Peukert, Urheberrecht, 17. Aufl., 2015, Rn. 608 soll sie bei der digitalen Werknutzung nicht mehr gelten, so auch Marly, Jochen: Bildschirmkopien, Cache-Kopien und Streaming als urheberrechtliche Herausforderungen. In: EuZW 2014, S. 618: „reine Werknutzung zugleich zustimmungspflichtige Vervielfältigung.“

Interessanter ist es daher, das Merkmal der „eigenen wirtschaftlichen Bedeutung“ näher zu betrachten.¹⁹ Bislang wird hier meist auf die Vervielfältigungshandlung bzw. die dabei erzeugten Kopien abgestellt und nach deren unmittelbarer wirtschaftlicher Bedeutung gefragt. Eine solche Bedeutung setzt aber in der Regel die Möglichkeit voraus, dass die erzeugten Kopien irgendwie weitergegeben werden können.

Hier freilich stellt sich das Problem, dass eine Weitergabe von flüchtigen oder begleitenden Kopien schon vom Begriff schwer möglich ist. Soll also das Merkmal der „eigenen wirtschaftlichen Bedeutung“ einen substanzialen Anwendungsbereich haben, so könnte man überlegen, die wirtschaftliche Bedeutung der fraglichen Vervielfältigungen umfassender zu bestimmen. Hierfür spricht, dass § 44a UrhG ja nicht vom „Wert“ der Vervielfältigung spricht, was den Blick auf die Kopie selbst verengt, sondern von der „Bedeutung“, womit auch ökonomische Umstände und Konsequenzen der erzeugten Kopie gemeint sein können. Eine „wirtschaftliche Bedeutung“ dieser Art kommt einer flüchtigen Lesekopie in mehrfacher Hinsicht zu.

Zunächst kann man darauf abstellen, dass der Betrachter eines illegal zugänglich gemachten Aufsatzes sich den eigenen Erwerb erspart. Dieses Argument ist bei wissenschaftlichen Fachaufsätzen wenig sinnvoll. Das liegt daran, dass diese Aufsätze in aller Regel nicht von den Lese- rinnen und Lesern erworben,²⁰ sondern über einen durch Bibliotheken und Forschungseinrichtungen bereitgestellten und für die Nutzerinnen und Nutzer selbst kostenfreien Zugang genutzt werden. Steht ein solcher Zugang nicht zur Verfügung, kann der gewünschte Beitrag gegen eine sehr geringe Gebühr über die Fernleihe bezogen werden. Die Nutzung einer Schattenbibliothek erspart hier offenbar kein Geld. Oder doch?

Tatsächlich ist auch ein bloß lesender Zugriff Gegenstand eigener, auf individuelle Endnutzerinnen und Endnutzer zugeschnittener kommerzieller Angebote. Ein Beispiel hierfür ist der Dienst „DeepDyve“ (<https://www.deepdyve.com>). Dort kann gegen Zahlung von 40 \$ im Monat auf über 10.000 wissenschaftliche Zeitschriften lesend zugegriffen werden. Genau diese Kosten ersparen sich Nutzerinnen und Nutzer von Sci-Hub, wenn sie Inhalte, die sie über Angebote wie DeepDyve zu angemessenen Bedingungen legal nutzen können, nicht dort, sondern über eine Schattenbibliothek beziehen. Insoweit kann man mit guten Gründen argumentieren, dass auch flüchtige Kopien für das bloße Lesen am Bildschirm eine wirtschaftliche Bedeutung haben, jedenfalls dann, wenn eben dieses Lesen gegen ein Entgelt zu angemessene Bedingungen angeboten wird, wenn es also ein entsprechendes Geschäftsmodell gibt, das durch die Nutzung illegaler Quellen unmittelbar beeinträchtigt wird.²¹

Schließlich kann noch überlegt werden, welche Auswirkung die Nutzung von Schattenbibliotheken wie Sci-Hub auf die weitere Verwertung von wissenschaftlichen Publikationen hat. Dabei geht es weniger um den unmittelbaren Vertrieb von Inhalten, sondern mehr darum, dass im Sinne von Big Data die Nutzung digital verfügbarer Publikationen eine immer wichtiger werdende Quelle für wissenschaftsunterstützende Dienstleistungen wie die Messung von Reputation und

¹⁹Vgl. Marly, Jochen: Bildschirmkopien, Cache-Kopien und Streaming als urheberrechtliche Herausforderungen. In: EuZW 2014, S. 619.

²⁰Dass einzelne Beiträge für 30 € und mehr einzeln bezogen werden können, spielt in der Praxis keine Rolle. Solche Angebote zur Phantasiepreisen werden von Leserinnen und Lesern an Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen nicht genutzt.

²¹Vgl. LG München I, in: MMR 2007, S. 329 sowie im Ergebnis Ensthaler, Jürgen: Streaming und Urheberrechtsverletzung. In: NJW 2014, S. 1555, der § 44a UrhG immer dann verneint, wenn die in Frage stehende Nutzung einer wirtschaftlich bedeutsamen Verwertungsmöglichkeit entspricht.

dergleichen wird. Nutzungsdaten sind aber nur dann aussagekräftig, wenn sie die tatsächliche Nutzung auch weitgehend vollständig erfassen. Vor diesem Hintergrund stellen Schattenbibliotheken ein ernstes Problem für alle Art bibliometrischer Erfassung von Nutzungsvorgängen und darauf aufbauender Verwertung in anderen Informationsprodukten dar.²²

Auch wenn diese Auswirkungen wohl zu abstrakt sind, um sie im Merkmal der „eigenen wirtschaftlichen Bedeutung“ im Rahmen von § 44a UrhG zu berücksichtigen, so sind sie doch für die informationsfachliche Einordnung der Nutzung von Schattenbibliotheken nicht unwichtig. Die klammheimliche Freude, dass durch das Angebot von Schattenbibliotheken wie Sci-Hub nun den wenig geliebten Konzernverlagen eins ausgewischt wird,²³ könnte so auch für Freunde des offenen Zugangs getrübt werden, soweit sie sich für bessere Reputationsmessungen als den hierfür im Grunde vollkommen ungeeigneten Impact-Faktor interessieren, denn Schattenbibliotheken werden ihre Nutzerdaten sicher nicht dauerhaft und zuverlässig zur Verfügung stellen.²⁴

Da hier zudem ein mögliches neues Geschäftsfeld gerade für große Konzernverlage liegt, werden auch diese die Herausforderungen, die eine Schattenbibliothek wie Sci-Hub nicht nur beim Zugang, sondern vor allem beim Nutzungskomfort bietet, sehr ernst nehmen müssen. Diese Verlage laufen sonst Gefahr, durch überzogene Renditeerwartungen bei dem von ihnen vertriebenen Content, die zu Zugangsgängen bei Bibliotheken und damit zu einem Ausweichen auf Schattenbibliotheken führen, die für sie wirtschaftlich hochinteressante Entwicklung neuer Analyseinstrumente für die wissenschaftliche Reputationsmessung selbst zu hintertreiben.

Als Ergebnis kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass mit Blick auf die Existenz legaler kommerzieller Angebote für die bloße Lektüre wissenschaftlicher Beiträge im Internet auch das Lesen von Inhalten über Sci-Hub von wirtschaftlicher Bedeutung ist, so dass eine Berufung auf § 44a Nr. 2 UrhG für diese Inhalte ausscheidet, wenn man das Merkmal der „eigenen wirtschaftlichen Bedeutung“ auch auf ersparte eigene Aufwendungen bzw. die Existenz eigenständiger Verwertungswege für die bei Sci-Hub gewählte Nutzungsform erstrecken möchte.

Fazit

Im Licht des Urheberrechts ist und bleibt Sci-Hub für den Nutzer eine Schattenbibliothek. Ausdrucke und Abspeicherungen von über Sci-Hub zugänglich gemachten Werken sind nicht zulässig. Selbst das bloße Lesen findet in einer rechtlichen Grauzone statt. Auch wenn die Nutzung von Sci-Hub daher nicht unbedenklich ist, wird in der Praxis vielleicht weniger das nicht restlos klare Recht, sondern am Ende das eigene Gewissen darüber entscheiden, ob man den Verlockungen von 58 Millionen frei zugänglichen Wissenschaftspublikationen nachgeben will oder nicht. Rechtliche Gründe sprechen wohl dafür, das besser nicht zu tun.

²²Darauf weist etwa McNutt, Marcia: My love-hate of Sci-Hub. In: Science 352 (2016), S. 497 hin.

²³Vgl. Russel, Carrie; Sanchez, Ed: Sci-Hub unmasked – Piracy, information policy, and your library. In: College and Research Libraries News 77 (2016), S. 122.

²⁴Allerdings gibt es bei Sci-Hub eine bemerkenswerte Offenheit, vgl. Elbakyan, Alexandra; Bohannon, John: Data from: Who's downloading pirated papers? Everyone. Dryad Digital Repository. 2006. Online unter: <http://dx.doi.org/10.5061/dryad.q447c>.

Informationsethischer Nachtrag

Die informationsethische Frage, die Schattenbibliotheken mit wissenschaftlichen Inhalten aufwerfen, ist nur vordergründig einfach zu lösen. Einerseits gilt hier die Besonderheit, dass wissenschaftliche Autorinnen und Autoren in aller Regel nicht vergütet werden und ihnen daher, im Gegensatz etwa zu Künstlerinnen und Künstlern bei der Musik- und Filmpiraterie, kein persönlicher Schaden zugefügt wird.

Andererseits bedingt ein professionelles wissenschaftliches Publikationswesen hohe Kosten, so dass die Verlage als wesentliche Akteure in diesem System um dessen Funktionsfähigkeit willen auf Einnahmen angewiesen sind.

Letztlich ist alles eine Frage der Balance. Schattenbibliotheken reagieren hier auf offenbar ungewogene Entwicklungen der letzten Jahre mit dem Risiko freilich, neben den schwarzen Schafen unter den Verlagen auch dem für die Wissenschaft unverzichtbaren Publikations- und Reputationssystem als solchem einen irreparablen Schaden zuzufügen. Daher muss die Bereitstellung einfacher und bezahlbarer legaler Zugriffsmöglichkeiten das Ziel sein. Dass populäre Schattenbibliotheken aber erst den dafür notwendigen Handlungsdruck erzeugen müssen, erschwert mit Blick auf das anzustrebende Ziel eine eindeutige informationsethische Einordnung ihrer Nutzung.²⁵

Prof. Dr. Eric W. Steinhauer, Verwaltungsdirektor an der Fernuniversität in Hagen, Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Prof. Dr. Eric W. Steinhauer hat Rechtswissenschaft, katholische Theologie, Philosophie, Politik- und Erziehungswissenschaft in Münster und Hagen studiert. Er promovierte zum Dr. jur. in Münster. Nach dem Bibliotheksreferendariat in Freiburg/Brsg. und München war er wissenschaftlicher Bibliothekar in Ilmenau, Magdeburg und arbeitet in dieser Position derzeit in Hagen. Seit 2014 hat er eine Honorarprofessor am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Bibliotheks- und Urheberrecht, digitales kulturelles Gedächtnis, Kulturwissenschaft der Bibliothek.

²⁵Gegen die Nutzung von Sci-Hub aus ethischer Sicht sprechen sich Saleem, Faheed; Hasaali, Mohamed Azmi; ul Haq, Noman: Sci-Hub & ethical issues. In: Research in Social and Administrative Pharmacy 13 (2017), S. 253 aus. Kritisch aus Bibliothekssicht sind Russel, Carrie; Sanchez, Ed; Sci-Hub unmasked – Piracy, information policy, and your library. In: College and Research Libraries News 77 (2016), S. 125, die Open Access und bessere Dokumentlieferung als Lösung anbieten. Eine realistische Sicht auf die seit Jahren übliche Praxis des digitalen Austausches von Fachpublikationen bietet Heathers, James: Why Sci-Hub Will Win. 02.05.2016, online unter: <https://medium.com/@jamesheathers/why-sci-hub-will-win-595b53aae9fa#.tscdkaz0v>. Siehe auch Steinhauer, Eric W: Urheberrechtsnovelle - Das Urheberrecht in der Wissenschaft, oder „The Dirty Way Of Information“. In: H-Soz-Kult, 27.09.2007 <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-938>.

Rahmenbedingungen für das Publizieren eines Open-Access-Journals. Ein Szenario

Dorothea Kühlein & Mareen Reichardt

unter Mitarbeit von Vivien Damm, Sebastian Grau und Katharina Weile

unter Mitarbeit von Vivien Damm, Sebastian Grau und Katharina Weile

Inspiriert von den Erfahrungen aus dem DFG-Projekt 'Future Publications in den Humanities' werden auf Grundlage eines gegebenen fiktiven Szenarios für das Publizieren eines geisteswissenschaftlichen Open-Access-Journals die verschiedenen Strategien und Möglichkeiten des Open Access erörtert. Als mögliche Option wird zum einen der Grüne Weg mit der Weiterführung der Printausgabe über den alten Verlag und dem Open-Access-Publizieren der Artikel auf einem Repository identifiziert. Weiterhin kann der hybride Goldene Weg herausgestellt werden, mit der Möglichkeit über einen neuen Verlag die Printausgabe um eine elektronische Parallelausgabe zu erweitern und einzelne Artikel im Open-Access-Verfahren bereitzustellen. Auch der Goldene Weg im Selbstverlag wird als Alternative erläutert. Es werden jeweils die Vor- und Nachteile aller Optionen abgewogen.

Einleitung

Im Sommersemester 2015 wurde im Rahmen des DFG-Projektes „Future Publications in den Humanities“ am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin ein studentisches Projektseminar realisiert. Die Studierenden erarbeiteten in Projektgruppen bestimmte Themenfelder. Das Ergebnis einer der Projektgruppen soll in diesem Beitrag vorgestellt werden. Die Zielsetzung bestand darin, die verschiedenen Varianten des Open Access, also den freien Zugang zu wissenschaftlichen Volltexten, in Abwägung ihrer jeweiligen Vor- und Nachteile darzustellen. Den Ausgangspunkt bildete ein fiktives Publikationsszenario aus den Geisteswissenschaften. In dem Szenario geht es um einen Herausgeber eines Printjournals, welcher an der Humboldt Universität zu Berlin arbeitet. Er ist in der Wissenschaftsgemeinschaft sehr aktiv und hat eine erhebliche Reputation. Seit längerem wünscht er sich mehr Offenheit gegenüber dem Open-Access-Verfahren und eine effizientere Qualitätssicherung. Letztere sollte idealerweise als Peer-Review, statt wie bisher mittels Editorial Review, durchgeführt werden. Einen größeren finanziellen und organisatorischen Aufwand möchte der Herausgeber wenn möglich vermeiden. Sein bisheriger Verlag befindet sich in einer wirtschaftlichen Krise und möchte diese mit einer Neustrukturierung überwinden. Aus diesem Grund ist die Perspektive der Zeitschrift bei diesem Verlag ungewiss. Es besteht jedoch die Möglichkeit, zu einem größeren Verlag zu wechseln und gleichzeitig auch eine elektronische Parallelausgabe

zu veröffentlichen. Beide Verlage setzen eher auf das bestehende Publikationssystem. Jedoch ist eine gewisse Verhandlungsbereitschaft zur Realisierung des Open-Access-Ansatzes vorhanden. Der größere Verlag würde einer Open-Access-Publikation über den hybriden Goldenen Weg mit sehr hohen Publikationsgebühren, sogenannten Article Processing Charges (APC), zustimmen. Der bisherige Verlag ist aufgrund fehlender Ressourcen nicht in der Lage, eine elektronische Ausgabe bereitzustellen, zeigt sich jedoch offen gegenüber dem Grünen Weg des Open Access. Darüber hinaus verlangt der neue Verlag eine weitreichendere Rechteabtretung seitens der Autoren für Nicht-Open-Access-Artikel. Dem Wunsch nach einem Peer-Review-Verfahren will der neue Verlag nicht mit eigenen Mitteln unterstützen, fordert es aber de facto vom Herausgeber ein. Der bisherige Verlag zeigt sich diesbezüglich offener. Beide Verlage bestehen zudem auf die Weiterführung der Printausgabe.

Aus dem Szenario ergaben sich folgende Leitfragen:

1. Soll der Herausgeber bei seinem alten Verlag bleiben und weiter eine Printausgabe produzieren?
2. Soll der Herausgeber zu einem anderen Verlag wechseln und Kompromisse eingehen?
3. Gibt es andere Möglichkeiten einer Open-Access-Publikation? Wenn ja, mit welchen Partnern, welchem Aufwand und unter welchen Bedingungen?
4. Braucht die Publikation ein Peer Review und falls ja, wie lässt sich ein solches Verfahren organisieren?

Anhand dieser Fragen soll nun erläutert werden, welche Handlungsmöglichkeiten der Herausgeber für dieses Szenario hat.

Methodische Beschreibung

Zu Beginn der Projektarbeit wurde sich mit den einzelnen Akteuren, Problemen und Themen des Szenarios auseinandergesetzt. Im Anschluss wurden die von der Projektleitung vorgegebenen Leitfragen erörtert und für die weitere Bearbeitung ein Flussdiagramm erstellt, um die möglichen Handlungsoptionen zu entwickeln und darzustellen. Die konkreten Handlungsvorschläge wurden unter Zuhilfenahme einschlägiger Fachliteratur ausgearbeitet und im weiteren Verlauf gegeneinander abgewogen.

Analyse

Das Publizieren im Open-Access-Verfahren bringt viele Vorteile mit sich, ist aber auch einigen Vorbehalten ausgesetzt. Der wohl entscheidendste Grund für Open Access ist der schnelle und kostenfreie Zugang zu wissenschaftlichen Informationen und ein damit verbundener, uneingeschränkter globaler Zugriff auf Forschungsergebnisse, die auf Basis von öffentlich finanzierte Forschung zustande gekommen sind. Informationen, die uneingeschränkt und für den Nutzer kostenfrei zugänglich sind, werden stärker wahrgenommen als Informationen deren Zugang

beschränkt ist. Im Internet sind diese Informationen von Suchmaschinen und anderen Nachweisdiensten leichter indexierbar. Suchmaschinen, wie die Bielefeld Academic Search Engine (BASE) und auch das Directory of Open Access Journals (DOAJ) sind spezialisiert auf das Indexieren von Open-Access-Dokumenten. Durch die zunehmende Verbreitung und Sichtbarmachung von Open-Access-Informationen können diese vermehrt genutzt und weiterverwendet werden. Die freie Verfügbarkeit von Informationen fördert auch die ländergrenzen- und fachübergreifende Zusammenarbeit. Auch Staaten, in denen weniger Geld in die Forschung investiert wird oder werden kann, erhalten so Zugriffsmöglichkeiten auf relevante Informationen und bereits vorhandenes Wissen. Schließlich kann auch der Forschungsprozess beschleunigt werden, weil Ergebnisse nicht nur schneller publiziert, sondern Dokumente zum selben Zeitpunkt von mehreren Personen bearbeitet oder eingesehen werden können. Zweifel am Open Access entstehen häufig durch eine Unsicherheit im Umgang mit dem Urheberrecht sowie durch Vorbehalte gegenüber der Qualität und der Langzeitarchivierung der Dokumente. Nur mit der richtigen Archivierung von Informationen im Internet auf entsprechenden Archivservern kann eine langfristige Erhaltung und Verfügbarkeit der Informationen gewährleistet werden (Georg-August-Universität Göttingen. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek 2015).

Es gibt verschiedene Ausprägungen des Open Access. Im Folgenden werden diese Möglichkeiten mit ihren Vor- und Nachteilen erörtert. Dabei wird konkret auf die bereits vorgestellten Leitfragen eingegangen.

Soll der Herausgeber bei seinem alten Verlag bleiben und weiter eine Printausgabe produzieren?

Obgleich sich der bisherige Verlag derzeit in wirtschaftlichen Schwierigkeiten befindet und eine Neustrukturierung seines Geschäfts vornehmen muss, stellt der Verbleib der Zeitschrift bei diesem Verlag dennoch eine attraktive Option dar. Zwar ist die wirtschaftliche Perspektive des Verlages ungewiss, jedoch veranlasst die derzeitige Krise den alten Verlag auch dazu, sich neuen Möglichkeiten zu öffnen, um die renommierten Zeitschrift auch zukünftig an sich zu binden. Für den Herausgeber ergibt sich die Chance die bisherige Zusammenarbeit in einer neuen Form fortzusetzen und auch seinem Wunsch nach Open Access nachzugehen. Da der Verlag aufgrund seiner derzeitigen Schwierigkeiten allerdings weder personelle noch technische Ressourcen für die Weiterentwicklung der Zeitschrift in Richtung Open Access zur Verfügung stellen kann, würde er aber die Öffnung der Zeitschrift für den Grünen Weg des Open Access unterstützen. Da es sich aus der Perspektive des Verlages hier nur um eine vertragsrechtliche Änderung handelt, wäre diese Variante besonders kostengünstig, da lediglich eine entsprechende Klausel in den Autorenverträgen angepasst werden müsste.

Konkret bedeutet dies, dass in der Zeitschrift veröffentlichte Artikel als elektronische Dokumente archiviert und so kostenfrei öffentlich verfügbar gemacht werden können. Prinzipiell sind hier drei Varianten möglich: Das Individual-, das Institutional- oder das Central-Self-Archiving. Beim Individual-Self-Archiving erfolgt die Archivierung und Bereitstellung des Artikels durch den Autor, zum Beispiel auf einer privaten Homepage. Das Institutional-Self-Archiving meint die Archivierung auf einem institutionellen Repository, das Central-Self-Archiving die Archivierung auf einem disziplinären Repository (Müller & Schirmbacher 2007).

Zwar erfolgt die Archivierung beim Grünen Weg in der Regel durch den Autor selbst, allerdings lässt sich dieser Prozess auch durch den Herausgeber organisieren, was im vorliegenden Fall auch empfehlenswert wäre. Dafür sind die Einholung eines einfachen Nutzungsrechts beim Autor sowie die Zustimmung zu einer Deposit-Licence durch den Autor nötig. Dieser Prozess ließe sich mit geringem Aufwand durch den Herausgeber organisieren. Beispielsweise könnte eine entsprechende Zustimmungspflicht der Autoren zur Veröffentlichung ihrer Artikel auf einem Repository bereit mit dem *Call for Papers* oder auch in einem Autorenvertrag, kommuniziert werden. Durch dieses Verfahren wäre sichergestellt, dass jeder in der Printausgabe veröffentlichte Artikel auch tatsächlich als archiviertes elektronisches Dokument zur Verfügung stünde. Außerdem wäre zu klären, ob die elektronische Veröffentlichung der Artikel als Preprint oder als Postprint erfolgen soll. Der Herausgeber muss zudem - bestenfalls in Absprache mit den Autoren und dem Verlag - entscheiden, auf welcher Art Repository die Artikel veröffentlicht werden sollen. Mit den Verantwortlichen des institutionellen Repositorys der Humboldt-Universität zu Berlin, dem edoc-Server, wäre zu klären, ob eine Veröffentlichung von Artikeln auch dann möglich ist, wenn die Autorenschaft oder Co-Autorschaft nicht bei einem Angehörigen der Humboldt-Universität liegt (vgl. AG Elektronisches Publizieren 2014). Sollte dem nicht so sein, bliebe als Alternative die Zugänglichmachung über ein institutionelles Repository. Für sehr viele Fachgebiete existiert in Deutschland zumindest ein spezifisches Repository, das beispielsweise mithilfe des Registry of Open Access Repositories (ROAR) oder dem Directory of Open Access Repositories (DOAR) ermittelt werden kann.

Besteht die Möglichkeit zwischen mehreren Angeboten zu wählen, sollten bestimmte Kriterien die Entscheidung lenken. Erstens sollte die Langzeitverfügbarkeit der Dokumente auf dem Repository gesichert sein. Hier spielt auch die Reputation des Repository-Betreibers eine Rolle. Zweitens sollten die Betreiber des Repositorys Hilfe bei der Erstellung, dem Upload und der Verwaltung der elektronischen Dokumente anbieten. Im Idealfall sollte es zudem über das [DINI]-Zertifikat verfügen, das neben den oben genannten Punkten weitere wichtige Kriterien zur Beurteilung eines Repositorys enthält.

Auch der finanzielle und organisatorische Aufwand hielte sich bei dieser Variante relativ in Grenzen. Für den alten Verlag entstände kein zusätzlicher Aufwand, was sich positiv auf die wirtschaftliche Erholung auswirken könnte. Der Herausgeber beziehungsweise Verlag müsste bei diesem Modell einerseits grundlegende Vereinbarungen mit den beteiligten Autoren treffen (Autorenvertrag, Einfaches Nutzungsrecht, Deposit Licence), ein geeignetes Repository auswählen und für die Erstellung sowie die Zugänglichmachung der elektronischen Dokumente Sorge tragen, wobei ein Großteil dieses Prozesses gegebenenfalls durch die Repository-Betreiber abgedeckt werden könnte. Schließlich würden die Sichtbarkeit und der Verbreitungsgrad der in der Zeitschrift veröffentlichten Artikel durch das Verfügbarmachen der elektronischen Dokumente erhöht. Die Printausgabe der Zeitschrift würde in dieser Variante allerdings nicht überflüssig, da es sich bei der Veröffentlichung im Rahmen des Grünen Weges nicht um eine elektronische Parallelausgabe handelt. Hierin liegt allerdings auch ein Nachteil, da die einzelnen Artikel auf dem Repository auch nur als solche wahrnehmbar wären. Eine elektronische Entsprechung der gesamten Zeitschrift existierte nicht, zumal außerdem nicht garantiert wäre, dass tatsächlich alle Artikel verfügbar gemacht werden können. Weitere Bestandteile der Printausgabe, wie zum Beispiel Kurzmeldungen, Veranstaltungshinweise et cetera fänden sich ebenfalls nicht auf dem Repository wieder. Abzuwägen wäre ebenfalls die Gefahr, dass Abonnenten die Printausgaben abbestellen, wenn ein Großteil der Artikel elektronisch verfügbar gemacht wird. Die nicht garantierte Vollständigkeit lässt dies allerdings als weniger wahrschein-

lich erscheinen. Außerdem ist damit zu rechnen, dass viele Printabonnenten aus Gewohnheit, Verlagsaffinität oder anderen Gründen auch weiterhin die Printzeitschrift bevorzugen.¹

Insgesamt betrachtet, ließe sich die Variante der Open-Access-Veröffentlichungen auf dem Grünen Weg ohne größere Hürden umsetzen, da zwischen Herausgeber und altem Verlag keinerlei Interessenkonflikte bestehen.

Soll der Herausgeber zu einem anderen Verlag wechseln und Kompromisse eingehen?

Bei einem Wechsel zum neuen Verlag wird dem Herausgeber für seinen Wunsch nach mehr Offenheit gegenüber dem Open Access der hybride Goldene Weg angeboten. Der einfache Goldene Weg bezeichnet die Erstveröffentlichung von wissenschaftlichen Beiträgen, die den Bedingungen des Open Access folgen, was bedeutet, dass die Beiträge sofort frei verfügbar sind. Die Veröffentlichung erfolgt je nach Zeitschrift entweder kostenlos oder durch Zahlung einer Veröffentlichungsgebühr in Form von APC, welche in der Regel von Forschungsorganisationen und Forschungsförderern übernommen wird, mitunter aber auch direkt von den Autorinnen und Autoren, beziehungsweise aus deren Forschungsbudgets. Hier können die Autoren sich auch über institutionelle Publikationsfonds, diese werden zum Beispiel gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), oder durch institutionelle Mitgliedschaften von wissenschaftlichen Einrichtungen finanzielle Unterstützung einholen.

Im Gegensatz dazu ist der hybride Goldene Weg eine gesonderte Variante, bei denen vor allem den Autoren grundsätzlich zwei Möglichkeiten offen liegen. Bezahlen sie eine Publikationsgebühr, wird ihr Artikel sofort als Open Access veröffentlicht. Andernfalls wird der Artikel als Closed Access nur den Abonnenten der Zeitschrift zur Verfügung gestellt. APC beinhalten in der Regel die Publikationskosten sowie die Kosten für das Gutachterverfahren, das Online-Hosting und die Verbreitung beziehungsweise die Bewerbung des Artikels. Darüber hinaus kann bei dieser Finanzierung von einer hohen Gewinnspanne seitens des Verlages ausgegangen werden. Hohe Publikationsgebühren können daher dazu führen, dass aus Kostengründen nur einzelne Artikel von den Autorinnen und Autoren für Open Access freigeschaltet werden können, bzw. in reinen Gold-Open-Access-Journals nur Autorinnen und Autoren publizieren können, die über entsprechende Mittel verfügen.

Der Einsatz von APC birgt mitunter auch die Gefahr des sogenannten „double dippings“. Dies bedeutet, dass einerseits durch die Abonnenten Subskriptionsgebühren und andererseits durch die Autoren Publikationsgebühren für denselben Artikel an den Verlag bezahlt werden. Somit verdient der Verlag zusätzlich zu den Einnahmen aus den Abonnements ein zweites Mal durch die Open-Access-Gebühren.

Im Szenario wäre das Begutachtungsverfahren der eingereichten Artikel eigentlich durch die APC im Prinzip finanziell abgedeckt, jedoch stellt der neue Verlag die dafür notwendigen Ressourcen nicht zur Verfügung. Außerdem besteht der Verlag auf eine weitreichende Rechteabtreitung seitens der Autorinnen und Autoren für die Nicht-Open-Access-Artikel. So ist beispielsweise eine Zweitverwertung nicht mehr ohne weiteres möglich. Wissenschaftliche Einrichtungen müssen dann die Artikel entweder einzeln oder über Lizenzverträge und Subskriptionen

¹Vgl. <https://info.ub.hu-berlin.de/annualreports/2014/fupush/>.

zurückkaufen, sonst können sie nicht mehr auf die gesamte Zeitschrift zugreifen. In Anbetracht der Tatsache, dass Open-Access-Veröffentlichungen in den Geisteswissenschaften bislang im Vergleich zu den Naturwissenschaften weniger etabliert sind, bleiben die Akzeptanz sowie der Finanzierungswille seitens der Autoren fraglich (vgl. Kleineberg 2016: 16).

Dieses Szenario bietet aber auch eine Reihe an Vorteilen. Wenn der Herausgeber diesen Weg mit dem neuen Verlag einschlagen möchte, gelten erst einmal die gleichen Bedingungen wie für den einfachen Goldenen Open-Access-Weg, nur dass die Publikation von einem Verlag veröffentlicht wird und dieser auch die Richtlinien für alle Beteiligten vorgibt. Die Betreuung wäre vom Verlag gegeben, womit der Herausgeber wenig bis gar keinen organisatorischen Aufwand hat. Die Reputation seiner Zeitschrift wäre weiterhin gewährleistet. Auch das bisher bereits stattfindende Gutachterverfahren zur Qualitätskontrolle könnte wie bisher durchgeführt werden. Ein weiterer Vorteil für den Herausgeber könnte, sofern vom Verlag auch gewährleistet, eine Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit seiner Zeitschrift über die entsprechend angebotenen Strukturen des neuen Verlages sein.

Gibt es andere Möglichkeiten einer Open-Access-Publikation? Wenn ja, mit welchen Partnern, welchem Aufwand und unter welchen Bedingungen?

Bei einer Publikation ohne Verlagsbeteiligung als dritte Alternative würde die bisherige Printzeitschrift in eine rein elektronische Zeitschrift umgewandelt und nach dem Goldenen Weg des Open Access-Verfahrens publiziert. Dieses Verfahren ist auf zwei denkbaren Wegen realisierbar. Erstens könnte der Herausgeber eine Partnerschaft mit einem sogenannten Open-Access-Verlag eingehen. Dieser bietet neben der benötigten Software auch die Absicherung der Mindestanforderungen an das Qualitätssicherungsverfahren. Darüber hinaus besitzt er ein Mitspracherecht bei der Verteilung der Inhalte und er legt das finanzielle Betriebsmodell fest. Letztlich übernimmt er alle Aufgaben und Pflichten eines klassischen Verlages, sichert aber die frei zugängliche Veröffentlichung der Zeitschrift zu (Reckling 2013: 5–8). Zweitens könnte die Zeitschrift wie beim bereits genannten Grünen Weg auch ganz ohne Verlagsbeteiligung, dafür in kompletter Eigenregie des Herausgebers erscheinen. Der Zugang zu den von der Universität bereitgestellten Ressourcen zur Veröffentlichung nach Open Access würde sinnvollerweise über eine Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe „Elektronisches Publizieren“ erfolgen, welche sich aus der Universitätsbibliothek und dem Computer- und Medienservice zusammensetzt. Während die Universitätsbibliothek die Zeitschrift mit Bestandsaufnahme, Metadaten und Erschließung unterstützt, sichert der Computer- und Medienservice die Bereitstellung auf dem institutionellen Repository, dem edoc-Server der HU Berlin ab. Diese Art der Bereitstellung gewährleistet gleichzeitig die Langzeitarchivierung der Zeitschrift (Dobratz 2007: 28–30; Schirmbacher 2005: 6).

Bei der Veröffentlichung unter Verzicht auf Verlagsstrukturen fallen alle organisatorischen und finanziellen Aufgaben dem Herausgeber zu. Insbesondere letztere sind nur zu bewältigen, wenn tragfähige Finanzierungswege gefunden und umgesetzt werden. Grundsätzlich fallen bei Open-Access-Publikationen geringere Kosten an als bei klassischen Printzeitschriften und als bei Closed-Access-Zeitschriften, denn sowohl die Druckkosten als auch die Kosten für die Abonnementenverwaltung, worunter auch die Identifikation von autorisierten und nicht-autorisierten Nutzern sowie das Mahnverfahren fallen, entfallen (Gradmann 2007: 42). Die Produktionskosten inklusive eventuell anfallender Personalkosten sowie der zeitliche Aufwand können zudem durch die

Nutzung von Open-Source-Software für elektronische Zeitschriften, beispielsweise Open Journals Systems (OJS), auf ein Minimum reduziert werden. Personelle Ressourcen sind bei diesem Weg die hauptsächlichen Kostenfaktoren. Denkbar wäre hier wie beim Goldenen Weg des Open Access eine Finanzierung über die Erhebung von APC, wobei diese aus genannten Gründen wiederum eine Barriere für die Autorinnen und Autoren bei der Wahl ihres Veröffentlichungskanals darstellen könnten (Gradmann 2007: 43–45; Schmidt 2006: 48–52). Sollen die Kosten nicht von den Autoren getragen werden, wäre je nach Renommee der Zeitschrift auch das Akquirieren von Sponsoren und Werbekunden eine Finanzierungsoption, insbesondere wenn diese eine enge Verbindung zur fachlichen Ausrichtung der Zeitschrift aufweisen (Schmidt 2006: 34). Auch die Nutzung von öffentlichen Mitteln, beispielsweise aus dem Förderfonds „Elektronisches Publizieren“ der DFG oder aus eventuellen Publikationsfonds der Universität sind denkbar (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2014; Schmidt 2006: 33).

Der letzte und vielleicht langfristig sicherste Finanzierungsweg ist die Gründung eines Vereins, in dessen Satzung das Herausbringen der Zeitschrift festgelegt wird. Mithilfe der erhobenen Vereinsbeiträge ist die Finanzierung der Zeitschrift abgedeckt, weiterer Personal- und Zeitaufwand für die Akquirierung von Einnahmen entfallen und insbesondere das Renommee des Herausgebers und der Zeitschrift sollte Mitglieder der Wissenschaftsgemeinschaft zu diesem Beitrag zur Sicherung des Fortbestandes der Zeitschrift bewegen (vgl. LIBREAS e.V. 2013). Hierüber könnten auch notwendige Tätigkeiten wie etwa die Kontaktarbeit, sowohl mit potentiellen als auch mit bisherigen Autoren, sowie das allgemeine Networking innerhalb der Fachcommunity, das Marketing für die Zeitschrift und typische Verlagsarbeiten, wie etwa die Layout-Gestaltung abgedeckt werden.

Eine Weiterführung der Zeitschrift ohne die Beteiligung eines Verlages ist demnach theoretisch auf jeden Fall möglich, stößt in der Praxis aber auf einige Hindernisse: Das wohl größte ist der Wegfall der Printausgabe, was nicht im Sinne des Herausgebers ist. In erster Linie birgt die rein elektronische Erscheinungsweise die Gefahr, dass die abonnierenden Bibliotheken und ihre Benutzer den gewohnten Zugangsweg verlieren (Gersmann 2007: 78). Deshalb müssen Strategien zur Information über die neue Publikationsform entwickelt werden. Dennoch wird es wahrscheinlich „traditionell denkende“ Geisteswissenschaftler geben, die gewohnheitsmäßig und ausschließlich die Printausgabe rezipieren wollen und demzufolge dauerhaft als Leser wegfallen. Der zweite Nachteil dieses Publikationsweges ist der deutlich steigende Organisationsaufwand, der nun allein beim Herausgeber läge. Der Wegfall der Verlagsstrukturen sorgt zwar für viel selbst zu leistende Arbeit, ist aber gleichzeitig ein Vorteil. Anstatt von Verlagen und ihren Vorgaben abhängig zu sein, nähert sich die Wissenschaft dem Ideal, selbstständig und unbeeinflusst ihre Ergebnisse allen bereit zu stellen, an (Schirrmacher 2005: 4). Mithilfe der richtigen Informations- und Marketingstrategie kann die Zeitschrift von ihrer höheren Verbreitung, besseren Zugänglichkeit, gesteigerten Rezeption und Nachnutzbarkeit für alle Wissenschaftler und Interessenten profitieren (Schmidt 2006: 8).

Braucht die Publikation ein Peer Review und falls ja, wie lässt sich ein solches Verfahren organisieren?

Der Herausgeber hat die Qualitätssicherung der Zeitschrift bislang im Editorial Review-Verfahren gewährleistet und somit eigenständig die beim Verlag eingereichten Artikel und Beiträge von Wissenschaftlern danach überprüft, ob sie den gegebenen Anforderungen der Zeitschrift und

denen einer wissenschaftlichen Publikation gerecht werden. Im besten Fall folgte er dabei einer Editorial Policy, welche bestimmte Richtlinien aufstellt, nach denen die Bewertung vorgenommen wird. Üblich beim Editorial Review sind proaktive Einladungen zu Artikeln seitens des Herausgebers, vor allem in geistes- und sozialwissenschaftlichen Journalen und Sammelwerken (Herb 2016). Neben dieser etablierten und eher klassischen Variante der Qualitätssicherung können auch verschiedene Peer Review-Verfahren durchgeführt werden, deren Vorteile der Herausgeber im Zuge einer möglichen Open-Access-Version der Zeitschrift künftig gern nutzen möchte. Damit ginge die Einrichtung eines Herausgeberremiums (Editorial Board) einher. Beim Peer Review werden eingereichte Artikel durch Wissenschaftler desselben Fachgebietes begutachtet. Damit soll vor allem die Verständlichkeit der Beiträge ebenso wie die sachliche Korrektheit, die Validität und die Objektivität der eingereichten Arbeiten – sprich: die wissenschaftliche Qualität – gewährleistet beziehungsweise erhöht werden. Ein Peer-Review-Verfahren kann sehr unterschiedlich organisiert werden. Beim sogenannten Single-Blind-Verfahren ist der Name des Autors dem jeweiligen Gutachter bekannt, wohingegen beim Double-Blind-Verfahren beide, sowohl der Autor als auch der Gutachter, anonym bleiben. Im Folgenden werden die jeweiligen Möglichkeiten für die bereits vorgestellten Open-Access-Szenarien vorgestellt.

Für den Grünen Weg mit Fortsetzung der Veröffentlichung der Printausgabe über den bisherigen Verlag und einer davon unabhängigen Open-Access-Ausgabe der einzelnen Artikel ergeben sich mehrere Wege der Qualitätssicherung. Hierbei sind noch einmal die wirtschaftliche Lage des Verlages und die damit einhergehende Umstrukturierung zu betonen. Neuen Review-Verfahren gegenüber zeigt sich der Verlag zwar prinzipiell aufgeschlossen, jedoch ist er nicht in der Lage die nötigen Ressourcen und Kapazitäten zur Verfügung zu stellen. Entsprechend könnte der Herausgeber weiterhin das bewährte Editorial Review praktizieren, welches angesichts der guten Reputation der Zeitschrift durchaus angemessen erscheint. Die Qualitätssicherung der Artikel würde dann wie gehabt über die weiter erscheinende Printausgabe erfolgen. Weiterhin hat er die Option mit dem bisherigen Verlag in Verhandlungen zu gehen, um eine für beide Seiten umsetzbare Peer-Review-Strategie zu erarbeiten. Wichtig für die Open-Access-Version der Zeitschrift ist in jedem Fall die Veröffentlichung der Postprints, da nur diese der Printausgabe entsprechen. Preprints, also die Manuskripte der Autoren, sind zum einen zumindest nicht mit Verweis auf die Zeitschrift zitierbar und zum anderen sind sie meist nicht identisch mit den veröffentlichten Artikeln in der Printausgabe.

In der Variante einer hybriden Open-Access-Veröffentlichung der Zeitschrift bei einem neuen Verlag ist die Qualitätssicherung über Peer Review ein schwieriges Vorhaben. Der neue Verlag signalisiert, dass ein Verfahren dieser Art zur Qualitätssicherung eingesetzt werden soll, verweigert aber die entsprechenden Ressourcen. Hier helfen nur Verhandlungen mit dem Verlag und eine solide Argumentationsgrundlage. Kann der Verlag nicht dazu bewegt werden von seiner Haltung abzuweichen und dem Herausgeber finanziell und personell entgegenzukommen, bleibt dem Herausgeber letztlich nur, weiterhin das Editorial Review für die Printausgabe fortzuführen. Für die einzelnen Open-Access-Artikel kann zusätzlich ein Post-Publication-(Open)-Review beziehungsweise Transparent-Peer-Review eingesetzt werden, bei welchem die rezipierende Wissenschaftsgemeinschaft über eine bereitgestellte Kommentarfunktion im Nachhinein die Qualität des Beitrages bewerten kann.

Auch beim Goldenen Weg im Selbstverlag ist ein Verfahren zur Qualitätssicherung zwingend notwendig. Der Herausgeber hat hier neben dem Editorial Review-Verfahren alle Freiheiten, die der jeweilige finanzielle und personelle Rahmen hergibt. Theoretisch ist also jedes Verfah-

ren denkbar, die praktische Umsetzung muss individuell bewertet werden. Zu bedenken ist, dass für die Einrichtung eines Herausgebergremiums beziehungsweise einer verlässlichen Peer Group sowohl das Single-Blind- als auch das Double-Blind-Peer-Review den Aufbau und die Pflege eines aktiven Wissenschaftlerkreises beziehungsweise die Vernetzung zu einer bereits bestehenden aktiven Fachcommunity erfordern. Dies wird möglicherweise durch das hervorragende Renommee der Zeitschrift und des Herausgebers erleichtert.

Zusammenfassung

Alle vorgestellten Vorgehensweisen sind möglich und denkbar, jeder Weg hat für sich individuelle Vorzüge, aber auch Nachteile. Beim Goldenen Weg des Open Access im Selbstverlag fiele die Printausgabe komplett weg, es würden nur noch die einzelnen Artikel publiziert. Eine elektronische Parallelausgabe zur Printausgabe der Zeitschrift gäbe es lediglich bei Publikation über die Vereinsbildung oder dem Wechsel zum neuen Verlag. Die Printausgabe bliebe bei letzterem wie auch mit dem alten Verlag weiterhin erhalten. Wie schwerwiegend die wirtschaftliche Krise des bisherigen Verlages ist, kann an dieser Stelle nicht endgültig beurteilt werden, ebenso wenig wie der Ausgang der geplanten Neustrukturierung. Dies bedeutet, dass somit auch die Zukunft der Zeitschrift – zumindest in der Printversion – weiterhin ungewiss bliebe, würde sich der Herausgeber für eine Fortführung der Zusammenarbeit mit dem alten Verlag entscheiden. Der Herausgeber hat jedoch die Möglichkeit in jedem Fall gemeinsam mit dem bisherigen Verlag den Grünen Weg des Open Access zu gehen. In diesem Fall wird für die Publikation der Artikel im Open Access keine zusätzliche Finanzierung benötigt, da bereits vorhandene Infrastrukturen, wie etwa ein geeignetes Fachrepository, genutzt werden können. Man könnte hier aber im Hinblick auf Wirtschaftlichkeit und Krisenbewältigung über Möglichkeiten zusätzlicher Finanzeinnahmen nachdenken. Kann die Umstrukturierung dem Verlag nicht aus seiner Krise helfen, so hat der Herausgeber zu einem späteren Zeitpunkt immer noch die Option, die Zeitschrift ohne Printausgabe über den Goldenen Weg im Selbstverlag zu publizieren oder sich auf einen neuen Verlag einzulassen. Sollte sich die wirtschaftliche Situation des Verlages wieder stabilisieren, würde sich diese Option im Nachhinein als besonders lukrativ erweisen. Denn die Printversion bliebe beim bisherigen Verlag, für die Rezipienten gäbe es dahingehend keine Änderung. Da sich der Verlag prinzipiell offen zeigt für Open-Access-Verfahren, hätte der Herausgeber außerdem freie Hand bei der Organisation.

Durch einen Verlagswechsel bliebe die Reputation der Zeitschrift ohne Risiko erhalten beziehungsweise könnte sich je nach Renommee des entsprechenden Verlages durchaus sogar noch steigern. Negativ sind die weitreichende Rechteabtretung für die Autoren und die hohen APC, wenn sie ihre Artikel im Open Access publizieren. Des Weiteren befände sich der Herausgeber in einer Abhängigkeit mit wenig Spielraum für die Umsetzung eigener Interessen.

Bei der Wahl des Goldenen Weges im Selbstverlag müsste zunächst die Finanzierung gesichert und die gesamte Infrastruktur für das Open Access geschaffen werden. Positiv betrachtet bietet dieser Weg somit das höchste Maß an Unabhängigkeit und organisatorischer Freiheit. Jedoch bestünde durch die Abwendung von Verlegern die Gefahr, dass das Fortbestehen der Zeitschrift als Open-Access-Version von den Rezipienten nicht bemerkt beziehungsweise auch nicht angenommen werden könnte. Im schlimmsten Fall stünde die Reputation der Zeitschrift auf dem

Spiel. Aus diesem Grund ist hier intensive Marketingarbeit und eine sinnvolle Strategie erforderlich, um das Fortbestehen der Zeitschrift zu sichern. Eine Organisation und Verteilung dieser zahlreichen Aufgaben sowie eine Absicherung in Hinblick auf Urheber-, Autoren- und Verlagsrechte wären über die Gründung eines Vereins möglich, der neben der Finanzierung auch festgelegte und damit dauerhafte Strukturen sicherte.

Die endgültige Entscheidung für einen bestimmten Weg muss letztlich durch den Herausgeber getroffen werden. Nach Abwägung des Für und Wider erscheint jedoch der Verbleib beim bisherigen Verlag mit dem Grünen Weg des Open Access und der Option für eine spätere Erweiterung des Review-Verfahrens als sinnvollste Variante. Sollte der Verlag scheitern, kann der Herausgeber immer noch eine der anderen Varianten in Betracht ziehen.

Literatur

Arbeitsgruppe Elektronisches Publizieren (2014): Hinweise für Open-Access-Autoren. [abrufbar unter: http://edoc.hu-berlin.de/e_autoren/index-oa.php].

Deutsche Forschungsgemeinschaft (2014): Merkblatt Open Access Publizieren. Bonn. [abrufbar unter: http://www.dfg.de/formulare/12_20/12_20_de.pdf].

Dobratz, Susanne (2007): Open-Access-Repositories am Beispiel des edoc-Servers der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Malina, Barbara (Hrsg.): Open Access. Chancen und Herausforderungen. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission e.V. S. 28–32.

Georg-August-Universität Göttingen. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek (2015): Informationsplattform Open Access. Göttingen.
[abrufbar unter: <https://www.open-access.net/>].

Gersmann, Gudrun (2007): Open Access in den Geisteswissenschaften. In: Malina, Barbara (Hrsg.): Open Access. Chancen und Herausforderungen. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission e.V. S. 78–79.

Gradmann, Stefan (2007): Finanzierung von Open-Access-Modellen. In: Malina, Barbara (Hrsg.): Open Access. Chancen und Herausforderungen. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission e.V. S. 42–45.

Gradmann, Stefan (2009): Publizieren im Open-Access-Modell. Allgemeine Einführung und Grundaussagen. In: cms-journal (32). Berlin.
[abrufbar unter: <http://edoc.hu-berlin.de/cmsj/32/gradmann-stefan-20/PDF/gradmann.pdf>].

Herb, Ulrich (2016.): Wissenschaftliches Publizieren. Qualitätssicherung und -messung, in: scinoptica [abrufbar unter: <http://www.scinoptica.com/pages/de/materialien/wissenschaftliches-publizieren/wissenschaftliches-publizieren-qualitaetssicherung-und--messung.php>].

Kleineberg, Michael (2016): Open Humanities? Expertenmeinungen über Open Access in den Geisteswissenschaften. In: Berliner Beiträge zu Digital Humanities, hrsg. vom Einstein-Zirkel, Berlin. Preprint. [abrufbar unter: https://zenodo.org/record/50598/files/Open_Humanities_Kleineberg.pdf].

LIBREAS e.V. (2013): LIBREAS. Vereinssatzung. Berlin.
[abrufbar unter: <http://www.libreas-verein.eu/satzung>].

Mittermaier, Bernhard (2015): Double Dipping beim Hybrid Open Access – Chimäre oder Realität? In: Informationspraxis (1). Heidelberg.
[abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.11588/ip.2015.1.18274>].

Müller, Uwe; Schirmbacher, Peter (2007): Der „Grüne Weg zu Open Access“ in Deutschland. ZfBB 54 (4-5). S. 183–193.
[abrufbar unter: <http://edoc.hu-berlin.de/oa/articles/retHrv7eeUFo2/PDF/23tfNyzkDjYo.pdf>].

Reckling, Falk (2013): Open Access. Aktuelle internationale und nationale Entwicklungen. Wien.
[abrufbar unter: http://www.fwf.ac.at/fileadmin/files/Dokumente/News_Presse/News/FWF_OA-2013.pdf].

Schirmbacher, Peter (2005): Open Access – die Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens. In: cms-journal (27). Berlin.
[abrufbar unter: <http://edoc.hu-berlin.de/docviews/abstract.php?lang=ger&id=25486>].

Schmidt, Birgit (2006): Open Access. Freier Zugang zu wissenschaftlichen Informationen - das Paradigma der Zukunft? In: Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft (144). Berlin. Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin.

Sherpa (2006): Definition and Terms.
[abrufbar unter: <http://www.sherpa.ac.uk/romeoinfo.html>].

Alle Links wurden letztmalig am 4.12.2016 geprüft.

Zur Legitimation Öffentlicher Bibliotheken

Frank Tullio

Einleitung

Der vorliegende Artikel spiegelt Ergebnisse meiner im Oktober 2014 als Abschlussarbeit an der Universität Duisburg-Essen eingereichten Exploration der Legitimation Öffentlicher Bibliotheken aus einer neoinstitutionalistischen Perspektive der Organisationssoziologie.

Bibliotheken stehen eher selten im Mittelpunkt soziologischer Betrachtungen und sind noch seltener in den soziologischen Nachschlagewerken des 21. Jahrhunderts zu finden. Der soziologischen Forschung liegt an dieser Stelle eine Erkenntnislücke vor, auf die mit der Arbeit in gegebenem Rahmen eingegangen wurde. Mit der Frage nach der Legitimation ist in dieser Arbeit der Wandel der Erklärung und Rechtfertigung Öffentlicher Bibliotheken in Deutschland bearbeitet worden. Unter Rekurs auf Berger und Luckmann (2009) lässt sich die Legitimation als eine sekundäre Objektivation von Sinn, die einer Institution zugeschrieben wird, verstehen. Dies geschieht durch Legitimaten, die einer Institution Sinnhaftigkeit im Kontext einer symbolischen Sinnwelt zuschreiben.¹ In Bezug auf die als Öffentliche Bibliotheken verstandenen Einrichtungen wurden hierfür die Erklärungen und Rechtfertigungen der Bibliothekswissenschaft in Betracht gezogen. Im vorliegenden Artikel wird der Steuerung sowie der Definition der Bibliothek besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Quellen hierfür sind Lehrbücher, Monographien und Nachschlagewerke der Bibliothekswissenschaft.

Das Buch *Studien zur Soziologie der Bibliotheken* von Peter Karstedt aus dem Jahre 1965, welches ich auf meiner Suche nach einer Bibliothekssoziologie fand, wurde zum intellektuellen Ausgangspunkt meiner Arbeit. Karstedt merkte dort eine Fremdheit zwischen Soziologie und Bibliothekswissenschaft an, die auch heute noch weiterbesteht. Er schrieb hierzu:

Dass inzwischen in zweiter Auflage erschienene Handbuch der Bibliothekswissenschaft kennt keine Bibliothekssoziologie. Die neuen Nachschlagewerke der Soziologie kennen nicht das Schlagwort Bibliothek. Um so erstaunlicher, daß ein Buch über Bibliothekssoziologie in neuer Auflage herauskommt, nachdem es seit mehr als zwei Jahren vergriffen war (Karstedt, 1964, Vorwort zur zweiten Auflage).

Die Soziologie hat bekannterweise viele Bindestrichsoziologien hervorgebracht, doch lässt sich eine Bibliothekssoziologie weder in den Standardlexika, den Handbüchern noch in den Nachschlagewerken zu speziellen Soziologien auffinden. Wer eine spezielle Soziologie der Bibliotheken sucht, der wird heute am ehesten in den Nachschlagewerken der Bibliothekswissenschaft

¹Vgl. hierzu: Berger und Luckmann, 2009: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.

fündig. Diese rekurriert zwar nicht selten auf eine Bibliothekssoziologie, die sogar von diversen Autoren definiert wird, doch existiert eine Bibliothekssoziologie in dieser Form im Kontext soziologischen Denkens bis heute nicht. Es lässt sich feststellen, dass trotz diverser nennenswerter Beiträge wie denen von Karstedt (1965) und Heidtmann (1974) kaum Literatur existiert, die sich explizit mit der Bibliothek als Organisation respektive Institution aus Soziologischer Perspektive befasst. Dass Bibliotheken seit 2008 nicht mehr im Datenreport des Bundesamt für Statistik aufgeführt werden, sei hier nur angemerkt. Der vorliegende Artikel kann letztlich nur deskriptiven Charakters sein und kann in dem Sinne keine Analyse der Institution Bibliothek oder des Organisationsfeldes der Öffentlichen Bibliotheken leisten.

Legitimation

Als sinnstiftende Gebilde haben Institutionen zwar eine Neigung zur Dauerhaftigkeit, doch ist der Zustand der Institutionalisierung kein unwiderruflicher Prozess. Berger und Luckmann schrieben hierzu:

Institutionen sind dauerhaft, solange sie nicht problematisch werden.²

Wenn Institutionen problematisch werden, spielt die Legitimation eine entscheidende Rolle für das Überleben der Institution:

Legitimation sagt dem Einzelnen nicht nur, warum er eine Handlung ausführen *soll* und die andere nicht ausführen darf. Sie sagt ihm auch, warum die Dinge sind, *was* sie sind.³

Solange eine Institution ein Faktum ist, welches keiner weiteren subjektiven oder biographischen Unterstützung bedarf, ist sie für alle Betroffenen Gewissheit. Ihre Anwesenheit bedarf in diesem Falle keiner Erklärung oder Rechtfertigung respektive Legitimation. Berger und Luckmann schrieben hierzu:

Das Problem der Legitimation entsteht unweigerlich erst dann, wenn die Vergegenständlichung einer (nun bereits historischen) institutionalen Ordnung einer neuer Generation vermittelt werden muß.⁴

Die Legitimierung stellt im Sinne Berger und Luckmanns die letzte Stufe und insbesondere die Vollendung der Institutionalisierung dar. Sie bezeichnet einen Vorgang, der die sekundäre Objektivation von Sinn beschreibt. In diesem wird einer Institution, die bereits zu einem historischen Faktum geworden ist, durch institutionalisierte Legitimatoren eine neue Sinnhaftigkeit im Kontext institutionaler Ordnungen zugeschrieben. Diese dient dazu, Bedeutungen, die ungleichartigen Institutionen schon anhaften, zu Sinnhaftigkeit zu integrieren.⁵ Die Integration dieser oder jener Art einer Institution ist letztlich in Relation zu den Motiven der Legitimatoren zu betrachten und zu verstehen, während es die Funktion der Legitimierung ist:

²Berger und Luckmann, 2009, 126.

³Berger und Luckmann, 2009, 100.

⁴Berger und Luckmann, 2009, 99f.

⁵Berger und Luckmann, 2009, 99.

primäre Objektivationen, die bereits institutionalisiert sind, objektiv zugänglich und subjektiv ersichtlich zu machen.⁶

Der Grund für die Legitimation, so Berger und Luckmann, ist gelegt, sobald ein System sprachlicher Objektivationen menschlicher Erfahrung weitergegeben wird. Die Weitergabe eines Vokabulars legitimiert in diesem Verständnis aus sich heraus:

Die fundamentalen, legitimierenden Erklärungen sind sozusagen in das Vokabular eingebaut.⁷

Bibliothek und Stadt

Karstedt zeichnete den Weg der uneingeschränkt Öffentlichen Bibliotheken in die (europäische) Öffentlichkeit unter Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, Wirtschaftsformen und die sozialen Strukturen ihrer jeweiligen Umwelten nach, die sich höchst unterschiedlich ausgedrückt haben.⁸ Den genauen Punkt des Ursprungs zu benennen, lehnt dieser aufgrund der Unmöglichkeit einer Bestimmung zwar ab, doch beschreibt er einen soziologischen Ort des vermutlichen Ursprungs:

Er konnte nur dort liegen, wo politische Macht zuerst als nicht mehr an eine Person gebunden in Erscheinung trat.⁹

Das war nach Karstedt in den Städten mit Ratsverfassungen im 12. Jahrhundert der Fall.¹⁰ Karstedt schreibt hierzu:

Erst jetzt, da das Sozialgebilde Stadt, in seiner verfassungsmäßigen Struktur ausgewachsen und erstarrt als Stadtrepublik, das volle soziale Selbstbewußtsein erreicht hat, ist auch die öffentliche Hand vorhanden, welche die öffentliche Bibliothek der ganzen Stadt, die Stadtbibliothek entstehen lassen kann.¹¹

Karstedt wird hierzu auch noch etwas konkreter, wenn er zum Ende seiner historischen Betrachtung des Weges der Öffentlichen Bibliothek in die Öffentlichkeit zusammenfassend anmerkt:

Hier, also in erster Linie in den alten freien Reichsstädten, ist die Demokratie, ist der moderne Staatsgedanke und mit ihm die öffentliche Bibliothek zuerst Wirklichkeit geworden. Und hier hat er sich zäh gehalten auch in der Zeit, als es im Staate nur eine Fürstensouveränität und private Fürstenbibliotheken gab und die politische Bedeutung der Städte völlig verschwunden war. Sobald den Städten die Möglichkeit, ihre eigenen Angelegenheiten in demokratischer Selbstverwaltung zu besorgen, erneut gegeben war, kommt es auch wieder zu neuen Gründungen öffentlicher Bibliotheken.¹²

⁶Berger und Luckmann, 2009, 99.

⁷Berger und Luckmann, 2009, 100f.

⁸Vgl.: Karstedt, 1965: Zur historischen Soziologie der Bibliotheken.

⁹Vgl.: Karstedt, 1965, 14ff.

¹⁰Vgl. hierzu auch den Beitrag von Hans Dörries, in Schöller, 1969.

¹¹Karstedt, 1965, 18.

¹²Karstedt, 1965, 39.

Regional zeitversetzt ist im Europa des 19. Jahrhunderts die Forderung auf den Mitgebrauch der Bildungsmittel verschiedentlich eingelöst worden, was sich insbesondere in den Geschichten der Nationalbibliotheken oder der Anwesenheit eines Bibliotheksgesetzes widerspiegelt.

Das Volk erhob nicht nur seine Ansprüche auf die Mitwirkung bei den Staatsgeschäften, sondern auch auf Mitgebrauch der in staatlichem Besitz befindlichen Bildungsmittel.¹³

Einige der Nationalbibliotheken, die sich in Europa aus Hofbibliotheken heraus entwickelten, wurden im 19. Jahrhundert als Staatsinstitute gegründet und standen in dieser Form erstmals einem öffentlichen Publikum zum Gebrauch zur Verfügung. Die Frage, wem die Hofbibliotheken und damit die in ihnen befindlichen Bildungsmittel gehörten, führte 1874 in Wien so weit, dass diese Frage in der konkreten Form, ob die Hofbibliothek in Wien ein Hof- oder ein Staatsinstitut sei, in aller Öffentlichkeit folgendermaßen beantwortet wurde:

die Bibliothek sei nicht Privateigentum des Hofes, ihre Benutzung durch das Publikum sei ein Recht und keine Gnade.¹⁴

Der 24. Oktober 1828 gilt in Deutschland als der Tag der Bibliothek. An diesem Tag richtete Karl Benjamin Preusker in Großhain eine Schulbibliothek für Lehrer und Schüler ein, die 1832 zur ersten unentgeltlichen Bürgerbibliothek erweitert wurde. Bis zur preußisch-deutschen Reform des Bibliothekswesens lässt sich beobachten, dass die großen uneingeschränkt Öffentlichen Bibliotheken überwiegend im Nebenamt von Gelehrten geleitet und/oder betrieben wurden und ihre Bezeichnung als Institut respektive Staatsinstitut weitestgehend verbreitet war. Mit der Institutionalisierung des Berufsbibliothekars in den 1890er Jahren wurde die Bibliothek und mit ihr die Öffentliche Bibliothek von einem Institut jedoch vorerst zu einem funktionalen Teil der Verwaltung und somit zu einer Behörde, für die allgemein bis ins 20. Jahrhundert hinein auch der Begriff der Volksbibliothek verwendet wurde.¹⁵ Mit dem Berufsbibliothekar, der durch die preußisch-deutschen Reformen die Form eines mechanisch tätigen Verwaltungsbeamten annahm, entwickelten sich nach 1900 innerhalb der bibliothekarischen Fachwelt jedoch erhebliche Spannungen, die auch als Richtungsstreit bekannt wurden und bis weit in das 20. Jahrhundert strahlten.¹⁶ Die Frage, was Bibliotheken im Kern sind, ob Behörden oder Institute, beschäftigte weite Teile der bibliothekarischen Fachwelt bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, so schrieb Rolf Kluth 1970:

Es ist nicht einfach, Klarheit in den organisatorischen Rahmen des Bibliotheksbetriebes zu bringen. Das liegt z.T. an der allgemeinen Uneinheitlichkeit, z.T. aber auch an der Eigenart der Bibliothek, die ein Institut und keine Verwaltung ist.¹⁷

Eine Vielzahl uneingeschränkt Öffentlicher Bibliotheken hat sich aus Stiftungen, Lesegesellschaften, Gründungsbewegungen und Vereinen heraus entwickelt, die im Laufe der Zeit der

¹³Karstedt, 1965, 23.

¹⁴Karstedt, 1965, 23.

¹⁵Vgl.: Plassmann et al., 2011, 72.

¹⁶Vgl.: Leyh, 1968 sowie Jochum, 1999, XI Die öffentlichen Bibliotheken, insbesondere 154ff. Dieser Richtungsstreit, dessen Anfängen die Bücherhallenbewegung wichtige Impulse gab, kann unter Rekurs auf Jochum auch als die Weiterführung einer politischen Debatte verstanden werden.

¹⁷Kluth, 1970, 125.

Öffentlichen Hand übergeben wurden. Dass Öffentliche Bibliotheken in Deutschland weitestgehend als kommunalisiert bezeichnet werden können, lässt sich etwa ab der Zeit der Weimarer Republik feststellen.¹⁸ Die Definition bestimmter persönlicher und/oder sachlicher Voraussetzungen, die zur Benutzung einer Öffentlichen Bibliothek berechtigen, steht in einem direkten Zusammenhang mit der Kultur- und Bildungspolitik bzw. Staatsform und/oder Verfassung einer Gesellschaft.¹⁹ Die rechtliche Grundlage zur Nutzung des Informations-, Medien- und Dienstleistungsangebotes in öffentlich zugänglichen bibliothekarischen Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland leitet sich heute in erster Linie aus den in Artikel 5. GG gegebenen Grundrechten ab.²⁰ Das Verständnis der Öffentlichkeit einer Öffentlichen Bibliothek²¹ ist mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im weitesten Sinn an das der Public Library aus dem anglo-amerikanischen Raum angelehnt worden, welches sich insbesondere durch einen Freihandbestand,²² den Informationsdienst und weitestgehende Befreiung von pädagogischer Bevormundung und geplanter Einwirkung auf die Nutzerinnen und Nutzer auszeichnet.²³

Öffentliche Bibliotheken, so kann an dieser Stelle festgehalten werden, erfüllen heute in der Regel als Anstalten des öffentlichen Rechts Aufgaben im Interesse der Öffentlichkeit²⁴ wie zum Beispiel die Literaturversorgung der Bevölkerung oder spezieller Gebrauchsöffentlichkeiten. Diese Aufgabenerfüllung wird durch öffentliche Mittel finanziert, die wiederum von den Unterhaltsträgern, also Städten und Gemeinden, aufzubringen sind.

Bibliotheksverwaltung/Bibliotheksmanagement

Bis in die 70er Jahre hinein wurden bibliothekarische Einrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland weitestgehend als Behörden oder auch Institute²⁵ verstanden und beschrieben. In diesen wurde das Handeln, sofern sie in öffentlicher Trägerschaft geführt wurden, durch Grundsätze des Verwaltungshandelns wie Haushaltsrecht, öffentliches Dienstrecht und Verwaltungsvorschriften organisiert.²⁶ Auch als Kern der Bibliothekswissenschaft bezeichnet, stand

¹⁸Vgl. hierzu die von Jörg Fligge und Alois Klotzbücher, 1997, herausgegebene Sammlung von Fallstudien und Überblicksreferaten: Stadt und Bibliothek. Literaturversorgung als kommunale Aufgabe im Kaiserreich und in der Weimarer Republik.

¹⁹Vgl. hierzu: Fritz Milkau: Die Zulassung zur Bibliotheksbenutzung, S. 362 ff, in: Georg Leyh: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Band 2., 1961.

²⁰Vgl. hierzu bspw.: Cobabus, 2004.

²¹Historisch ist im Bereich der Öffentlichen Bibliotheken bzw. der in dieser Arbeit beschriebenen Einrichtungen zwischen der Öffentlichen und der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek zu unterscheiden. Vgl. hierzu: Vodosek und Arnold, 2008.

²²Der Freihandbestand steht im Gegensatz zur Thekenbibliothek.

²³Vgl. zur Geschichte der Bibliothek: Uwe Jochum, Kleine Bibliotheksgeschichte 1999; zum Weg der Bibliothek in die Öffentlichkeit: Peter Karstedt, Studien zur Soziologie der Bibliotheken, Kap. 1., 1965; zur Bibliothek als Non-Profit-Organisation: Konrad Umlauf, Leistungsmessung und Leistungsindikatoren für Bibliotheken im Kontext der Ziele von Nonprofit Organisationen, 2003; zur Frage des sozialen Auftrags der Bibliothek: Kaiser und Schuldt, Hat die Bibliothek einen sozialen Auftrag und wenn ja, welchen? - Ein Dialog; zur Bibliothek als Demokratische Institution: Pelaya und Sanllorente, Der schwierige Auftrag der Bibliotheken, in Heinrich-Böll-Stiftung, 2010; zum Bibliothekswesen der Gegenwart: Plassmann et al., Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland, 2011; zu Bibliotheken in der Antike: Fritz, Antike öffentliche Bibliotheken und ihre bildungspolitische sowie kulturelle Bedeutung, 2007.

²⁴Umstätter, 2011, 163ff.

²⁵Vgl. hierzu beispielsweise den Beitrag von Hansjörg Süberkrüb in: Rakowski, 1968.

²⁶Vgl.: Plassmann et al., 2011, 263.

die Lehre der Bibliotheksverwaltung bis weit in die 90er Jahre hinein, allgemein von der Fachwelt anerkannt, im Mittelpunkt bibliothekarischer Ausbildung. Gekennzeichnet wurde die Bibliotheksverwaltung in Anlehnung an die klassische Definition von Anselm Graesel durch die Lehre vom Gebäude und dem Bibliothekspersonal, der Erwerbung, der Katalogisierung und der Benutzung.²⁷ Diese Themen wurden in den Hand- und Lehrbüchern zur Bibliotheksverwaltungslehre in der Regel von Bibliothekaren und ihren Mitarbeitern definiert und beständig durch die Weiterführung diverser Hand- und Lehrbücher erweitert. Die Bibliotheksverwaltung hat durch die Integration betriebswirtschaftlicher Denkansätze seit den 70er Jahren jedoch einen Wandlungsprozess erfahren, dem in Folgenden nachgegangen wird.

In den 60er Jahren erscheinen die ersten Artikel zu betriebswirtschaftlichen Problembereichen in der Bibliotheksverwaltung. In den 70er Jahren erscheinen neben weiteren Artikeln die ersten Abhandlungen zu ganzheitlichen betriebswirtschaftlichen Ansätzen des Bibliotheksbetriebs. Beispielhaft hierfür ist eine Abhandlung von Robert Funk (1975). Mit seinem Beitrag wollte Funk sich sowohl an Bibliothekare als auch Verwaltungspraktiker, die ein Interesse an Wirtschaftlichkeitsproblemen und insbesondere an Kostenproblemen haben, wenden.²⁸ Funk hielt Kostenrechnungen in der gesamten Universität beziehungsweise in einem abgestimmten System für wünschenswert, um größere Genauigkeit zu erzielen. Hierzu schrieb Funk 1975:

Außer den praktischen Schwierigkeiten bei der Anwendung der technischen Verfahren der Kostenerfassung, -verteilung etc., die im Zeitablauf zu bewältigen sind, um später zu einer exakten Bibliothekskostenabrechnung zu führen, sind der Kostenrechnung dennoch gewissen Grenzen durch Rechtsverordnungen, insbesondere auch verwaltungsrechtliche Gesetze und Vorschriften gegeben. Aber das größte Hemmnis bei der Einführung einer Kostenrechnung ist im psychologischen Verhalten des Personals gegenüber den betriebswirtschaftlichen Methoden zu suchen.²⁹

In der Zeit vor 1975 war die Auffassung dessen, was unter Bibliotheksverwaltung zu verstehen ist in beiden Teilen Deutschlands weitestgehend identisch, so schrieb Horst Kunze in seinem in Leipzig erschienenen Lehrbuch 1958:

Die Bibliotheksverwaltungslehre umfaßt einerseits die Grundlagen allgemeiner Verwaltungskunde, andererseits die spezifisch bibliothekarischen Kenntnisse von der Einrichtung und Organisation der Bibliotheken. [...]. In Übereinstimmung mit A. Graesel hat sich die bisher allgemein gebräuchliche Kurzdefinition der Bibliotheksverwaltungslehre ergeben, die geradezu als die klassische anzusehen ist: *Die Lehre von der Erwerbung, der Katalogisierung und der Benutzung der Bücher*. [...]. Der eigentliche Schwerpunkt der bibliothekarischen Arbeit ist [...] heute in den zweckmäßigsten Methoden und Formen der LiteratURAUSWERTUNG (Bestandserschließung) zu sehen.³⁰

Hermann Fuchs schrieb in seinem in Wiesbaden erschienenen Lehrbuch 1968 hierzu:

Die *Bibliotheksverwaltungslehre* stellt den eigentlichen Kern der Bibliothekswissenschaft dar. Sie umfaßt die spezifisch bibliothekarischen Kenntnisse von der Einrichtung und Organisation einer Bibliothek. Hierzu rechnen neben der Lehre vom Ge-

²⁷Vgl.: Kunze, 1958; Leyh, 1961; Fuchs, 1968; Umstätter und Ewert, 1997.

²⁸Funk, 1975, Vorwort.

²⁹Funk, 1975, 149.

³⁰Kunze, 1958, 61.

bäude und dem Bibliothekspersonal nach der Definition von Arним Graesel in seinem *Handbuch der Bibliothekslehre* (1902) die *Lehre von der Erwerbung, der Katalogisierung und der Benutzung der Bücher*. Die dafür auch gebrauchten Bezeichnungen Bibliothekslehre, Bibliothekskunde, Bibliothekswissenschaft haben sich nicht durchzusetzen vermocht. Neuerdings pflegt man auch die allgemeine Verwaltungs- oder Bürokunde mehr oder weniger ausführlich dabei abzuhandeln.

Im Hinblick auf die Erklärung der Bibliotheksverwaltung durch die Bibliothekswissenschaft, fiel mir das Lehrbuch von Wilhelm Krabbe und dessen Entwicklung auf. Als Kurzgefasstes Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung im Jahre 1937 erschienen, ist es erweitert und mit Wilhelm Martin Luther 1953 in dritter Auflage herausgegeben worden. 1997 ist es in Weiterführung von Gisela Ewert und Walther Umstätter völlig neu bearbeitet und noch als Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung herausgegeben worden. Seit 2011 liegt es als Lehrbuch des Bibliotheksmanagements von Walther Umstätter vor.

Noch Ende der 90er Jahre, so Ewert und Umstätter, wollten weite Teile der Bibliothekswissenschaft, der bibliothekarischen Tradition verpflichtet, dem englischsprachigem Management einen akzeptablen deutschsprachigen Begriff entgegensetzen.³¹ Hiermit wurde versucht, nachzuweisen, dass die Verwaltung einer Bibliothek über das Management eines öffentlichen Unternehmens, auch unter betriebswirtschaftlichen Erfordernissen, hinausgeht und ein eigenständiges Spezialgebiet ist. Ewert und Umstätter schrieben 1997 zur Bibliotheksverwaltung:

Bibliotheksverwaltung umfaßt alle Handlungen (Operationen), die zur Leitung und Organisation der bibliotheksspezifischen Arbeits-, Informations- und Kommunikationsprozesse zielgruppenorientiert erforderlich sind, einschließlich der Fragen des Gebäudes, seiner Einrichtung und Ausstattung sowie der Fragen zur Personalführung.³²

Die Bezeichnung Bibliotheksverwaltung fand zwar noch Ende der 90er Jahre Verwendung, doch spiegelt sich in dem Neologismus des Bibliotheksmanagements unter anderem der Wandel des Verständnisses der Steuerung des Bibliotheksbetriebs wider. Der Begriff des Bibliotheksmanagements hebt in seiner Interpretation nach Umstätter auf die Dimension der laufenden Anpassung an sich verändernde Anforderungen der Umwelt ab und wird von ihm wie folgt definiert:

Bibliotheksmanagement umfasst alle Handlungen (Operationen), die zur Leitung und Organisation der bibliotheksspezifischen Arbeits-, Informations- und Kommunikationsprozesse zielgruppenorientiert erforderlich sind, einschließlich der Frage des Gebäudes, seiner Einrichtung und Ausstattung sowie der Fragen zur Personalführung und der Bibliothekszusammenarbeit.³³

Die Bibliotheksverwaltung im erweiterten Sinne wurde im Zuge der Neudefinition ebenfalls durch Bibliotheksmanagement ersetzt.

Bibliotheksmanagement im erweiterten Sinne umfasst alle Handlungen (Operationen), die zur Leitung und Organisation von bibliotheksspezifischen Arbeits-, Informations- und Kommunikationsprozessen im weltweit strukturierten Bibliothekssystem erforderlich sind, einschließlich

³¹Ewert und Umstätter, 1997, 18.

³²Vgl.: Ewert und Umstätter, 1997, 17.

³³Umstätter, 2011, 21.

der Fragen nach den Gebäuden, Einrichtungen und ihrer Vernetzung untereinander so wie der nach den Qualifikationen des Personals.³⁴

Die Definition zum Begriff der Bibliotheksbetriebslehre im Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaften von 2011 zeigt die Entwicklung des Verständnisses der Steuerung durch die Verwendung des Managementbegriffs und die in Klammern stehende Bezeichnung der Bibliothek als Betrieb noch etwas deutlicher an:

Als Einrichtungen (=Betriebe) in überwiegend öffentlich-rechtlicher Trägerschaft unterliegen Bibliotheken dem öffentlichen Dienst- und Haushaltsrecht, das auch für den gesamten Bereich der öffentlichen Verwaltung maßgeblich ist. Insofern bezieht sich die Bibliotheksbetriebslehre primär auf das Management und die Organisation der bibliotheksspezifischen Dienstleistungen.³⁵

Seit den 1990er Jahren geht die Bibliotheksbetriebslehre, welche in den 1970er Jahren begann die Bibliotheksverwaltungslehre abzulösen, in uneinheitlichen Managementlehren auf,³⁶ wodurch sich in Anbetracht der dezentralen Organisation der einzelnen Bibliothekssysteme, welche durch die Diversität der einzelnen Bundesländer und sozial-räumliche Disparitäten in diesen gekennzeichnet sind, auch eine Vielfalt an Ausgestaltungen von Managementlehren in den einzelnen Einrichtungen auffinden lässt.

Ende der 90er Jahre schrieben Gisela Ewert und Walther Umstätter zur Situation des Bibliothekswesens:

Das Bibliothekswesen befindet sich aufgrund seines rasanten Wachstums zweifelsohne seit längerem in einer Identitätskrise. Bedingt durch die quantitativ und qualitativ veränderten Anforderungen der modernen Wissensgesellschaft stößt es mit den klassischen Methoden auf räumliche und insbesondere auf finanzielle Grenzen.³⁷

Die von Ewert und Umstätter benannte Identitätskrise des Bibliothekswesens löste in den vergangenen Dekaden eine breit angelegte Suche nach einem neuen Verständnis von Bibliotheken und ihrer Aufgabe aus. Im Fokus der Diskussionen standen nach Ewert und Umstätter: technische Lösungsmöglichkeiten, die Suche nach einem neuen Berufsbild mit veränderten Ausbildungs- und Besoldungsstrukturen sowie veränderte und/oder neue Finanzierungsmodelle und Kriterien, um auch im Bibliothekswesen mit Erfolg nach Prinzipien der Wirtschaftlichkeit und des Marketings arbeiten zu können.³⁸

Zur Bibliothekswissenschaft

Unter Rekurs auf die Arbeiten von Uwe Jochum lässt sich die Geschichte der Bibliothekswissenschaft seit der Neuzeit auch als Suche nach einer Bestimmung dessen, was Bibliotheken sind und Bibliothekare zu leisten haben, bezeichnen. Diese Suche bewegt sich in einem von Jochum angedeutetem Kontinuum zwischen Bildung und Markt betreffend ihrer Funktionen und Aufgaben. 1970 merkte Rolf Kluth zur Entwicklung der Bibliothekswissenschaft an:

³⁴Umstätter, 2011, 206.

³⁵Umlauf und Gradmann, 2011, 96.

³⁶Vgl. hierzu: den Eintrag zur Bibliotheksverwaltungslehre von Umlauf und Gradmann, 2011.

³⁷Ewert und Umstätter, 1999, 1.

³⁸Vgl.: Ewert und Umstätter, 1999, 1.

Es ist erstaunlich, daß eine wirkliche, *wissenschaftliche Standortbestimmung* der Bibliothek überhaupt erst seit kurzer Zeit möglich ist. Alle Versuche, eine Bibliothekswissenschaft zu entwickeln, mußten scheitern, da der wissenschaftliche Gehalt der Bibliothek nicht zu ermitteln war. Erst die Entstehung des Begriffes der Kommunikationswissenschaft und des Systems der Kommunikationswissenschaften hat hier den Weg frei gemacht. Innerhalb der *Kommunikationswissenschaft* hat die Bibliothek einen spezifischen Stellenwert, im Rahmen der Kommunikationswissenschaften ist *Bibliothekswissenschaft* möglich.³⁹

Der Begriff Bibliothekswissenschaft tauchte zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Martin Schrettingers Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft (1808) erstmalig auf, seine Definition bot dem Diskurs eine grundlegende Orientierung. Schrettinger definierte Bibliothekswissenschaft wie folgt:

der auf festen Grundsätze systematisch gebaute und auf einen obersten Grundsatz zurück geführte Inbegriff aller zur zweckmäßigen Einrichtung einer Bibliothek erforderlichen Lehrsätze.⁴⁰

Die Versuche, eine Bibliothekswissenschaft als universitäres Fach zu etablieren, scheiterten jedoch zunächst an der Kritik der Wissenschaftlichkeit und der eines fehlenden Kanons der Bibliothekswissenschaft. Die heterogenen Versuche, der Bibliothekswissenschaft einen Kern zu geben, schieden sich an grundsätzlichen Fragen wie zum Beispiel der eigenen wissenschaftlichen Betätigung, der Ausbildung oder fundamentalen Fragen der Orientierung der Arbeit am Universellen oder Fachspezifischen. Die Institutionalisierung des Berufsbibliothekars in den 1890er Jahren während der preußisch-deutschen Reform des Bibliothekswesens machte die Bibliothekare vorerst zu einem funktionalen Teil der Verwaltung. Die Bestimmung der Bibliothekswissenschaft schwankte seitdem zwischen einem Ideal von gelehrter Tätigkeit und einer Wirklichkeit, die aus Verwaltungstätigkeit bestand. Seit den 1960er Jahren ist die Bibliothek unter dem Einfluss der Theoreme und den Modellen der Informations- und Kommunikationswissenschaften im weitesten Sinne zu einem Gedächtnis (Speicher der Speicher)⁴¹ der Informationsgesellschaft im Informationszeitalter geworden. Die Bibliothekswissenschaft hat sich seitdem zu einer der Informationswissenschaft nahen Betätigung entwickelt, die heute als Bibliotheks- und Informationswissenschaft verstanden und im Rahmen der Umstellung auf Bachelor und Master Studienstrukturen auch so gelehrt wird. Plassmann et al. sprechen in diesem Kontext von einem Scheitern des deutschen Sonderwegs, der Bibliotheks- und Informationswissenschaften voneinander getrennt behandelt.

Zur Definition der Bibliothek

Eine Definition der Bibliothek liegt für die Soziologie nicht vor. Eine solche lässt sich weder in den Handbüchern, den Lexika, den Wörterbüchern noch anderen einschlägigen soziologischen Nachschlagewerken auffinden. Lediglich das Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands

³⁹Kluth, 1970, 5.

⁴⁰Schrettinger, 1829, 16, zitiert nach: Umstätter, 2011, 19.

⁴¹Kluth, 1970, 7.

behandelt das Thema Bibliothek, jedoch nur unter dem Überbegriff der Kulturinstitution. Historisch ist die Bibliothek somit als Stützpfiler einer demokratischen Öffnung für (Volks-) Bildung festgehalten,⁴² doch in den modernen Nachschlagewerken der Soziologie nicht aufzufinden.

In den sogenannten Alltagslexika, die im Wesentlichen das Wissen um die Alltagswelt in universellem Zugang repräsentieren, findet sich in der Definition der Bibliothek in der Regel eine Fokussierung auf die Bibliothek als Büchersammlung und das Gebäude der Bibliothek, die über die vergangenen Dekaden hinweg relativ stabil blieb. Beispielhaft lässt sich hierzu die Definition im Lexikon der Deutschen Buch-Gemeinschaft von 1963 zitieren:

Bibliothek (griech.), Büchersammlung (auch das sie beherbergende Gebäude). Nach der Zweckbestimmung unterscheidet man allgemeine u. Fach-B.en, Behörden- u. Anstalts-B.en, öffentliche u. Privat-B.en usw., nach der Benutzungsart Ausleih- u. Stand- (Präsenz-)B.en. Gesammelt werden in B.en außer Büchern, Zeitungen und Zeitschriften auch Karten, Musikalien, Schallplatten, Tonbänder, Handschriften usw. Die öffentlichen B.en vergrößern ihren Bestand durch staatl. bzw. kommunale Zu- schüsse, Austausch und vor allem durch die Pflichtexemplare.⁴³

An der Definition der Bibliothek in der Brockhaus Enzyklopädie von 1996 lässt sich diese Fokussierung noch feststellen, doch lässt sich hier auch eine Erweiterung vorfinden, die sich auf die Aufgabe der Bibliothek bezieht:

Bibliothk [griech., eigt. Büchergestell] die, -/-en, **Bücherei**, öffentliche oder private, planmäßig angelegte Büchersammlung, auch das Gebäude, in dem sie untergebracht ist. Aufgabe einer B. im modernen Sinn ist es, jede Art von Literatur, Medien und Information zu vermitteln.⁴⁴

Die Funktionsorientierung der Definition der Bibliothek entwickelte sich, nach Gisela Ewert und Walther Umstätter, durch die Aufnahme der besonderen Zweckbestimmung der Bibliothek als zur Benutzung aufgestellte Büchersammlung im Sinn der Definition Anselm Graesels, durch Wilhelm Krabbes und Wilhelm Martin Luthers Definition der Bibliothek. Die im vorhergegangenen unter Rekurs auf Uwe Jochum angemerktte Suche der Bibliothekswissenschaft nach einer Bestimmung dessen, was Bibliotheken sind und Bibliothekare zu leisten haben, hat eine Vielzahl heterogener Erklärungsversuche hervorgebracht, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Eine soziologische Orientierung lässt sich beispielsweise im Ansatz von Plassmann et al. finden, welcher die Bibliothek im Rahmen systemtheoretischer Ansätze luhmannscher Prägung als Informationsdienstleister in einer Informationsgesellschaft verortet.

1999 erschien mit einem Beitrag von Ewert und Umstätter im Bibliotheksdienst eine Definition der Bibliothek, die im Bibliothekswesen bis heute weite Verbreitung gefunden hat und innerhalb der bibliothekarischen Fachwelt anhaltend diskutiert wird. Diese Definition ist nach Ewert und Umstätter als auf alle Typen und Formen von Bibliotheken anwendbar zu verstehen. Sie ist Ausdruck des vorhandenen Wissens um die Bibliothek und als Beitrag zur Suche nach einem notwendigerweise neuen Verständnis der Bibliothek formuliert worden.

⁴²Vgl.: Schäfers und Zapf, 2001, 408.

⁴³Deutsche-Buch-Gemeinschaft, 1963, Band 1, 245.

⁴⁴Brockhaus, 1996, Band 3, 292.

Die Bibliothek ist eine Einrichtung, die unter archivarischen, ökonomischen und synoptischen Gesichtspunkten publizierte Informationen für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht.⁴⁵

Diese Definition erarbeiteten Ewert und Umstätter in Auseinandersetzung mit den herkömmlichen Definitionen der Bibliothek, die nach ihrer Auffassung relativ einheitlich an dem lokationsorientierten Aspekt der Sammlung beziehungsweise des Aufbewahrungsortes festhielt. Im wesentlichen bezogen Ewert und Umstätter sich bei der Definition der Bibliothek auf drei Aspekte, die im Wissen um die Bibliothek und in den herkömmlichen Definitionen zutage treten:

- den der Lokation,
- den der Sammelobjekte, und
- den der Ziele von Bibliotheken.

Ewert und Umstätter verwenden in ihrer Definition den Begriff der Einrichtung, da mit diesem sowohl ortsgebundene Sachverhalte gekennzeichnet werden (Bibliothek als Raum, Gebäude oder Gebäudekomplex) als auch distribuierte Einheiten und sogar jene, die sich auf virtuelle Räume beziehen. Der Terminus der publizierten Information trägt informationstheoretischen Erkenntnissen und der zunehmenden Digitalisierung Rechnung. Der Zusatz publizierte Information wird zur definitorischen Präzisierung verwendet, um den Gegensatz zum Archiv, das nach Ewert und Umstätter insbesondere nichtveröffentlichte Informationen sammelt, hervorzuheben. In Bezug auf die Aufgaben der Bibliothek führen Ewert und Umstätter drei Aspekte ein, die sie als zielorientierte Qualitätskriterien verstehen:

- den archivarischen,
- den ökonomischen, und
- den synoptischen Aspekt der Bibliothek.

Der archivarische Aspekt wird von Ewert und Umstätter insbesondere vor dem Hintergrund der Informationsflut eingeführt. Ewert und Umstätter schrieben hierzu:

Er kann ohne jede Übertreibung, hinsichtlich des bereits existierenden und des noch zu erwartenden Publikationsaufkommens, als eine der größten bibliothekswissenschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit angesehen werden.⁴⁶

Mit dem ökonomischen Aspekt berücksichtigen Ewert und Umstätter:

daß Bibliotheken gemäß ihres Auftrages wirtschaftlich agieren und als Dienstleistungseinrichtungen nach dem Prinzip umweltbezogener Wirtschaftlichkeit handeln müssen.⁴⁷

Was nach Ewert und Umstätter nicht nur bedeutet, Haushalts-, Finanz- und Wirtschaftspläne effizient aufzustellen, sondern:

⁴⁵Ewert und Umstätter, 1999, 10.

⁴⁶Ewert und Umstätter, 1999, 8f.

⁴⁷Ewert und Umstätter, 1999, 9.

es bedeutet in diesem Zusammenhang vielmehr, daß sie das wirtschaftliche Interesse des Unterhaltsträgers zu respektieren haben. Mit anderen Worten: Die Informationsversorgung der bibliothekarischen Zielgruppen (die der Nutzer), muß ökonomisch optimiert werden. In dieser Zielrichtung unterscheiden sich Bibliotheken von Buchhandlungen.⁴⁸

Der synoptische Aspekt bezieht sich auf die Informationsvermittlung, die im Gegensatz zu passiven Dokumentationsangeboten steht. Durch aktive Informationsversorgung und passive Dokumentation, so Ewert und Umstätter, bietet die Bibliothek mithilfe der digital verfügbaren Angebote über die eigenen Bestände hinaus eine Synopsis des weltweiten Informationsangebotes.⁴⁹

Die Definition der Bibliothek hat in diesem Lehrbuch, wie den vorhergegangen Ausführungen entnommen werden kann, anhaltend Veränderungen und Erweiterungen erfahren. Olaf Eigenbrodt verweist in diesem Zusammenhang zwar auf den bedeutenden Beitrag der Definition von Ewert und Umstätter, die Definition der Bibliothek vom Medium Buch und dem konkreten Aufbewahrungsort dieses Mediums emanzipiert zu haben, doch bewertet Eigenbrodt den Versuch der Definition, welcher seiner Auffassung nach in seiner Entstehungszeit schon anachronistisch war, als einen letzten Versuch, um den Gegenstand der Bibliothekswissenschaft dingfest zu machen⁵⁰, der sich seiner Auffassung nach diesem Versuch jedoch entzieht. Nach Eigenbrodt reicht die Definition Ewerts und Umstätters heute nicht mehr aus, um die Funktionen, Aufgaben und Arbeitsfelder der Bibliotheken, die hierunter verstanden werden sollen, zu beschreiben. Eigenbrodt kritisiert insbesondere das Festhalten an funktionalistischen und positivistischen Definitionen, die seiner Auffassung nach wissenschaftliche Bibliotheken schon immer nur teilweise beschrieben und Öffentliche Bibliotheken eigentlich ignoriert haben.⁵¹ Mit seinem Beitrag versucht Eigenbrodt eine weitere Debatte zu eröffnen, deren Gegenstand die Frage ist:

ob sich auf der Grundlage der vorliegenden Erkenntnisse eine neue, vielleicht erweiterte Definition finden lässt, oder, ob eine solche eventuell gar nicht mehr notwendig ist.⁵²

Schlussbetrachtung

Der Artikel versucht aufzuzeigen, dass eine soziologisch verankerte Betrachtung der Bibliothek nützlich doch innerhalb der Soziologie leider weitestgehend abwesend ist. Versucht wurde in exploratorischer Art, der Entwicklung der Erklärung und Rechtfertigung der Steuerung und Definition einer Öffentlichen Bibliothek nachzugehen. Hierfür wurde eine bewusste Auswahl an Quellen betrieben.

Die Frage was Bibliotheken im Kern sind, beschäftigt die bibliothekarische Fachwelt anhaltend. Die Definition der Bibliothek liegt seit ihrer Formulierung durch Ewert und Umstätter 1999 in einer Form vor, die über den lokationsorientierten Aspekt der Sammlung beziehungsweise des

⁴⁸Ewert und Umstätter, 1999, 9.

⁴⁹Ewert und Umstätter, 1999, 9.

⁵⁰Eigenbrodt, 2013, 110.

⁵¹Eigenbrodt, 2013, 110.

⁵²Eigenbrodt, 2013, 113.

Aufbewahrungsortes von Büchern hinausgeht und innerhalb des Bibliothekswesens weite Verbreitung erfahren hat. Von Bedeutung ist an dieser Stelle, dass in der Definition ein ökonomischer Aspekt zum Tragen kommt, welcher dass wirtschaftliche Interesse des Unterhaltsträgers fokussiert. Wie sich die Definition weiterentwickeln wird ist offen.

Die Einführung und Entwicklung betriebswirtschaftlicher Methoden der Steuerung, Planung und Organisation zur Auftragserfüllung und Zielerreichung in Bibliotheken spielt heute eine besondere Rolle für die Legitimation der Einrichtungen. Der Neologismus Bibliotheksmanagement zeigt dies deutlich an. Die einst auch als Institute bezeichneten Einrichtungen scheinen sich derzeit von einer verwalteten Behörde zu einem betriebswirtschaftlich organisierten Dienstleister zu entwickeln, für den die betriebswirtschaftliche Denkweise und Organisation von Aufbau- und Ablauforganisation, durch ihre Abhängigkeit als unselbstständiger Teil der Verwaltung, notwendigerweise zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Quellenverzeichnis

- AG-Soziologie. 2004. *Denkweisen Und Grundbegriffe Der Soziologie. Eine Einführung.* 15. Auflage. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 2009. *Die Gesellschaftliche Konstruktion Der Wirklichkeit.* Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 22. Auflage.
- Beyersdorff, Günter. 1982. „Düstere Zukunft Für Bibliotheken? Haushaltskrise - Entwicklung Neuer Technologien - Kommerzialisierung Der Information.“ *BuB* 1: 43–54.
- Brockhaus, ed. 1996. *Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden*, 20. Aufl., Band 3. (Bed-Brom). Leipzig-Mannheim: F.A. Brockhaus GmbH.
- Cobabus, Norbert, ed. 2004. *Bürgerrechte Und Bibliotheken. Die Aushöhlung Des Freien Zugangs Zu Information Und Bildung Durch Die ökonomisierung Der Gesellschaft.* Nürnberg: Kirsch Verlag.
- Deutsche-Buch-Gemeinschaft, ed. 1963. *Das Dbg-Lexikon.* Frankfurt a. M. - Berlin: Verlag Ullstein GmbH.
- Eigenbrodt, Olaf. 2013. „Ist Eine Klare Definition von Bibliotheken Noch Möglich?“ *BuB - Forum Bibliothek Und Information*; 66, 2013 Heft 2.
- Ewert, Giesela und Walther Umstätter. 1997. *Lehrbuch Der Bibliotheksverwaltung.* Stuttgart: Anton Hiersemann.
- Ewert, Gisela und Walther Umstätter. 1999 Heft 6. „Die Definition Der Bibliothek: Der Mangel an Wissen über Das Unzulängliche Wissen Ist Bekanntlich Auch Ein Nichtwissen.“ *Bibliotheksdienst* 33: 957–71.
- Fligge, Jörg und Alois Klotzbücher, ed. 1997. *Stadt Und Bibliothek. Literaturversorgung Als Kommunale Aufgabe Im Kaiserreich Und in Der Weimarer Republik.* Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, Wiesbaden.
- Fritz, Manuela. 2007. *Antike öffentliche Bibliotheken Und Ihre Bildungspolitische Sowie Kulturelle Bedeutung.* Innsbruck: Innsbruck University Press.

- Fuchs, Hermann. 1968. *Bibliotheksverwaltung*, 2. Auflage. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Funk, Robert. 1975. *Kostenanalyse in Wissenschaftlichen Bibliotheken. Eine Modelluntersuchung an Der Universitätsbibliothek Der Technischen Universität Berlin*. Bibliothekspraxis, Band 17. Pullach bei München: Verlag Dokumentation.
- Hauke, Petra und Konrad Umlauf, ed. 2006. *Vom Wandel Der Wissensorganisation Im Informationszeitalter. Festschrift Für Walther Umstätter Zum 65. Geburtstag*. Bad Honnef: Bock+Herchen Verlag.
- Heidtmann, Frank. 1973. *Zur Soziologie von Bibliothek Und Bibliothekar. Betriebs Und Organisationssoziologische Aspekte*. Berlin: DBV.
- Jochum, Uwe. 1999. *Kleine Bibliotheksgeschichte*. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co., 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage.
- Kaiser, Wolfgang, and Karsten Schuldt. 2011. „Hat Die öffentliche Bibliothek Einen Sozialen Auftrag Und Wenn Ja, Welchen? - Ein Dialog.“ *LIBREAS. Library Ideas* 19: 45–69.
- Karstedt, Peter. 1965. *Studien Zur Soziologie Der Bibliotheken*. Beiträge Zum Buch- Und Bibliothekswesen, Band 1. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Kluth, Rolf. 1970. *Grundriß Der Bibliothekslehre*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag.
- Kunze, Horst. 1958. *Bibliotheksverwaltungslehre*. Leipzig: Harrassowitz Verlag.
- Leyh, Georg. 1968. *Die Bildung Des Bibliothekars*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- , ed. 1961. *Handbuch Der Bibliothekswissenschaft*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag.
- Pelaya, Lucia, and Ana Sanllorenti. n.d. „Der Schwierige Auftrag Der Bibliotheken.“ *Argentina Copyleft*.
- Plassmann, Engelbert; Herrmann Rösch; Jürgen Seefeld; Konrad Umlauf. 2011. *Bibliotheken Und Informationsgesellschaft in Deutschland. Eine Einführung*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag, 2., gründlich überarbeitete und erweiterte Auflage.
- Powell, Walter W. und Paul J. DiMaggio, ed. 1991. *The New Institutionalism in Organisational Analysis*. London; Chicago: The University of Chicago Press.
- Rakowski, Frank, ed. 1968. *Die öffentliche Bibliothek. Auftrag Und Verwirklichung*. Berlin: Deutscher Büchereiverband.
- Schäfers, Bernd und Wolfgang Zapf, ed. 2001. *Handwörterbuch Zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen: Leske+Budrich.
- Schöller, Peter, ed. 1969. *Allgemeine Stadtgeographie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Scott, Richard W. 1995. *Institutions and Organisations*. Thousand Oaks: Sage Publications,
- Senge, Konstanze. 2011. *Das Neue Am Neo-Institutionalismus. Der Neo-Institutionalismus Im Kontext Der Organisationswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Senge, Konstanze und Kai-Uwe Hellmann, ed. 2006. *Einführung in Den Neo-Institutionalismus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Umlauf, Konrad. 2003. *Leistungsmessung Und Leistungsindikatoren Für Bibliotheken Im Kontext Der Ziele von Nonprofit Organisationen.* Vols. 116, Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft. Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität.

Umlauf, Konrad und Stefan Gradmann, ed. 2011. *Lexikon Der Bibliotheks- Und Informationswissenschaft.* Stuttgart: Anton Hiersemann.

Umstätter, Walther. 2011. *Lehrbuch Des Bibliotheksmanagements.* Stuttgart: Anton Hierseman KG.

Vodosek, Peter und Werner Arnold, ed. 2008. *Auf Dem Weg in Die Informationsgesellschaft: Bibliotheken in Den 70er Und 80er Jahren Des 20. Jahrhunderts.* Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, Wiesbaden.

Fabio Tullio hat Soziologie und Wirtschaftsgeographie an der Universität Duisburg-Essen studiert. Während seines Studiums hat er sechs Jahre als studentischer Mitarbeiter in der Universitätsbibliothek am Campus Duisburg gearbeitet. Derzeit studiert er Bibliotheks- und Informatiowissenschaft sowie Informatik an der Humboldt Universität zu Berlin.

Kontakt: fabio.tullio@student.hu-berlin.de.

Die Bibliografie von New Orleans. Zu einem Gedicht

Juliane Waack

Die Bibliografie in der Lyrik ist schwer zu finden, ähnlich wie artverwandte Themen der Ordnung, auch wenn das Gedicht an und für sich ordnet, Klänge sortiert, Bedeutungen aneinanderreiht und in Beziehung setzt.

Doch was die Lyrik kann, das thematisiert sie selten, sie ist Nutznießerin der sprachlichen Möglichkeiten, der Grammatik, Rechtschreibung, Phonetik und Semantik. Wenn sie über die Grundlagen spricht, die ihr diese Sinnes- und Klangweite ermöglichen, dann setzt sie diese in einen Kontext, der aus der Theorie in eine fließende Lebenswelt schlüpft und dort ein neues Gewand erhält. Auch das ist ein Merkmal der Lyrik, sich dem Fremden annähern, mit dem Bekannten fremdeln.

So handelt „New Orleans Bibliography“¹ der amerikanischen Autorin und Professorin der Literatur Tonya M. Foster nicht von Artikelsammlungen und Verzeichnissen, sondern lässt ein Leben der Eindrücke und Sprache alphabetisch vor unseren Augen die Stationen ablaufen. Von Flora und Fauna, Kultur und Mythos, Sagen und Sprichwörtern zur Geographie und Geschichte hin zu den Dingen, die Kindheit, Erwachsensein, die Jugend und das Alter, Frau sein, Mann sein und in New Orleans sein ausmachen.

dark-skinned, daughters, dead-end, Desire Projects, desire unmet is desire multiplied, dirty rice, do, Dorothy, due

Elysian Fields, Erato, etouffe, Euterpe, Ezekiel

Father John's cough syrup, filé, first born, first born done died, fleur de lys, flood, front porch, „fur true?“

Die Bibliografie dokumentiert dabei, ohne Dinge zu referenzieren, die man in Bibliotheken findet. Kein Stück Papier kann „I like coffee; I like tea; I like a colored boy and he likes me“ so ins Leben rufen, wie es die erröteten Wangen auf dem Schulhof können, kein „light-skinned, lighter than a paper bag“ kann schwarz auf weiß die Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß wiedergeben. „New Orleans Bibliography“ ist ein Verzeichnis der Erinnerung und es erzählt eine Geschichte, die nur teilweise zugänglich für denjenigen wird, der sie liest.

Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Bibliografie händigt sie uns nicht jede Referenz klar dokumentiert mit Jahreszahl, Verlag und Format aus, sondern versteckt sich immer wieder auch hinter der Sprache und dem Erlebten einer Stimme, die uns fremd ist. „Katie, kickback, kick

¹Foster, Tonya M. (2002) „New Orleans Bibliography“ aus „Callaloo“, Volume 25, Number 1, Winter 2002.
<https://muse.jhu.edu/article/6713>

your ass“ wird niemand in einem Lexikon nachschlagen können. Das Bild hinter der Alliteration bleibt verschwommen, ungenau. Ebenso wie „Miss Myrtle, Miss Tit“, das Persönliche neben dem Profanen. Wie sehr sie miteinander vertraut waren, wie sehr sie einander berührt haben, ob sie ein und dieselbe Person waren, nur aus anderen Augen gesehen, aus anderen Mündern gerufen im Leben der Erzählerin, das bleibt uns verborgen. Diese Bibliografie ist die Assoziationskette einer eigenen Geschichte, einer einzigartigen Geschichte. Sie ist so nicht nur eine Aneinanderreihung von Wörtern, die dem Leser oft in ihrer wahren Bedeutung verloren bleiben, sondern auch eine Referenz auf unsere eigene Bibliografie, unser „morning, mosquitos, mourning“, unsere Klänge, Namen, Bilder und Wörter, die weitergereicht werden, um ein Leben zu ordnen, von A bis Z.

„a girl who looks like her father is born for luck“

Rezension zu: Smiljana Antonijević (2015). *Amongst Digital Humanists: An Ethnographic Study of Digital Knowledge Production*. Basingstoke ; New York : Palgrave Macmillan

Karsten Schuld

Smiljana Antonijević verspricht im Titel ihres Buches eine ethnographische Studie zu Forschenden in den Digital Humanities. Als Forschungsprojekt ist das ein sinnvolles Unterfangen. Die Digital Humanities werden, je nach Fall als vorhergesagter Trend oder als schon institutionalisierte Forschungsrichtung, seit einigen Jahren als Begründung für strategische Planungen von Forschungseinrichtungen und Forschungsförderinstitutionen verwendet, forschungspolitisch werden sie als Zielsetzung für die wissenschaftspolitische Steuerung genutzt, Hochschulbibliotheken scheinen sich zum Teil sehr stark an den vorgeblichen Anforderungen dieser Forschenden zu orientieren – und gleichzeitig ist nicht klar, was genau diese Forschenden tun. Dabei war Antonijević für dieses Projekt – das ihre Promotion darstellt – gut positioniert, da sie in den Niederlanden selber in Digital Humanities-Projekten tätig war. Ihre Forschung betrieb sie dort und in den USA. Dies schränkt die Aussagekraft ihrer Studie geographisch ein; da die Digital Humanities allerdings zumeist für Forschungslandschaften im Globalen Norden konzipiert werden, scheint diese Einschränkung vertretbar. Die Studie basiert vor allem auf Beobachtungen und Interviews, die zwischen 2010 und 2013 in 23 Institutionen in Europa und den USA mit 258 Partizipierenden durchgeführt wurden. Für eine ethnographische, also stark qualitativ orientierte Forschung, ist dies beachtlich. Was die Studie einschränkt, ist der Drang der Autorin, die Digital Humanities nicht nur zu untersuchen, sondern gleichzeitig verbessern zu wollen. Dies scheint ihr den Blick auf die Widersprüche, die sie selber aufdeckt, zu verstellen.

Was das Buch nicht ist, ist eine Darstellung des gesamten ethnographischen Forschungsprozesses dieses Promotionsprojektes. Die Autorin deutet nur kurz an, wie sie bei den Interviews und Beobachtungen vorging und zitiert oft direkt aus den Interviews. Grundsätzlich aber ist das Buch eine schnell zu lesende Zusammenfassung der Forschungsergebnisse.

Das Herkommen der Digital Humanities

In einem ersten, kurzen Kapitel stellt die Autorin die Entstehung der Digital Humanities aus den „Computational linguistics“ dar, die – so ihre Erklärung – ab ungefähr 2005 in die „Digital Humanities“ transformiert wurden, verbunden mit neuen Versprechen und Vorstellungen. Diese

Darstellung – die nicht unbedingt von allen in den Digital Humanities Aktiven geteilt wird (vergleiche Thompson Klein 2015, Burdick et al. 2012) – erklärt zum Beispiel den Fokus der meisten Digital Humanities-Projekte auf Text Corpora und auf Verfahren, die in der Linguistik genutzt werden können, obgleich Humanities selbstverständlich weit mehr Felder (und Medientypen, mit oder an denen geforscht wird) umfasst. Gleichzeitig ist es eine in anderen Punkten recht unkritische Darstellung, die nicht darauf eingeht, was diese Projekte in den Universitäten und Forschungseinrichtungen eigentlich tatsächlich verändern. Diese unkritische Haltung, welche zwar die Tätigkeiten der untersuchten Forschenden objektiv darstellt, aber gleichzeitig die Vorstellung von den Digital Humanities als Zukunft der Humanities nicht diskutiert, findet sich im gesamten Buch. Mehr noch: Die Autorin geht gerade in diesem, ersten Kapitel auf einige wenige Kritiken an den Digital Humanities ein – aber nur auf einige, was den Eindruck hinterlässt, dass sie auf andere Kritiken nicht antworten will – und widerspricht diesen. Insbesondere postuliert sie, dass diese Projekte nicht im Übermass Forschungsgelder für Infrastrukturprojekte binden würde, die ansonsten in anderer geisteswissenschaftlicher Forschung eingesetzt würde, sondern dass Forschungsgelder in den gesamten Humanities immer zu wenig und deshalb umkämpft sind.

Die banalen digitalen Tätigkeiten

In den Interviews orientierte sich die Autorin an einem Forschungs-Workflow (Collect, Find, Analyze, Write, Communicate, Organize, Annotate, Cite, Reflect, Archive, Share), den sie zum Beispiel den interviewten Forschenden als idealtypischen Verlauf einer Forschungsaktivität vorlegte, um mit ihnen im Interview über diesen zu diskutieren. Der Workflow, als Kreislauf konzipiert, ähnelt dem im Bibliothekswesen oft zitierten Research Data Lifecycle, ist aber nicht mit diesem identisch. Angesichts der grossen Versprechen beziehungsweise Ankündigungen, dass die Digital Humanities die Forschungsprozesse und -fragen in den Humanities radikal ändern würden (siehe zum Beispiel Burdick et al. 2012), ist das, was die Interviews und Beobachtungen konkret zeigen, erstaunlich banal. Die Forschenden recherchieren digital und setzen zum Schreiben digitale Werkzeuge ein, wobei immer wieder Google-Produkte im Vordergrund stehen. Einige Forschende annotieren PDF-Dokumente. Ansonsten werden digitale Werkzeuge nur in Ausnahmefällen benutzt. So fand die Autorin zum Beispiel keine verbreitete Praxis der Analyse von Daten mit digitalen Instrumenten. Auch Literaturverwaltungssoftware wurde kaum eingesetzt, obwohl die meisten Forschenden Einführungen für diese besucht hatten. Unterschiede bestanden zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften (Sciences), aber nur in Teilbereichen. So schreiben viele Forschende in den Humanities mit Word, während viele in den Sciences – die zum Teil als Kontrollgruppe befragt wurden – LaTeX verwenden. Aber die grossen, datengetriebenen Forschungsprojekte, von denen in der Literatur zu den Digital Humanities seit einigen Jahren als zukünftige Praxis berichtet wird (und auf die sich beispielsweise Bibliotheken ausrichten), fand die Autorin quasi nicht.

Der grosse Unterschied zur Forschungspraxis früherer Jahrzehnte scheint die bessere Recherchierbarkeit und Verfügbarkeit von Dokumenten zu sein, nicht etwa das Entstehen von neuen Paradigmen oder Forschungsfragen.

Die Frage des Teilens von Daten (Sharing) evoziert interessante Ergebnisse, da die Haltung dazu vor allem im US-amerikanischen Universitätssystem von der Position der Forschenden ab-

zuhängen scheint. Grundsätzlich sind Forschende zum Teilen bereit und haben auch bestimmte Praxen entwickelt (allerdings oft für sich allein, nicht in Gruppen oder Institutionen). Dies gilt jedoch nicht, wenn sie auf eine akademische Karriere hinarbeiten und sich in sogenannten Tenure Tracks (also befristeten Stellen, bei denen sie regelmässig evaluiert werden und diese Evaluationsergebnisse über die weitere Beschäftigung entscheiden) befinden. Auf diesen Stellen, die zum Teil auch in europäischen Universitäten eingeführt wurden (insbesondere in Form von Junior-Professuren), um die Qualität der Professorinnen und Professoren sicherzustellen, verwehren sich die Forschenden dem Teilen von Forschungsdaten. Offenbar sind sie – durch das akademische System – so sehr auf die eigenen Konkurrenzvorteile bedacht, dass sie im Gegensatz zu anderen Forschenden – die zumeist auf festen Stellen angestellt sind – ihre Forschungen verschliessen. Die Autorin bespricht dies nicht weiter, aber es erinnert sehr an die Feststellungen von Richard Münch (2011), dass der „akademische Kapitalismus“ die Qualität der Forschung bedroht.

Grundsätzlich stellen die in der Studie befragten Forschenden fest, dass sie sich die digitalen Fähigkeiten bis hin zum Programmieren selber beigebracht hätten. Ganz nachvollziehbar ist das nicht, da auch die Angebote von Bibliotheken und Digital Humanities Center erwähnt werden. Die Autorin verweigert zu Recht, das Feld zu glätten und stellt eher den Widerspruch dar. Vorwerfen kann man ihr, dass sie es ohne weitere Diskussion dieser Differenz tut. Allerdings verweisen die Forschenden auch darauf, dass sie sich oft von ihren Departements nicht dabei unterstützt sehen, neue Tools und Fähigkeiten zu erlernen, eine Aussage, die sich vor allem auf Arbeitszeit, die (nicht) zur Verfügung gestellt wird, bezieht und nicht etwa auf Weiterbildungangebote. Ein ähnlicher Widerspruch ist der von Forschenden geäusserte Wunsch, dass es Tools geben sollte, die den Forschungsprozess ineinandergreifend digital gestatten, also zum Beispiel die Recherche in Datenbanken, die Analyse, das Schreiben und Teilen von Daten, in einem Tool, während sie gleichzeitig die Tools, die sie kennen, selbst dann, wenn sie unzufrieden sind, weiter verwenden, solange sie damit ihre Aufgaben erfüllen können. Gleichzeitig gab es diese Tools als „Virtuelle Forschungsumgebungen“ für einige Jahre in grosser Zahl, ohne das sie von vielen Forschenden genutzt wurden. Die reine Aussage, dass sie sich solche Tools wünschen würden, ist offenbar keine Aussage darüber, was sie wirklich tun. An diesem Punkt wäre es von Vorteil gewesen, wenn die Autorin vertiefend die Entscheidungsprozesse der Forschenden für oder gegen Tools untersucht hätte. (Vergleiche dazu eher Bender 2016)

Einen anderen Unterschied, den die Autorin erkennt, ist der, dass jüngere Forschende eher dazu tendieren, digitale Tools zu nutzen (aber es geht dabei weiterhin nicht vorrangig um Tools zur Analyse von Daten, sondern zum Beispiel um Google-Docs), als ältere; wobei ältere Forschende trotzdem wissenschaftlich erfolgreich sind.

Die Autorin präsentierte diese Ergebnisse, aber es fehlt zumeist eine weitere Diskussion. Bei den wenigen weitergehenden Darstellungen scheint sie dahin zu tendieren, erklären zu wollen, wie sich die Vorstellungen von den Digital Humanities dennoch umsetzen lassen. Allerdings ist nicht klar, wieso. Ihre Ergebnisse scheinen eher in eine andere Richtung zu deuten, nämlich dahin, dass die Digital Humanities in der Forschungsrealität keine wirklichen Auswirkungen haben, sondern dass sich eher da, wo es möglich ist, langsam digitale Tools durchsetzen und dass das Internet – inklusive der Digitalisierungsprojekte in Bibliotheken – eine schnellere, umfassendere Recherche und Zugänglichkeit erlaubt, als zuvor. Dies ist nicht zu missachten, aber es widerlegt die Vorstellungen von den angeblich radikal neuen Digital Humanities aus der Sicht der Personen, die davon am meisten betroffen sein sollten. Es scheint eher der digitale Wandel zu

sein, den die Autorin beschreibt und der sich auch in der restlichen Gesellschaft beachten lässt, keinesfalls aber eine neue Wende in den Humanities. Wie gesagt, kommt die Autorin nicht zu diesem Schluss, sondern interpretiert eher, dass das Feld der Digital Humanities sich langsam, forschungsfeld-bezogen unterschiedlich, entwickeln würde. Dem Rezensenten scheint diese Interpretation nicht nachvollziehbar; aber es ist der Autorin anzurechnen, dass sie Ergebnisse so darstellt, dass unterschiedliche Interpretationen möglich sind.

Bibliotheken und Digital Humanities Center

Die Aktivitäten von Bibliotheken im Bezug auf die Digital Humanities gehen an den Forschenden nicht unbemerkt vorbei. Sie haben aber nicht den Einfluss, der sich in der bibliothekarischen Literatur zu den Digital Humanities erhofft wird. (Siehe zum Beispiel Hartsell-Gundy, Brauneck & Golomb 2015) Viele Forschende haben Erfahrungen mit spezifischen Veranstaltungen, die von Bibliotheken für Forschende in den Digital Humanities angeboten werden. An einer Stelle geht die Autorin darauf ein, dass eine Anzahl von Forschenden diese sehr positiv bewerten, aber ein Grossteil ihnen eher eine beschränkte Sinnhaftigkeit zuschreibt. (Antonijević 2015:76) Bibliotheken würden, so die Forschenden, in den Veranstaltungen zu sehr auf Fragen des Bestandes fokussiert sein und dann, wenn es zu Forschungsfragen kommt, keine weiterführende Informationen anbieten können. Der Austausch mit direkten Fachkolleginnen und -kollegen sei für die Praxis weit hilfreicher.

Ausführlicher zum Thema werden Bibliotheken im Kapitel zu Digital Humanities Center behandelt, von denen die Autorin im Rahmen ihrer Forschung insgesamt elf besucht hat. Viele dieser Center sind einer Bibliothek angegliedert – zum Teil auch räumlich – oder in diese integriert. Dabei stellt die Autorin fest, dass die ersten dieser Center schon in den 1980er Jahren gegründet wurden, also keine neue Entwicklung darstellen, und bis in den 1990er Jahre Bottom-Up-Initiativen darstellten, während sie seitdem vor allem Top Down von Universitätsleitungen oder im Rahmen von Forschungsförderungen gegründet werden. Antonijević beschreibt die Arbeit dieser Center als langsam aber stetig. Es scheint kaum Einrichtungen zu geben, die einen Ansturm von Forschenden erleben. Viele Einrichtungen scheinen auch keine klare Auffassung davon zu haben, was Ihre genaue Aufgabe sein soll. Sie müssten fast immer auf die Forschenden zu gehen und versuchen, diese davon zu überzeugen, dass die Center sie bei ihrer Arbeit unterstützen können. In der Interpretation der Darstellung dieser Arbeit weicht die Wahrnehmung des Rezensenten wieder massiv von der der Autorin ab. Sie beschreibt diese Arbeit positiv, macht sich teilweise Gedanken dazu, wie sie verbessert werden könnte. Für den Rezensenten scheint ersichtlich, dass die beschriebenen Digital Humanities Center keine wirklichen Aufgaben für die Forschung erfüllen, sondern vor allem aufgrund missgeleiteter Annahmen und Wünschen von Verwaltungen und Fördereinrichtungen bestehen. Es muss aber erneut positiv betont werden, dass die Autorin ihre Darstellung so gestaltet hat, dass mehrere Interpretationen möglich sind.

Bemerkenswert ist, dass sie aber selber die Anbindung an die Bibliotheken als ein mögliches Problem für die Etablierung der Center in der Forschungspraxis ansieht. Durch diese Zuordnung würden die Center von den Forschenden als Teil der Infrastruktureinrichtungen und nicht

der Forschungspraxis angesehen werden. (Vergleiche für eine andere Darstellung und Interpretation der nicht wirklich funktionierenden Integration solcher Top-Down etablierten Center in den Forschungsbetrieb Thompson Klein 2015)

Fazit

Der Titel der Studie und auch die Einleitung lassen eine tiefergehende Darstellung der Praxis der Digital Humanities erwarten, als sie letztlich geliefert werden. Dennoch ist die Darstellung erfrischend offen und transparent. Die Autorin deutet ihre Ergebnisse selber sehr in eine Richtung – als Möglichkeit der Digital Humanities und gerade der Digital Humanities Center, besser zu werden –, die sich nicht wirklich aus den Ergebnissen herzuleiten scheint. Sichtbar wird in den Beschreibungen eher, dass es die Digital Humanities gar nicht in der Weise gibt, wie sie gerne beschrieben werden. Neue Fragestellungen, Forschungspraxen oder Paradigmen werden nicht erkennbar, sondern vielmehr Forschende, die sich, wenn sie das selber als sinnvoll ansehen, digitaler Tools bedienen. Daneben existiert ein Diskurs um Digital Humanities, der nicht wirklich von der Forschung, sondern von Fördereinrichtungen und Universitätsleitungen geführt wird, sich zwar in Digital Humanities Center manifestiert, aber kaum Einfluss auf die tatsächliche Forschungspraxis hat. Die in der Literatur oft postulierte Verstärkung der interdisziplinären Zusammenarbeit zeigt sich quasi nicht. Entgegen ihrer eigenen Interpretation scheint Antonijević viele der Vermutungen, die aus kritischen Perspektiven über die Digital Humanities angestellt werden, zu bestätigen.

Wie angedeutet, ist das Buch in einem leicht zugänglichen Englisch geschrieben und lädt vor allem ein, sich selber, über die allfälligen Beispielsammlungen und Manifeste zur Digital Humanities hinaus, ein Bild vom (geistewissenschaftlichen) Forschungsalltag im digitalen Zeitalter zu machen, der bezogen auf die Nutzung digitaler Tools, recht banal und – vorausgesetzt, man wurde zuvor von den Versprechen und Ankündigungen mitgerissen – ernüchternd erscheint.

Literatur

- Bender, Michael. *Forschungsumgebungen in den Digital Humanities : Nutzerbedarf, Wissenstransfer, Textualität (Sprache und Wissen; 22)*. Berlin ; Boston: De Gruyter, 2016
- Burdick, Anne ; Drucker, Johanna ; Lunenfeld, Peter ; Presner, Todd ; Schnapp, Jeffrey (2012). *Digital_Humanities*. Cambridge ; London: The MIT Press, 2012
- Hartsell-Gundy, Arianne ; Braunstein, Laura ; Golomb, Liorah (edit.) (2015). *Digital Humanities in the Library: Challenges and Opportunities for Subject Specialists*. Chicago: American Library Association, 2015
- Münch, Richard (2011). *Akademischer Kapitalismus: Über die politische Ökonomie der Hochschulreform* (Edition Suhrkamp, 2633). Berlin: Suhrkamp Verlag, 2011
- Thompson Klein, Julie (2015). *Interdisciplining digital humanities: boundary work in an emerging field* (Digital Humanities). Ann Arbor: University of Michigan Press, 2015

Karsten Schuld (Chur / Berlin). Wissenschaftlicher Mitarbeiter Schweizerisches Institut für Informationswissenschaft, HTW Chur; Lehrbeauftragter FH Potsdam, Redakteur LIBREAS. Library Ideas.

Die Lesbarkeit der Welt
Rezension zu 'The Concept of Information in Library
and Information Science. A Field in Search of Its
Boundaries: 8 Short Comments Concerning
Information'. In: Cybernetics and Human Knowing.
Vol. 22 (2015), 1, 57-80. Kurzartikel von Luciano
Floridi, Søren Brier, Torkild Thellefsen, Martin
Thellefsen, Bent Sørensen, Birger Hjørland, Brenda
Dervin, Ken Herold, Per Hasle und Michael Buckland.

Linda Freyberg

Es ist wieder an der Zeit den Begriff „Information“ zu aktualisieren beziehungsweise einen Bericht zum Status Quo zu liefern. Information ist der zentrale Gegenstand der Informationswissenschaft und stellt einen der wichtigsten Forschungsgegenstände der Bibliotheks- und Informationswissenschaft dar. Erstaunlicherweise findet jedoch ein stetiger Diskurs, der mit der kritischen Auseinandersetzung und der damit verbundenen Aktualisierung von Konzepten in den Geisteswissenschaften vergleichbar ist, zumindest im deutschsprachigen Raum¹ nicht konstant statt. Im Sinne einer theoretischen Grundlagenforschung und zur Erarbeitung einer gemeinsamen begrifflichen Matrix wäre dies aber sicherlich wünschenswert.

Bereits im letzten Jahr erschienen in dem von Søren Brier (Siehe „The foundation of LIS in information science and semiotics“² sowie „Semiotics in Information Science. An Interview with Søren Brier on the application of semiotic theories and the epistemological problem of a transdisciplinary Information Science“³) herausgegebenen Journal „Cybernetics and Human Knowing“ acht lesenswerte Stellungnahmen von namhaften Philosophen beziehungsweise Bibliotheks- und Informationswissenschaftlern zum Begriff der Information. Unglücklicherweise ist das Journal „Cybernetics & Human Knowing“ in Deutschland schwer zugänglich, da es sich nicht um ein Open-Access-Journal handelt und lediglich von acht deutschen Bibliotheken abonniert wird.⁴

¹Siehe dazu http://libreas.eu/ausgabe20/texte/09kaden_kindling_pampel.htm.

²In: LIBREAS, 4 (2006):<http://libreas.eu/ausgabe4/001bri.htm>.

³LIBREAS interview, 19 (2011):<http://libreas.eu/ausgabe19/texte/07treude.htm>.

⁴Nämlich von der Staatsbibliothek zu Berlin sowie den Universitätsbibliotheken in Bayreuth, Bielefeld, Friedrichshafen, Hamburg, Köln, Lüneburg und München, siehe Zeitschriften Datenbank:
<http://dispatch.opac.d-nb.de/DB=1.1/SET=1/TTL=1/SHW?FRST=1&PRS=HOL>.

Aufgrund der schlechten Verfügbarkeit scheint es sinnvoll hier eine ausführliche Besprechung dieser acht Kurzartikel anzubieten.

Das Journal, das sich laut Zusatz zum Haupttitel thematisch mit „second order cybernetics, autopoiesis and cyber-semiotics“ beschäftigt, existiert seit 1992/93 als Druckausgabe. Seit 1998 (Jahrgang 5, Heft 1) wird es parallel kostenpflichtig elektronisch im Paket über den Verlag Imprint Academic in Exeter angeboten. Das Konzept Information wird dort aufgrund der Ausrichtung, die man als theoretischen Beitrag zu den Digital Humanities (avant la lettre) ansehen könnte, regelmäßig behandelt. Insbesondere die phänomenologisch und mathematisch fundierte Semiotik von Charles Sanders Peirce taucht in diesem Zusammenhang immer wieder auf. Dabei spielt stets die Verbindung zur Praxis, vor allem im Bereich Library- and Information Science (LIS), eine große Rolle, die man auch bei Brier selbst, der in seinem Hauptwerk „Cybersemiotics“ die Peirceschen Zeichenkategorien unter anderem auf die bibliothekarische Tätigkeit des Indexierens anwendet,⁵ beobachten kann.

Die Ausgabe 1 / 2015 der Zeitschrift fragt nun „What underlies Information?“ und beinhaltet unter anderem Artikel zum Entwurf einer Philosophie der Information des Chinesen Wu Kun sowie zu Peirce und Spencer Brown. Die acht Kurzartikel zum Informationsbegriff in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft wurden von den Thellefsen-Brüdern (Torkild und Martin) sowie Bent Sørensen, die auch selbst gemeinsam einen der Kommentare verfasst haben.

Acht Informationsbegriffe

Den Anfang macht Luciano Floridi⁶ mit seinem Kommentar „Information – Reductionist, Anti-reductionist and Non-reductionist Approaches“. Floridi ist einer der präsentesten und (Social Media) aktivsten zeitgenössischen Philosophen und stellt die Frage „Was ist Information?“ auf dieselbe Stufe wie fundamentale Fragen nach dem Sein und der Wahrheit. Auf die nach der Information existiere keine triviale Antwort und so, seine Hauptthese, können die Antworten in drei Ansätze unterteilt werden: „reductionist, anti-reductionist and non-reductionist“. Reduktionistische Zugriffe auf den Informationsbegriff verfolgen die Hauptintention, eine einheitliche, für alle Gebiete gleichermaßen valide Definition zu erschaffen, eine Unified Theory of Information (UTI). Floridi sieht dieses Vorhaben als gescheitert an, was sich seines Erachtens in der Tatsache manifestiert, dass diese UTI trotz jahrelangen Bestrebungen bis dato nicht existiert. Im deutschsprachigen Raum haben sich vor allem Capurro/Fleissner/ Hofkirchner mit dieser Problematik auseinandergesetzt und kamen, teilweise aus anderen Gründen, auf das-selbe Ergebnis.⁷ Anti-reduktionistische Ansätze haben zusammenfassend hingegen das Problem sich hauptsächlich mit der Negation reduktionistischer Ansichten zu beschäftigen. Aus der Ablehnung der Shannonschen mathematischen Theorie der Kommunikation als Urquelle des Informationsbegriffs sowie der Betonung der Vieldeutigkeit des Informationsbegriffs in den jeweiligen Kontexten, resultiert ebenso keine Klärung des Informationsbegriffs. Der nicht-reduktionistische Ansatz definiert den Informationsbegriff als „network of connected concepts,

⁵Siehe Brier, Søren: Cybersemiotics (2008), 424 ff.

⁶Sein Ansatz ist freilich nicht unumstritten, vgl. u.a.

<http://libreas.tumblr.com/post/101354211366/john-searle-luciano-floridi>.

⁷Siehe unter anderem Capurro, Rafael; Fleissner, Peter; Hofkirchner, Wolfgang: Is A Unified Theory of Information Feasible? (1999).

linked by mutual and dynamic influences that are not necessarily genetic or genealogical“, welche „can be centralized in various ways or completely decentralized and perhaps multi-centered“,⁸ wobei vor allem die de- oder multizentralisierten Ansätze, sich gegen eine UTI beziehungsweise die Möglichkeit einer UTI positionieren. Je nach Kontext oder Fragestellung kann Information als „interpretation, power, narrative, message or medium, conversation, construction, a commodity“⁹ definiert werden. Information ist in diesem Verständnis nicht so sehr auf das Objekt seiner Repräsentation bezogen, sondern vielmehr als Medium oder prozesshaftes Element anzusehen. Die zentralisierten Ansätze muten noch ätherischer an. Bei ihnen liegt der Bezug zur Metaphysik nahe.

Søren Briers Beitrag „How to Define an Information Concept for a Universal Theory of Information?“ beginnt mit dem Bezug auf objektive Informationsbegriffe wie die Claude Shannons und Norbert Wieners. Diesen mangelt es an einem intersubjektiven Bezug auf Kommunikation. Sie klammern also soziale und kognitive Kontexte aus. In gewohnter Manier dekliniert Brier alle von ihm vielzierten Bezugstheoretiker aus dem (bio)semiotischen und systemtheoretischen Umfeld durch. Briers Idee ist es, „to develop a theory, which can encompass the living, experiencing body and its consciousness’s integration with communicational networks such as natural and artificial languages in humans“.¹⁰ Information solle zunächst, angelehnt an Floridi, „meaningfulness and truthfulness“ besitzen, einen Neuigkeitswert (Gregory Bateson) aufweisen, der sich prozessual aus dem jeweiligen Kontext ergibt und sich nicht nur auf menschliche Kommunikation beziehen, sondern auf alle lebenden Systeme. Bezugnehmend auf die Peirce’sche Semiotik sieht Brier das Konzept Information als zeichenbasiert an und erweitert es um einen biosemiotischen Ansatz, welcher besagt, „that signs are real relational processes manifesting as tokens connecting all living beings with each other and with the environment“. Peirces universelles Zeichenverständnis, seine Universalkategorien sowie Konzepte wie das des Kontinuums machen seinen Ansatz auch in diesem Kontext anwendbar. Information ist in den Zeichenprozess (semiosis) zu integrieren „as well as matter/energy if we want a universal concept of information“, so Brier in seinem Schlussstatement.

Der Beitrag „A Semeiotic Account of Information“ schließt unmittelbar an Brier beziehungsweise an Peirce an. Torkild und Martin Thellefsen und Bent Sørensen isolieren für ihre Argumentation zwei Dimensionen des Informationsbegriffs: Die ontologische und epistemologische. Diese interagieren in der Semiose natürlich miteinander und sind somit gleichermaßen vorhanden. Die ontologische Dimension bezieht sich auf das Zeichen selbst, wobei die epistemologische Sichtweise sich auf die Interpretation bezieht. Das Ziel ist es, beide Dimensionen gleichermaßen zu berücksichtigen, vor allem, weil, so die These, im Bereich der LIS die ontologische Auffassung des Informationsbegriffs vernachlässigt wird. Dies gelingt, wie bei Brier, mit der Bezugnahme auf das Peircesche Œuvre, speziell auf seine Sichtweise des „universe as a whole [...] [as] an argument (or type of sign) (CP 1.119)“,¹¹ sein Kontinuitätskonzept und seine sehr positive Annahme, dass die Welt verstehbar sei. Die Schlüsselemente im Prozess des Verstehens seien „information, emotion and knowledge“.¹² Information wird zunächst emotional erfasst und anschließend durch einen kognitiven Prozess mit vorhandenem Wissen kontextualisiert, wobei sie potentiell zu neuem Wissen führen kann. Bedeutung wird also erzeugt, indem ein Objekt

⁸Floridi (2015), 59.

⁹Ebenda.

¹⁰Thellefsens/Sørensen (2015), 61.

¹¹Ebd., 63.

¹²Ebd., 64.

zunächst emotional als Wahrnehmen eines unspezifischen Punktes am Horizont erfasst wird, so deren Beispiel. Im nächsten Schritt werden spezifische Eigenschaften des Punktes erkennbar und dieser beispielsweise als Hund identifiziert. Schlussendlich überwiegt das „knowledge dominant level“,¹³ bei dem der kognitive Prozess des Erkennens und der Informationsverarbeitung abgeschlossen ist und der Hund als Nachbarhund Jake erkannt wird. Der hier dargestellte Prozess, der Kognition, Emotionen einbezieht, könne nun auch für den Bereich LIS fruchtbar sein, da er sowohl die epistemologische als auch die ontologische Ebene des Informationsbegriffes berücksichtigt.

Birger Hjørland setzt am Dokumentbegriff an, da die LIS nach seiner Lesart aus der Dokumentation entstand. Der Titel „The Concept of Information – Again and Again“ impliziert eine gewisse Redundanz dieses Themas und Hjørland beantwortet in seinem kurzen Beitrag auch die Sinnfrage des ewigen Fragens. Einmal sei die LIS laut Jonathan Furner (2004) „to be able to do so very well without the concept of information“.¹⁴ Eine Konzeptdefinition sollte daher immer anwendungsbezogen und zielgreichtet sein. Hjørland positioniert sich dann aber doch noch als Verfechter eines (inter)subjektiven Informationsbegriffs, der das Prozesshafte, das Sich-Informieren und den sozialen Kontext mitdenkt. Aus dieser Sichtweise, die unter anderem Fritz Machlup, Gregory Bateson und Per Hasle vertreten, resultieren 6 Implikationen¹⁵:

1. „Anything can be informative/information“, woraus sich das amüsante Paradox ableiten lässt, dass Informationsspezialisten daher Spezialisten für Alles seien, jedoch ein Spezialist für alles letztendlich kein Spezialist mehr ist und somit Informationsspezialisten Spezialisten für Nichts seien.
2. „[I]nformation is a relational concept“, welches den Zweck und die Perspektive für den Rezipienten berücksichtigen müsse.
3. „The specification of information [...] must be relative to the context and purpose“ des Informationssystems.
4. „[P]otential possibilities in documents (and relevance of documents)“ im Kontext der jeweiligen Fragestellung innerhalb einer Wissenschaft sind relevanter als der reine Dokumentinhalt.
5. „Information science is a meta-field“, welches andere Diskurse verfolgen und berücksichtigen solle.
6. Aus 5 folgt die Fähigkeit zu „information criticism and knowledge criticism“, die Informationswissenschaftler gerade bei innerhalb verschiedener Disziplinen umstrittenen Fragestellungen und in Ermangelung einer neutralen Instanz besitzen und pflegen sollen.

Es folgt mit Brenda Dervin die einzige Frau dieser Runde, die in „Information as Verb: An Information Concept“ ein interpretatives Paradox postuliert. Bei der Definition von Konzepten träge

¹³Ebd., 66.

¹⁴Hjørland (2015), 68.

¹⁵Ebd., 68f.

das unlösbare Problem auf, dass man sich Sprache und Symbolen bediene, die stets von dem eigentlichen Objekt entfernt sind, was zu einem „ever-present interpretive paradox“¹⁶ führt. Diese interpretativen Differenzen können sich neben der Sprache-Objekt-Differenz auf eine „time-space-context discrepancy“¹⁷ oder „phenomenological, psychological, cultural and/or experiential differences“¹⁸ beziehen. Dervin Lösung ist die Ververbung des Informationsbegriffes, also die Ververbung des Informationsbegriffes in ein „informationing“,¹⁹ welches den kulturellen, sozialen und kognitiven Kontext mit einbezieht und durch seinen Verweis auf die Tätigkeit seine Relativität betont. Der Entstehungskontext, die Autorinnen-Person sowie der Interpretationskontext schieben sich vor Objektivierungs- und Vereinheitlichungsbestrebungen. Den Begriff Information ersetzt sie von nun an mit der Plural-Verb-Konstruktion „informationings“, die auch auf andere Konzepte wie Kultur, Geschichte anwendbar sind („culturings, historyings“²⁰). Diese Aktivierung des Informationsbegriffs hätte, so ihre These, vor allem eine Disziplinierung der Kommunikation zur Folge.

Ken Herold bezieht sich in seiner Begriffsdefinition auf das Verhältnis von Wahrnehmung und Intuition. In seinem Kommentar „Intuiting Information“ geht er von Elijah Chudnoffs Thesen zum Verhältnis dieser Konzepte aus. Alan Turings Schriften zur Nützlichkeit von Intuition im Bereich Computertechnologie bilden den Ausgangspunkt, da diese auch auf den Informationsbegriff anzuwenden seien. In einem sehr naturwissenschaftlichen Stil reiht er nummerierte Kurzthesen zu verschiedenen, mit Buchstaben gekennzeichneten Themenblöcken aneinander. Auf der dritten Seite seines Kommentar folgen schließlich Thesen zum Informationsbegriff, die er aus den oben genannten Konzepten ableitet und mit Descartes Zeitbegriff sowie mit Floridis Informationsbegriff kontextualisiert. Demnach besäße Information einen repräsentativen Charakter („(I2) Information experiences possess (replacement) presentational phenomenology“²¹) und, angelehnt an Floridi, eine semantische Ebene.

Per Hasle klärt den Informationsbegriff in seinem Beitrag „Information as Representation or as Rhetoric“ weitestgehend mit Wittgenstein. Die Auffassung, dass Sprache die Realität repräsentiert, findet sich im Tractatus und spiegelt sich in der Praxis des Indexierens wieder, bei der ebenso angenommen wird, „that information is some kind of object and that the representation system is neutral, at least ideally“²², was bei der Organisation von Wissen, vor allem der Auffindbarkeit und Verfügbarmachung von Wissen eine sehr zielführende Sichtweise ist. Der späte Wittgenstein wendet nun ein, dass Sprache jedoch weit davon entfernt ist, neutral zu sein. Hasle weist diese Nichtneutralität der Sprache überzeugend am Beispiel der Rhetorik nach, in der Sprache immer etwas will, also von Motivation des Sprechenden geleitet ist. Für den Bibliothekskontext bedeutet das nun, dass die Verbreitung von Information und Wissen „not a transmission, but a dialogue“²³ ist.

Michael Buckland plädiert in seinem Beitrag „Information Suspect“ für ein Mißtrauen oder, milder ausgedrückt, eine gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber der Verwendung des Informationsbegriffs, da einerseits die Beziehung von Objekt und Sprache, aber auch sprachliche Unklar-

¹⁶Dervin (2015), 70.

¹⁷Ebenda.

¹⁸Ebd., 71.

¹⁹Ebenda.

²⁰Ebenda.

²¹Herold (2015), 73.

²²Hasle (2015), 75.

²³Hasle (2015), 76.

heiten generell zu berücksichtigen sind. Die Bezeichnungen eines Phänomens sollen sich, so Buckland, nur auf ihren jeweiligen Kontext beziehen. Diese Vorgehensweise, die Eigenschaften eines Phänomens zu betrachten und zu beschreiben und daraufhin den passenden Term zu wählen, gelten gleichermaßen für den Begriff Information. In einigen Kontexten sei es angemessener „[to] use some other more precise word or phrase (such as data, document, or knowledge imparted).“²⁴ Buckland lehnt zudem die Sichtweise, Information habe wahr zu sein, ab und sieht Ansätze, die die gesamte physische Welt als Information ansehen als nicht zielführend an.

Zusammenfassung

In Bezug auf die Definition des Informationsbegriffs changieren die Positionen der Autoren und der Autorin zwischen

- dem Willen nach einem (einheitlichen) Konzept,
- der Notwendigkeit eines anwendbaren Konzeptes
- der Infragestellung der Notwendigkeit, der Anerkennung der Unmöglichkeit oder der Ablehnung eines (einheitlichen) Informationsbegriffs

Die Herausgeber dieser Sammlung unterteilen die Kommentare in „systems-oriented“, „use-oriented“ und „domain-oriented perspective“, die alle parallel sowie ebenso als Mischformen im Bereich der LIS koexistieren. Die Überschrift „A Field in Search of Its Boundaries“ ist sehr treffend, da in jedem Beitrag die Grenzen des Informationsbegriffes ausgelotet und abgesteckt werden und dieser auf diese Art greifbarer und somit anwendbarer wird.

Der Informationsbegriff wird bei fast allen Autoren auf das Phänomen der Sprache beziehungsweise die Zeichenebene bezogen und zu seiner Anwendung in Beziehung gesetzt. Dieser Bezug zum (geschriebenen) Wort liegt im Bereich LIS nahe. Die Objekte sind oftmals Bücher oder Textdokumente und die LIS beschäftigt sich mit der meistens sprach- beziehungsweise schriftbasierten Verfügbarmachung von Wissen. Als Unterscheidungsmerkmal zwischen den einzelnen Kommentaren kann der Grad an Pragmatismus fungieren, also als wie kontextabhängig das Konzept „Information“ angesehen wird und ob ein Objektivitätsanspruch des jeweiligen Informationsbegriffes vorliegt. Die ontologische Informationsauffassung, bei der Informationen objektiv die Realität repräsentieren, wird jeweils um eine soziale, kognitive und kommunikative Dimension erweitert.

Die Repräsentation funktioniert nur durch Relation, also durch Kontextualisierung und diese ist prozessual, also ein aktiver Vorgang. Die Prozesshaftigkeit und Relationalität kann durch Peircesche Endlos-Semiose oder durch die Ververblichung der Information („informationings“) verdeutlicht werden. Die Kommunikationssituation kann in diesem Sinne über menschliche Kommunikation hinaus gedacht werden. So wird die ganze Welt als Argument lesbar.

²⁴Buckland (2015), 77.

Referenzen

Brier, Søren (2008): Cybersemiotics. Why Information Is Not Enough! Toronto Studies in Semiotics and Communication. Toronto : Univ. of Toronto Press.

Brier; Søren (2006): The foundation of LIS in information science and semiotics. In: LIBREAS. Library Ideas, 4: <http://libreas.eu/ausgabe4/001bri.htm>.

Capurro, Rafael; Fleissner, Peter; Hofkirchner, Wolfgang (1999): Is A Unified Theory of Information Feasible? In: Hofkirchner, Wolfgang (Hrsg.): The Quest for a Unified Theory of Information. Proceedings of the Second Conference on the Foundations of Information Science. Amsterdam etc. : Gordon&Breach, 9-30.

Kaden, Ben; Kindling, Maxi; Pampel, Heinz (2012) : Stand der Informationswissenschaft 2011. In: LIBREAS. Library Ideas, 20: http://libreas.eu/ausgabe20/texte/09kaden_kindling_pampel.htm.

LIBREAS (2014): Luciano Floridis „4th Revolution“ hat ein Bewusstseinsproblem. Meint John Searle. <http://libreas.tumblr.com/post/101354211366/john-searle-luciano-floridi> Zu: John R. Searle (2014) What Your Computer Can't Know. In: New York Review of Books. October 9-22. 2014 Vol. LXI, Number 15. <http://www.nybooks.com/articles/2014/10/09/what-your-computer-can-t-know/>

Peirce, Charles S. (1903): Lowell Lectures on Logic, CP 1.119.

Treude, Linda (2011): LIBREAS interview: Semiotics in Information Science. An Interview with Søren Brier on the application of semiotic theories and the epistemological problem of a transdisciplinary Information Science“. *LIBREAS. Library Ideas*, 19: <http://libreas.eu/ausgabe19/texte/07treude.htm>.

Linda Freyberg (geb. Treude) studierte Bibliothekswissenschaft und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie ist Dozentin am Fachbereich Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam und Stipendiatin ebendort im Rahmen des Professorinnenprogrammes am Institut für Urbane Zukunft. Sie promoviert zur Zeit zum Thema “Iconicity in Information” an der Leuphana Universität Lüneburg am Promotionskolleg Wissenskulturen / Digitale Medien und ist Redakteurin der LIBREAS.Library Ideas.

Rezension zu: Ulrich Herb (2015). *Open Science in der Soziologie: Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme zur offenen Wissenschaft und eine Untersuchung ihrer Verbreitung in der Soziologie*. Glückstadt: vwh.

Jens Wonke-Stehle

Kontext

Open Science ist ein wissenschaftspolitisches Konstrukt, das derzeit von vielen Akteuren aufgegriffen wird.

„Der Begriff [...] bündelt Strategien und Verfahren, die allesamt darauf abzielen, die Chancen der Digitalisierung konsequent zu nutzen, um alle Bestandteile des wissenschaftlichen Prozesses über das Internet offen zugänglich und nachnutzbar zu machen.“ (Open Knowledge Foundation 2016)

Durch die Zusammenführung von mittlerweile etablierten technischen Möglichkeiten der netzbasierten Zusammenarbeit einerseits und denen der digitalen Verbreitung von Wissen andererseits sollen so bisherige, analoge Limitationen des Forschungsprozesses überwunden werden:

„Der offene, durch möglichst wenige finanzielle, technische und rechtliche Hürden behinderte Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen, Forschungsdaten und wissenschaftlicher Software erweitert die Transparenz und die Möglichkeiten zur Qualitätssicherung wissenschaftlicher Arbeit, erhöht durch eine verbesserte Informationsversorgung die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft und steigert durch die Erleichterung des Wissenstransfers in Wirtschaft und Gesellschaft die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierende Innovation.“ (Helmholtz Gemeinschaft 2016)

Damit wird die Diskussion um Open Access von der Beschränkung auf den Publikationsmodus von Texten befreit und die Weiterentwicklung des gesamten Forschungszyklus in den Blick genommen.

Je nach Perspektive umfasst das Open Science-Bündel neben den bereits genannten Elementen Publikationen, Forschungsdaten und Software auch Linked Open Data, Open Review, Citizen Science sowie Open Education und mündet in einen umfassenden Diskurs zur sogenannten Openness. (vgl. Max Planck Digital Library 2016)

In welchem Maß sich die Open Science jenseits dieser Postulate bereits gegenwärtig in der Wissenschaftspraxis manifestiert, untersucht Ulrich Herb in seiner Dissertation „Open Science in

der Soziologie“, die er hybrid veröffentlicht hat: Digital unter der Creative Commons-Lizenz CC-BY-NC auf dem Online-Speicherdiens Zenodo sowie auf dem institutionellen Repository SciDok, inklusive Forschungsdaten als Supplement und schließlich gedruckt im Werner Hülsbusch Verlag.¹

Aufbau

Herb geht analog zum Titel in drei Schritten vor: Zuerst leitet er eine Definition von Offenheit ab (A), trägt anschließend zusammen, was in dieser Perspektive bereits fachübergreifend praktiziert wird (B) und fokussiert schließlich auf die Situation in der deutschsprachigen Soziologie (C).

In Teil A wird das begriffliche Instrumentarium angelegt. Basierend auf der „logische[n] Unterscheidung von entgeltfreiem und offenem Zugang zu wissenschaftlichen Informationen“ (Herb 2015, S. 12) definiert Herb fünf Untersuchungsdimensionen, die für ihn die „Bausteine der“*Offenen Wissenschaftäusmachen*:

1. „Open Access zu wissenschaftlichen Publikationen“,
2. „Open Access zu Forschungsdaten“,
3. „Open Review“,
4. „Open Metrics“ und schließlich
5. „Open Access zu wissenschaftlicher Software.“ (ebd.)

Zusammengenommen ist Open Science damit ein „Prinzip [...], das alle im Forschungszyklus anfallenden Informationsitems offen oder zumindest entgeltfrei verfügbar machen will“ (ebd., S. 9).

Ein Zwischenfazit fasst diesen Teil zusammen.

In Teil B referiert Herb fachübergreifend Studien, die Publikationspraktiken in den fünf Bausteinen der offenen Wissenschaft empirisch analysiert haben und kommt so zu einer „Darstellung des aktuellen Standes der einzelnen Open-Science-Teilbereiche (inklusive vorgetragener Argumente zugunsten der Konzepte sowie dagegen).“ (ebd., S. 7) Dieser Teil bildet die Folie, vor der die Situation der Soziologie beurteilt werden kann. In dieser umfangreichen Metastudie werden in jeder Dimension im Detail die Begrifflichkeiten und die zentralen Argumentationsfelder erläutert sowie der jeweilige Stand der Forschung referiert.

Der dritte Teil (C) ist der Analyse des aktuellen Stands der offenen Wissenschaft in der deutschsprachigen Soziologie gewidmet. Herb geht es in diesem Teil um „eine Untersuchung der Verbreitung und Akzeptanz der erwähnten fünf Open-Science-Bausteine in der Soziologie (insbesondere der deutschsprachigen) anhand einer Literaturstudie und explorativer Datenerhebungen.“ (ebd., S. 8) Die Ergebnisse seiner eigenen Erhebungen sind, soweit es die rechtlichen Bedingungen erlaubten, als Supplement zum Dissertationstext veröffentlicht. (vgl. z.B. Herb 2014)

¹DOI: <https://doi.org/10.5281/zenodo.31234> oder URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:291-scidok-62565>

Für seine eigenen Erhebungen in diesem Abschnitt stellt Herb basierend auf den Erkenntnissen der ersten beiden Teile vier Hypothesen auf:

- A. „Open Access zu wissenschaftlichen Journalen und Journalartikeln ist in der Soziologie nicht geringer ausgeprägt als in anderen Disziplinen.“ (Herb 2015, S. 321)
- B. „Open Access zu wissenschaftlichen Buchpublikationen ist in der Soziologie geringer ausgeprägt als der Open Access zu Journalen und Journalartikeln.“ (ebd.)
- C. „Die Open-Science-Elemente offener Zugang zu Forschungsdaten und -software, Open Metrics und Open Review finden wenig Verbreitung und Anerkennung in der Soziologie.“ (ebd., S. 322)
- D. „Die metrische Beschreibung von Textpublikation aus der Soziologie gelingt durch Zitationsdatenbanken schlechter als durch die Nutzung von Altmetrics, Open Metrics oder Google Scholar.“ (ebd.)

Herb bricht diese vier Komplexe auf 22 Forschungsfragen herunter, z.B: „3. Wenden Open-Access-Journale in den Sozialwissenschaften in geringerem Maß Peer Review an als Open-Access-Journale aus anderen Disziplinen? [Hypothese A]“ (ebd.), oder „15. In welchem Ausmaß machen Autoren Forschungsdaten zu Artikeln in soziologischen Journalen frei oder offen zugänglich? [Hypothese C]“ (ebd., S. 323).

Die Studie endet mit einer knappen abschließenden Bewertung.

Kritik

Hier soll kein Peer Review durchgeführt werden, sondern ein Nebeneffekt der Dissertation überprüft werden, nämlich die Frage, ob es sich lohnt, sie zu lesen. Und da absolute Aussagen immer schwierig sind, soll diese Perspektive eingeschränkt werden auf Menschen, die sich in Bibliotheken berufsmäßig mit in den Geistes- und Sozialwissenschaften Forschenden beschäftigen, z.B. FachreferentInnen.

Ja. (Und deswegen gibt es hier auch keine Spoiler.)

Herbs Text ist in seiner Anlage älter als die derzeitige Konjunktur des Begriffs Open Science. Vielleicht ermöglicht gerade das einen so klaren und wenig dem Hype geschuldeten Zugang: Was bedeutet offen und wie äußert sich das in Forschungspraktiken? Die beiden ersten Teile sind dabei so übergreifend und abstrakt angelegt, dass sie für LeserInnen auch unabhängig von deren Interesse für Soziologie funktionieren. Der Überblick über Studien zur Verbreitung von Open Science und den Effekten des offenen Publizierens ist ein äußerst wichtiger Teil der Debatte um Open Science, weil er mit dem referierten Material den Bezugspunkt für eine empirisch begründete Auseinandersetzung schafft. Die Fokussierung auf die Soziologie am Ende ist interessant, weil die Soziologie in der öffentlichen Wahrnehmung gerade nicht als Paradefach der Open Access-Kultur gilt. (vgl. Herb 2015, S. 10)

Der Aufbau ist logisch. Es stört lediglich etwas, dass die detaillierte Fragestellung erst im dritten Teil und damit sehr nah am Schluss nach zwei Dritteln Text erläutert wird (ohne dass ein Gegenvorschlag nahe läge, denn was man speziell an der Soziologie untersuchen könnte ergibt sich

nach und nach aus den Begriffsklärungen (A) und dem fachübergreifenden Überblick (C). Die Prüfung der vier Hypothesen daraufhin, ob sie „bestätigt“ werden können, erscheint verzichtbar. Sie haben eher den Charakter von empirisch fundierten Thesen. Die Forschungsfragen sind aber sowohl für die Bibliothekswissenschaft als auch für die bibliothekarische Praxis relevant.

Um einen in sich abgeschlossenen Text zu schaffen, der alle Elemente zur Bearbeitung seiner Forschungsfragen selbst enthält, also gewissermaßen einen Hypertext, den man offline lesen kann, musste Herb zwangsläufig eine Vielzahl von Ergebnissen referieren. Er tut das abwechslungsreich, mal zitiert er indirekt, mal referiert er im Fließtext, mal, wenn es die Lizenz erlaubt,bettet er Grafiken im Layout der jeweiligen Studie ein und macht so en passant klar, was „reuse“ bedeutet. Aber dieses Ansammeln von Input für die Auswertung nimmt viel Raum ein und macht den Text auch sperrig. So wäre ebenso am Ende von Teil B, dem Überblick über den Stand der Open Science, ein Zwischenfazit hilfreich gewesen.

Das Werk ist eine große Hilfe für alle, die in Bibliotheken im sozial- und geisteswissenschaftlichen Umfeld einen Überblick über sich verändernde Forschungs- und Publikationspraktiken benötigen, da ihnen eine klare Erläuterung der Terminologie, ein knapper Einstieg in die Diskussion und ein tiefer Einblick in die aktuelle Wissenschaftspraxis gegeben wird.

TL; DR:

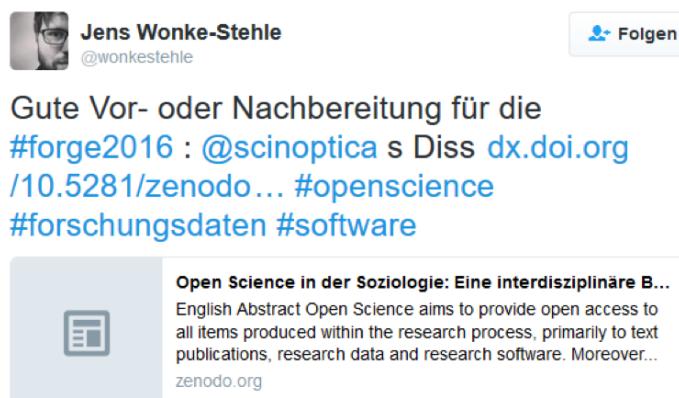


Abbildung 1: Quelle: <https://twitter.com/wonkestehle/status/776371238210002944>

Literatur

Helmholtz Gemeinschaft (2016): Open Science. https://www.helmholtz.de/forschung/open_science/.

Open Knowledge Foundation (2016): Open Science. <https://okfn.de/themen/offene-wissenschaft/>.

Max Planck Digital Library: Open Science Days: About.<http://osd.mpdl.mpg.de/>.

Herb, Ulrich (2014): Open Science in Soziologie-Journalen aus deutschsprachigen und nicht-deutschsprachigen Ländern, Daten und Auswertungen einer Journal-Stichprobe [Data set]. Zenodo. <http://doi.org/10.5281/zenodo.10786>.

Herb, Ulrich (2015): Open Science in der Soziologie: Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme zur offenen Wissenschaft und eine Untersuchung ihrer Verbreitung in der Soziologie. Schriften zur Informationswissenschaft; Bd. 67 [Zugleich: Diss., Univ. des Saarlandes, 2015]. Verlag Werner Hülsbusch : Glückstadt. ISBN 978-3-86488-083-4. <http://doi.org/10.5281/zenodo.31234> oder <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:291-scidok-62565>

Alle Links wurden zuletzt am 4.12.2016 getestet.

Jens Wonke-Stehle ist Fachreferent für Soziologie und Philosophie sowie Web Service Manager an der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.

Bibliothek und Poesie

Rezension zu: Raymund Dittrich (Hrsg.) (2016): *Bibliothek der Dichter. Eine Auswahl deutschsprachiger Bibliotheksgedichte vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart.* Leipzig: Engelsdorfer Verlag.

Ben Kaden

Dass sich ein festes Band zwischen dem Schreiben von Büchern und der Idee der Bibliothek ergibt, ist nahezu unvermeidlich. Gerade das sinnliche Erleben des Raums der Bibliothek scheint wenigstens bis tief in das 20. Jahrhundert hinein eine tiefe Wirkung auf Schreibende ausgeübt zu haben. Ob die Schreibpraxis im 21. irgendwo an diese Raum-Schreibakt-Beziehung anzuschließen vermag, wird sich erst zeigen müssen und zwar auch daran, welche Räume tatsächlich genutzt werden. Dass Raum auf Schreiben wirkt, ist offensichtlich. Aber ob es der Raum einer Bibliothek sein wird und welche Form und welche Grade der Sinnlichkeit dieser überhaupt haben wird, ist nicht vorherzusagen. Die erhabene Konzentration und Stille des Lesesaals gibt es noch. Aber sie ist für Bibliotheksnutzerinnen und -nutzer nur noch eine Option von diversen Zugängen.

In der Rückschau jedenfalls zeigt sich: wo sinnliche Wirkung vorliegt, entsteht gern auch Poesie und nicht selten verbindet sich diese auch mit Zwischenmenschlichem. „Wir saßen häufig in derselben Bank...“ eröffnet Helmut Richter sein so harmloses wie schönes Gedicht *In der Deutschen Bücherei zu Leipzig* aus den 1960er Jahren. Ähnlich, aber deutlich direkter tritt Alfred Andersch eine Lesesaalfantasie los: „eine schöne Studentin / hinter einem Haufen Bücher.“ (*Lesesaal*, 1977)

Wer diesen Spuren etwas folgt, sammelt zwangsläufig schnell eine ganze Reihe von Belegen für die Bibliothek in der Literatur zusammen. Besonders dann, wenn man für beide Welten, Bibliothek und Literatur, sensibel ist.

Auf Raymond Dittrich, Bibliothekar an der Bischöflichen Zentralbibliothek in Regensburg, trifft das augenscheinlich zu. Ausgangspunkt war für ihn Rainer Malkowskis *Gedenkblatt für eine Bibliothek*, eine Erinnerung an eine Kindheit in Westberlin und - „Am schönsten war es im Winter, / [...] Von der zugigen Plattform der Linie 96/ sprangen wir in die warme Welt der Bücher“ - offensichtlich auch eine Erinnerung an die Straßenbahnen im Westteil der geteilten Stadt. Im Monat des Jahres 1961 fuhr die 96 dann letztmalig am Blücherplatz und damit an der Amerika-Gedenkbibliothek vorbei, während der junge Rainer Malkowski zur Zeitung ging und Berlin Richtung Frankfurt/Main verließ. Es folgte die Sammlung einer erstaunlichen Zahl von Bibliotheksgedichten vom 16. Jahrhundert bis fast heute, die nun in der Anthologie „Bibliotheken der Dichter“ vorliegt. Die Maskulinform des Titels ist leider ein Wermutstropfen und irgendwie

Programm, überwiegt doch der Anteil des männlichen Blicks auf Buch und Bibliothek erheblich (das Verhältnis Dichter : Dichterinnen beträgt rund 8:1), was aber eher ein literaturgeschichtliches Problem sein dürfte, als eines desjenigen, der die Lese aus dem verfügbaren Material vornimmt.

Ebenso offensichtlich ist, dass ein Anspruch auf Vollständigkeit für eine solche Annäherung weder erwartet werden kann noch notwendig ist. Die Sammlung ist in der vorliegenden Fassung außerordentlich umfassend und vermutlich die umfangreichste publizierte zum Thema Bibliotheksgedicht. Die Kriterium der thematischen Auswahl führt naturgemäß in eine erhebliche und sehr inklusive Bandbreite an literarischer Qualität, die durch das Nebeneinandersetzen von Texten noch deutlicher wird. Zugleich liegt darin ein eigener Reiz und eine Entsprechung zur Idee der Bibliothek als inklusivem Ort.

Sophie Leutenstorfer, die jüngste in der Sammlung enthaltene Autorin, ist Jahrgang 1992 und spürbar noch auf dem Weg zu einer eigenen Sprache. Aber eben auch das Werden gehört dazu. Zudem greifen Gedichte auf verschiedenen Ebenen und wer einen ostdeutschen Hintergrund hat und die Erinnerung der aus Altenburg stammenden Dichterin Kristina Stanczewski (geboren 1978) an ihren Gang in die Bibliothek in der Erich-Mäder-Straße, wo die bis heute nachwirkenden (und schwer zu bekommenden) Bücher des Zauberland-Schöpfers Alexander Wolkow, gleitet unwillkürlich in einen Zustand des Vertrauten (*Wolkow nur mit Warteliste*, Erstveröffentlichung).

Zugleich entstehen intertextuelle Brücken. Wo sich Kristina Stanczewski erinnert „Mehr als drei [Bücher] auf einmal war'n nicht drin“ erhebt sich zugleich ein Echoraum zu Rita Doves Zeile „greedily: six books, six volumes of bliss“ (*Maple Valley Branch Library*, 1967) und in gewisser Weise die Vermutung, dass frühbiografische Begegnungen mit dem Phänomen der öffentlichen Bibliothek ganz universell prägend wirkten.

Parallel sammelt der Band sehr intensiv scharf an der Sprache operierende VertreterInnen der Dichtkunst, von Thomas Kling und Wulf Kirsten bis zu Ernst Jandl oder auch Ron Winkler. Und unvermeidlich entdeckt man auch Gottfried Benns delirierende Staatsbibliothek, dieses „Satzbordell“ und eines der bekanntesten und einprägsamsten Exemplare der Bibliothekslyrik.

Was, wie eingangs angedeutet, auffällig fehlt, ist die jüngste und mittlerweile auch schon wieder mittelalte Variante der Bibliothek, nämlich die digitale. „Wurde der bücherlosen Bibliothek ... je ein Gedicht gewidmet?“ fragt der Herausgeber. Eventuell braucht dessen Entstehung noch Zeit, denn generell befinden sich das Digitale und das Poetische noch in einer Kennenlernphase und aufgrund der reduzierten Sinnlichkeit der binärcodierten Lebenserfahrung und dem Hunger nach Spürbarem seines Gegenparts kann es noch eine Weile dauern, bis Post-Internet-Lyrik mit einem gewissen Berührungspotential vorliegt. Bislang stehen das Digitale und das Poetische eben im Gegensatz, in ihrer eigenen Meta-Binarität, und es gilt Gail Mazurs Einsicht aus dem Gedicht *Inventory*: „your data will never add up—Clarity, I think we're done here.“ Eine mögliche Spur liegt darin, diese antagonistische Verhältnis zu thematisieren, wie es Robyn Schiff in ihrem soziophoben Text *H1N1* unternimmt: „being read from the book of life, / which is available on Kindle / and allows me to avoid the public library“.

Aber vielleicht schaut man auch einfach an der verkehrten Stellen und die Poesie ist längst in animated Gifs visualisiert vorhanden und zwar auch mit Bezug zum Phänomen der Bibliothek. Möglicherweise ist die digitale Poesie etwas, das sich außerhalb der Lyrikkabinette und Literaturhäuser entfaltet, weil sie ohnehin mehr in Bildern und Loops spricht und nicht in Strophen.



Abbildung 1: THE DAY BOOKS WENT BLANK. Quelle: <https://giphy.com/gifs/usnationalarchives-vintage-l0HISF89is7bCAjte>, Katalognachweis: <https://catalog.archives.gov/id/52738>

„ganz leise leise kurz blink kurz ganz kürzest / ist es da und blink blink geklimpert / schon ist es wieder fort“ - vielleicht fasst es Judith Nika Pfeifers *blinkts* aus dem Jahr 2012 bislang am passendsten. Aber von der Bibliothek erzählt es nichts. Die Frage, wie die Poesie der digitalen Bibliothek aussehen wird, bleibt vorerst unbeantwortet.

Aus dieser Perspektive ist die Sammlung zu den Bibliotheken der Dichter auch eine der Erinnerungen, ein willkommener Zeitspeicher, der an einer außerordentlich deutlichen Schnittkante der Entwicklungen dessen, was wir unter Bibliothek verstehen, erschien, hoffentlich noch in den Bestand gelangt, um dort in aller Selbstreferentialität in eine medial und auch poetisch sehr offene Zukunft zu übersetzen.

Quellen

Rita Dove: *On the Bus with Rosa Parks*. New York: Norton, 1999

Gail Mazur: *Forbidden City*. Chicago; London: The University of Chicago Press, 2016

Judith Nika Pfeifer: *nichts ist wichtiger / ding kleines du*. Wels: mitter verlag, 2012

Robyn Schiff: *A Woman of Property*. New York: Penguin, 2016

Alle weiteren zitierten Gedichte stammen aus dem besprochenen Band.